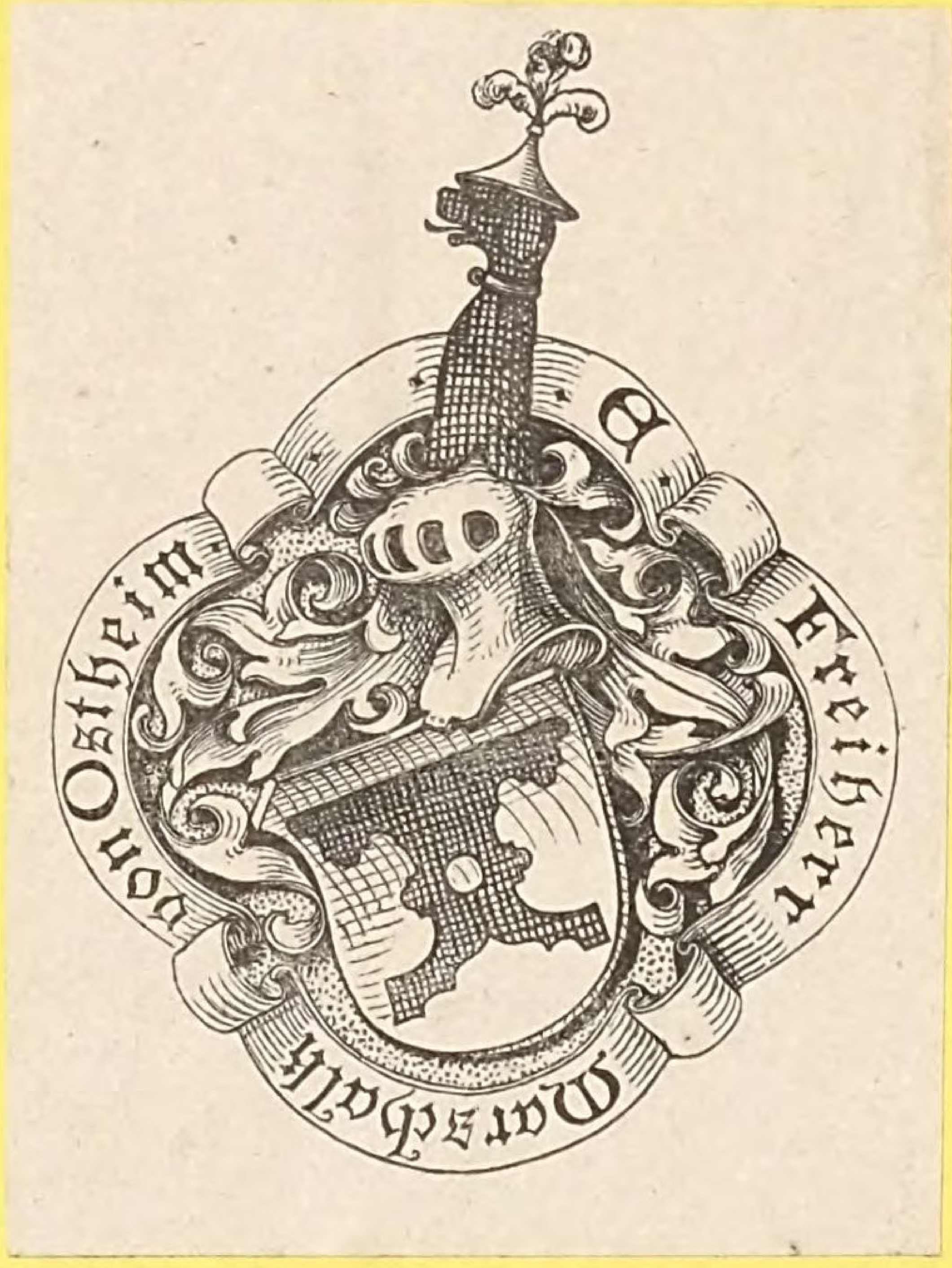


Nov. q. 18/1

M. v. O.
Geogr.
q. 10/1

Nordland-Fahrten.

Erster Band.

Malerische Wanderungen

durch

Norwegen, Schweden, Irland und Schottland.

Mit besonderer Berücksichtigung

von

Sage und Geschichte, Literatur und Kunst.

Geschildert durch

Francis Broemel, Dr. Hans Hoffmann

und

Richard Oberländer.

Illustrirt durch viele Holzschnitte nach Originalzeichnungen der bewährtesten Künstler.

Leipzig,

Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn.

1881

Nachdruck
des Textes sowie Nachbildung der Illustrationen sind verboten
und werden gerichtlich verfolgt.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Druck von Hundertstund & Pries in Leipzig.

Vorwort zur ersten Abtheilung

der

Nordland-Fahrten.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt. —

Wir leben in einem reiselustigen Jahrhundert. Kaum sind die aufregenden Wintervergnügungen verrauscht, da legt man sich schon die stereotype Frage vor, wo der Sommer, oder ein Theil desselben zuzubringen sei, denn an die Möglichkeit, ihn in ruhiger Beschaulichkeit und in der Heimat zu genießen, wird in sehr vielen Kreisen selten oder gar nicht mehr gedacht.

Noch erinnern sich unsere Väter, daß früher selbst eine kurze Reise mit allerlei Ungemach und sogar mit Fährlichkeiten verknüpft war, heutzutage sorgen Bahnverwaltungen und spekulative Reiseunternehmer dafür, daß selbst größere Entfernungen billig, auch thunlichst rasch zurückgelegt werden, und auf den großen Touristenstraßen findet man in den Fremdenherbergen allen erdenklichen Komfort (freilich überall nach einer und derselben Schablone) so vereinigt, daß man nur noch selten in der Fremde die häusliche Bequemlichkeit vermißt.

Neben den neuerdings immer mehr in die Mode kommenden Seebädern, ist es namentlich der Süden Europas, welcher die nach Sehenswürdigkeiten jagenden Touristen und die skizzensuchenden Künstler anlockt, denn dort glauben sie Alles vereinigt zu finden, was ihren verwöhnten Sinnen noch Reize zu bieten vermag. Weniger leicht erreichbar, und deshalb auch weniger gekannt und aufgesucht ist der Norden Europas, und dennoch ist derselbe an eigenartigen Schönheiten sehr reich und verdient in nicht geringerem Grade näherer Beachtung gewürdigt zu werden.

Wir halten es für eine dankbare, ja für eine verdienstliche Aufgabe, durch Wort und Bild die Aufmerksamkeit der sich jährlich mehrenden Reiselustigen nach jenen minder bevorzugten Ländern zu lenken. Vertrauensvoll wolle man sich unserer Führung auf einer Fahrt nach den Nordlanden anvertrauen: eine Fülle ungeahnter, reizvoller Landschaftsbilder, reich durchwoben mit sagenhaften, historischen und literarischen Erinnerungen, ein gelegentlicher Seitenblick auf das Leben und Treiben, auf die Charaktereigenthümlichkeiten, auf die Sitten und Sprachen der Völker, die wir an ihren heimischen Herden zu belauschen Gelegenheit nehmen wollen, werden in ausgiebigster Weise dafür sorgen, daß trotz der weiten, oft beschwerlichen Wanderung Niemand ermüde.

Unser erster Ausflug führt uns nach Norwegen, in eine großartige, wilde, und rauhe Natur, nach Landschaften von düsterer, schier erschreckender Erhabenheit; wir lernen dort aber auch, im wundersamen Gegensatze, ebenso lachende und liebliche Gefilde kennen, wie sie unsere Phantasie sonst nur in südlichen Geländen zu träumen gewohnt ist.

Von den Gestaden der Fjords und aus dem Schärengarten des Skagerracks ist die Entfernung nur kurz nach dem stammverwandten Schweden, nach dem Lande der „Franzosen des Nordens", denen ihre Freunde Leichtlebigkeit, Vergnügungslust, liebenswürdigste Höflichkeit, gesprächige Gewandtheit und geistreiche Lebendigkeit nachrühmen, während ihre Gegner als schwarze Schatten Unaufrichtigkeit und geziertes Wesen, Leichtsinn, ja sogar eine gewisse Liederlichkeit dagegen setzen. Eine Fahrt über den vielgewundenen Mälarsee bringt uns nach dem vornehmen und prächtigen Stockholm, von da aber trägt uns die langgestreckte Wasserstraße des weltbekannten Götakanals über den Wetter- und Wenersee quer durch das schwedische Land. Eine Seitentour durch den Dalslandkanal nach dem Trolhättafall bildet den würdigen Abschluß unserer skandinavischen Reise.

Im steten Kampfe mit seinem mächtigeren Nachbar begriffen ist Paddy, der trotz aller Schicksalsbedrückung stets heitere, „Blarney"-liebende Sohn der grünen Insel Erin, dessen wahren Charakter mit allen seinen Tugenden und Fehlern wir aus den lebenswarmen und wahren Schilderungen eines berufenen Verfassers kennen und verstehen lernen. Die landschaftlichen Reize und Eigenthümlichkeiten Irlands vergegenwärtigen eine Fülle von Illustrationen.

Nach Schottland, in das Land der Könige und Helden, des Kampfes und Jagdgetümmels, der Lehnsherrlichkeit und Vasallentreue, nach Schottland in das Land der romantischen Weihe und der Dichtersehnsucht, zur Heimat der königlichen Maria Stuart und des patriotischen Barden Sir Walter Scott verfolgen wir weiter unsere nordischen Fahrten.

Hier thun sich uns abwechselnd Scenerien von wildromantischer Majestät und wahrhaft idyllischem Liebreize auf: finstere, in dunkeles Haidebraun gekleidete Berge mit schwarzgrauen Felswänden im Hintergrunde; grüne und frisch von Waldes- und Wiesenduft durchhauchte und in sanften Senkungen zu weiten Thalflächen und milden Fluren abfallende fruchtbare Hügel, die jenen verständnißvollen und sorgsamen Anbau zeigen, welcher der schottischen Landwirthschaft zu so hohem Rufe verholfen hat.

Diese mächtigen Eindrücke werden noch verstärkt durch die uns auf Schritt und Tritt begegnenden Spuren einer ereignißreichen Vergangenheit, die unsere Einbildungskraft um so tiefer erfassen, je düsterer die Menschen und ihre Thaten sind, von denen sie erzählen, und je unentwirrbarer Sage und Geschichte, Dichtung und Wirklichkeit ihre Fäden in einander schlingen.

Nach England und Wales und dann heimwärts, die Kanalinseln berührend, werden die zwei folgenden Abtheilungen der Nordlandfahrten unsere neugewonnenen Freunde geleiten.

Leipzig, im April 1881.

Die Redaktion.

Inhaltsübersicht der ersten Abtheilung

der

Nordland-Fahrten.

Norwegen von Hans Hoffmann.

Landschaftliche Reize 1. — Der Schärengarten des Skagerracks 2. — Die rauhen Schäreneilande 3. — Der Stavanger Fjord. Harald Haarsagar 6. — Bergen 7. — Norwegische Reisemethoden (Stolkjärren — Kariols) 10. — Der Skydsgut. Ländliche Mundarten 11. — Norwegische Alpenscenerie. Am Hardangerfjord 13. — Der Vöringfos, der Ringedalsfos 15. — Der Gletscher Buarbrä 19. — Fahrt nach Stalheim 21. — Die Stalheimsklev 23. — Der Schulmeister von Gudvangen 24. — Am Sognefjord 26. — Die Holzkirche von Borgund 30. — Blick in die einsamen Fjeldstuen 31. — Durch das wilde Jostedal 33. — Die Binnenseen Jölstervand und Bredeimsvand 34. — „Die Landhandler." Charakteristik der Landbewohner 37. — Von Moldestad nach Hellesylt 39. — Der Geirangerfjord 39. — „Der norwegische Montblanc" Galdhöpig. Bodengestaltung Norwegens 45. — Nordische Sennerinnen 47. — Durch das Romsdal nach Drontheim 49.

Mit 31 Abbildungen: Am Fjord von Ulvik 1. — Der Fjord von Stavanger 3. — Der Walkendorff-Thurm in Bergen 5. — Bai von Bergen 8. — Kirche von Vossevangen 9. — Eine Schlucht bei Eide 11. — Am Sörfjord 12. — Der Osefjord 14. — Der Vöringfos 16. — Der Ringedalsfos 17. — Der Espelandsfos 18. — Der Gletscher Buarbrä 20. — Blick von Stalheim in das Näröдal 21. — Am Sognefjord 22. — Der Salveklevfos 23. — Am Näröfjord bei Gudvangen 25. — Am Lärdalsfluß 28. — Die Kirche von Borgund 29. — Am Dalsfsfjord 32. — Nedre-Vasenden 33. — Moldestad 36. — Faleide 38. — Horningdalskrakken 40. — Im Nebbedal 41. — Der Burdalsfos 42. — Am Geirangerfjord 43. — Die Troldtinder, vom Romsdal aus gesehen 45. — Der Slettafos 48. — Der Mongefos 49. — Kathedrale von Drontheim 51. — Bauernhaus in Thelemarken 52.

Schweden von Hans Hoffmann.

Eine Fahrt auf dem Mälarsee 52. — Die Königsstadt Stockholm, das „nordische Venedig" 53. — Charakteristik des Volkes 55. — Die Schwedische Sprache 58. — Sommerausflüge 59. — Unterscheidende Charakterzüge zwischen Norwegern und Schweden 60. — Die Deutschen in Schweden 61. — Auf dem großen Götakanal 62. — Der Trolhätta 63. — In Gotenburg 64.

Mit 6 Abbildungen: Am Mälarsee 53. — Der königliche Palast in Stockholm 56. — Der Thiergarten bei Stockholm 57. — Ruine Stegeborg 60. — Aquäduct des Dalslandkanals 61. — Der Trolhättafall 64.

Irland von Francis Broemel.

Der „weinende Himmel" Irlands 65. — Charakteristische Unterschiede zwischen Engländern und Irländern 66. — Geschichte des Landes und der Unterdrückung 68. — Irischer Volksgeist 70. — Ein Ritt von Dublin aus in das romantische Land. Landschaftliche Schönheiten der fruchtbaren Grafschaft Wicklow 71. — Die Thäler Dargle, Glendalough und Avoca 74. — Kilkenny 75. — Die Katzen von Kilkenny 77. — In der Grafschaft Tipperary 78. — Die Abtei vom heiligen Kreuz und die Felsen von Cashel 78. — Der Schwarzwasserfluß 80. — Sir Walter Raleigh's Besitzung „Myrten-Hain" bei Lismore und die ersten Kartoffeln in Europa 81. — Der Talisman des Blarneysteins 82. — Die Seelandschaften von Killarney 83. — Das „süße Innisfallen" 85. — Der Engpaß von Dunloe 87. — Der Carran Tuel 91. — Die Ufer des Shannon 92.

Mit 18 Abbildungen: Innisfallen, Killarney 65. — Der Skalp 68. — Im Thale von Dargle 69. — Glendalough 72. — Im Thale von Avoca 73. — St. Canice's Stufen in Kilkenny 75. — Die Abtei vom heiligen Kreuz 76. — Der Felsen von Cashel 77. — Schloß Strancally 80. — Templemichael: Schloß und Kirche 81. — Dromana 81. — Walter Raleigh's Haus in Yonghall 84. — Schloß Blarney 85. — Roß-Island, Killarney 88. — Der Wasserfall des Torc, Killarney 89. — Der Engpaß von Dunloe 90. — Cruacha dhu Mac Gillicuddy 91. — Die alte Wehrbrücke, Killarney 92.

Die Westküste Irlands. Irland, die Insel „St. Patricks“ 94. — Das Lied von „der schwarzen Rosalinde“. Die sieben Kirchen von Clanmacnoise 96. — In und um Kilkee 98. — Die irische Revolution. White boys 99. — Der Bund der vereinigten Irländer 100. — Cong, die ehemalige Residenz der Könige von Connaught 102. — Das wilde Connemara 103. — Die Männer von Galway 104. — Clare-Insel 106. — Die Grafschaft Donegal 107. — Antrim 109. — Der Felsensteg der Riesen 114. — In der Landeshauptstadt Dublin 117. — Typus des Irländers, Zukunft des Landes 118.

Mit 16 Abbildungen: Die Clare-Insel an der Clew Bai 94. — Clanmacnoise 97. — Felsen in der Umgegend von Kilkee 99. — Die Taubenhöhle 102. — Die zwölf Nadeln von Binabola 103. — Kilala 104. — Aussicht von der Moyne-Abtei 105. — Carrigan Head 106. — „Nur Eines Mannes Paß“ 108. — Dunluce-Castle 109. — Der Riesen-Schornstein 110. — Die Riesen-Orgel 111. — Der Felsensteg der Riesen 112. — Carrick-a-Rede 113. — Der Gray-Man's Steg 116. — Howth 118.

Schottland von Richard Oberländer.

Die Grampians. Physiognomie des Landes 121. — Die Wasserfälle des jungen Clyde 125. — Die Carse von Stirling. Schloß Falkland 127. — Stadt und Schloß Stirling 128. — Das Schlachtfeld von Bannockburn. Bothwell Bridge 129. — Ben Lomond und Loch Lomond 132. — Loch Katrine. Ellen's Insel. Die Jungfrau vom See 135. — Der Benvenue 136. — Im Thal von Glenfalloch 138. — Die Hütten der Bewohner des Landes 139. — Innere Einrichtung 140. — Die Engschlucht Glen Tilt 140. — Die Kette des Ben Gloe 142. — Das wildreiche Braemar 142. — Balmoral, die Sommerresidenz der Königin Victoria von England 144. — An den Ufern des Dee 146. — Sprache, Geschichte, Tracht, Sitten, Gebräuche der Gaelen und Altschotten 147.

Mit 15 Abbildungen: Die Grampians, vom Boat of Garten 121. — Die Stonebyres-Fälle des Clyde bei Lannark 124. — Schloß Falkland 126. — Die Brücke bei Stirling 127. — Die Brücke über die Bracklinn-Fälle 130. — Loch Lomond und Insel Inveruglas 131. — Der Silberstrand, Loch Katrine 134. — Ellen's Insel im Loch Katrine 136. — Der Benvenue 137. — Glenfalloch 139. — Glen Tilt 141. — Ein Hochlandstrom 142. — Der Linn of Dee 143. — Gegend um Braemar 145. — Die Eremitenbrücke bei Dunkeld 146.

Von Loch Neß nach Loch Eil. Invernesshire. Das große Thal von Kaledonien 150. — Inverneß, die Residenz David's I. 151. — Das Schlachtfeld von Culloden Moor 152. — Prinz Charlie 153. — Erinnerungen an Macbeth: Die Haide von Forres, Schloß Cawdor 155. — Sage von der Gründung des Schlosses 158. — Der kaledonische Kanal. Fahrt auf demselben 158. — Das Thal Glencoe, das Heimatland und die Ruhestätte Ossians 159. — Die Teufelstreppe 162. — Das Gemetzel von Glencoe 162. — Oban 162. — Fahrt von Oban über die Inseln Mull und Jona nach dem Wundereiland Staffa 164. — Die Fingalshöhle auf Staffa 165.

Mit 11 Abbildungen: Culloden Moor 150. — Inverneß 152. — Der Dhruim 153. — Die „Ställe des Königs“ auf Culloden Moor 154. — Schloß Cawdor 155. — Der Craig-Dhu, vom oberen Theile des Thales Kinguissie aus gesehen 156. — Loch Neß 157. — Der Wasserfall von Foyers 159. — Ballachulisch: Eingang in's Thal Glencoe 160. — Im Paß von Glencoe 161. — Die Fingalshöhle auf Staffa 165.

Edinburgh und das Tiefland im Süden. Ausflüge nach dem Park von Hawthornden und nach der Roslin-Kapelle 168. — Die Roslin-Kapelle in Sage und Geschichte 170. — Die alte Veste Tantallon 171. — Die Vogelinsel Baß-Rock 171. — Nach Abbotsford, der Heimat Walter Scotts 173. — Die Burschen von Galashiels 173. — Besichtigung der Erinnerungen an Walter Scott in Abbotsford 175. — Abtei Dryburgh 178. — Geschichtliches 179. — Dryburgh, die Ruhestätte des großen Barden 180. — Melrose. Michael Scott's, des Wundermann, Thaten 181. — Die Abtei Melrose und das „Lied vom letzten Minstrel“ 182. — Die Cheviot-Berge. Schloß Linlithgow 183. — Edinburgh 183. — Blick auf die Stadt von Arthur's Sitz 183. — Die Altstadt. Highstreet, Canongate, Lawnmarket. Das Herz von Midlothian 185. — Das Gasthaus „Zum weißen Roß“ 186. — Erinnerungen an den schottischen Reformator John Knox 187. — Die Neustadt mit ihren Straßen und Palästen 187. — Erinnerungen an die Alte Burg. Die Hafenstadt Leith. Portobello 189. — Der Holyrood-Palast. Reliquien der unglücklichen Königin Maria Stuart 190. — Abschied von Schottland 192.

Mit 12 Abbildungen: Schloß Holyrood 168. — Hawthornden 169. — Der Lehrlingspfeiler in der Roslin-Kapelle 170. — Die Veste Tantallon 172. — Der Spindelfelsen 174. — Abbotsford 176. — Abtei Dryburgh 179. — Sir Walter Scott's Grab in der Abtei Dryburgh 180. — Schloß Linlithgow 184. — Canongate Tolbooth 185. — Gasthaus „Zum weißen Roß“ 186. — Straßen und denkwürdige Gebäude im alten Edinburgh 188. — Queen Mary's Porträt 191.



Am Fjord von Ulvik.

Norwegen.

Wer zum erstenmal sich übers Meer nach Norwegen aufmacht, wird es wahrscheinlich thun in der Erwartung, eine großartige, wildfurchtbare Natur, Landschaften von düsterer, schier erschreckender Erhabenheit zu finden; und wer dann etwa den östlichen Weg über Kopenhagen durch das Kattegat wählend, den nordischen Boden zuerst in Christiania betritt, der wird sich wundersam überrascht fühlen, wenn er hier vielmehr so lachende und liebliche Gefilde vor sich sieht, wie sie unsere Phantasie sonst nur in südlichen Geländen zu träumen gewohnt ist. Ueber dem breiten blauen Fjord erhebt sich, langsam aufsteigend, ein herrliches grünes Land voll üppigsten Pflanzenwuchses, in mäßiger Ferne umschlossen von einem weiten Kranz sanftgeschwungener und

reichbewaldeter Berge, und mitten darin, von blühenden Gärten umrahmt, die schimmernde langgedehnte Stadt, dem klaren Wasser sich entgegensenkend; die Flut ringsum reich belebt von hochmastigen Schiffen und kleinen weißen Segeln, die leicht dahingleiten zwischen den zahlreichen hier und dort versprengten Felseninseln hindurch — dies alles ist so freundlich und einschmeichelnd, so heiter bewegt, so wohnlich und wonnig, daß man, zumal an sonnenklaren, heißen Tagen sich eher im glücklichen Hesperien als im skandinavischen Norden wähnen könnte.

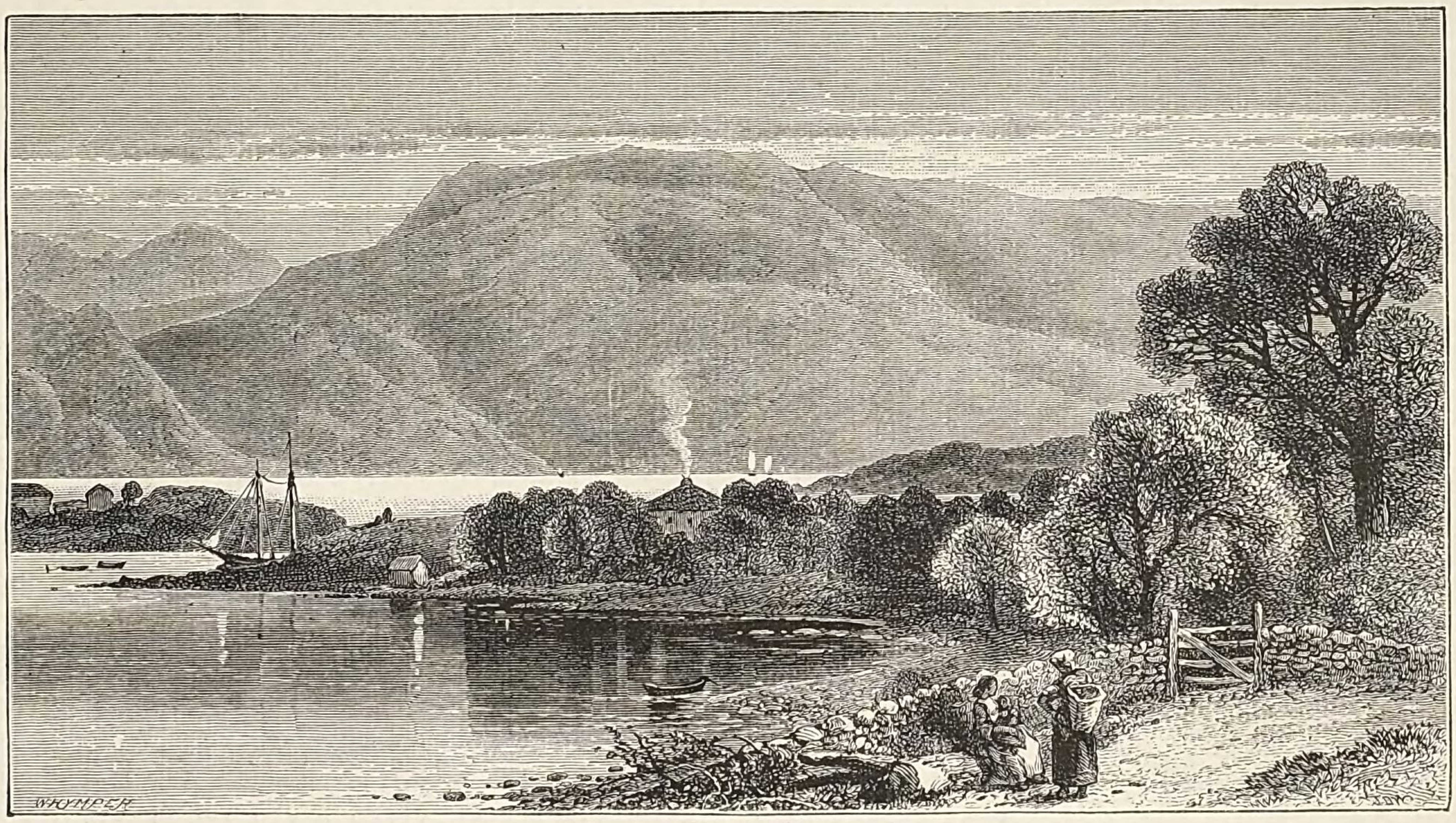
Und wieder muß man die reizende Landschaft sehen in der prächtigen Sommernacht von den Wällen der alten Festung Aakershus oder vom Boot auf dem Fjord: da ist keine Mitternacht, wie wir sie daheim „im Süden", in Deutschland, kennen, kein schweres, schattendes, verhüllendes Dunkel, kein sternbesäter Himmel, auch kein Silberglanz des Vollmondes — selbst dieser sanftmüthige Freund unserer Nächte ist aus der nordischen Hochsommerzeit als nutzlos und überflüssig fast verwiesen: seine Scheibe ist matt und glanzlos, sein kranker Schimmer wird überflutet und verzehrt von höheren siegreichen Lichtgewalten. Zwar die Siegerin selbst, die Sonne, ist nicht sichtbar, aber herrlich und unverwüstlich leuchtet von Norden her der Abglanz des verglühten Abends zugleich und das erwachende Morgenroth und durchdringt und erfüllt das stille Grau der leise webenden Dämmerung. Diese Nachtbeleuchtung hat wärmere, mehr gelbe Töne als das bläuliche Mondlicht, sonst entfaltet sie ganz dessen geheimnißvolle Schönheit, ja sie ist noch stimmungsvoller, feierlicher durch die Schattenlosigkeit der Gegenstände; nur eine gleichmäßige, zarte Dämmerung ruht wie ein duftiger Schleier freundlich über der Erde, Wenig verbergend, Alles verklärend und mildernd. Unendlich beruhigend wirkt das tiefe, schlummerlose Schweigen solcher Nächte im friedlichen Gegensatz zu dem still fortwachenden Leben des Tageslichts.

Diese köstlichen Sommernächte sind ein wundervoller Vorzug des hohen Nordens — für uns, die wir sie nicht zu erkaufen haben durch die endlosen Finsternisse des Winters. In der alten Göttersage spiegelt sich lebendig jener gewaltig wechselnde Kampf zwischen Licht und Dunkel: der schöne Liebling der nordischen Mythe ist Baldur, „der weiße Gott", der Gott des sommerlichen Tages, der sonnigen Helle; aber sein Leben und sein Glück ist kurz, sein Bruder Hödur, der blinde, die Nacht und der lichtlose Winter, tötet ihn, und er muß hinab zur bleichen Hel, obgleich er der schönste und geliebteste Gott ist. Der nordische Sommer ist herrlich und licht, aber kurz und vergänglich.

Nicht überall freilich zeigt die norwegische Natur ein so lächelndes Antlitz wie an den gesegneten, fruchtreichen Gestaden des großen Fjords von Christiania; man wird sie gar bald von einer andern Seite kennen lernen, wenn man es unternimmt, die breite südwestliche Halbinsel Norwegens zu umschiffen, Stavanger und Bergen als Ziel erstrebend. Sobald das Dampfschiff aus dem Fjord in den „Schärengarten" des Skagerracks eingetreten ist und durch dies wunderbare Labyrinth von Klippen und Inseln seinen oft ganz engen und schwierigen Weg weiter sucht, welch ein grausam verändertes Bild nordischer Landschaft!

Da ist nichts mehr als eine nackte, graue, wüst zerrissene Felsenküste, niedrig am Rande, sodaß man eine ziemliche Strecke in das allmählich sich höher aufthürmende kahle, freudenlose Land hineinblicken kann; Stein und wieder Stein, selten einmal ein Bäumlein, eine Birke oder Föhre, ängstlich und einsam in einer Spalte haftend; Alles leblos, öde und trübselig, ein stumpfes Grau in Grau, ein einförmig düsteres Gemälde von tief melancholischer Stimmung.

Von Zeit zu Zeit treten die rauhen Schäreneilande, welche die skandinavische Küste in endlosem Zuge begleiten, weiter auseinander und lassen das Land unbeschützt, so daß man den Blick auf das offene Meer gewinnt. Nirgends wohl mag man mehr als hier den



Der Fjord von Stavanger.

Eindruck der homerischen grauen, unfruchtbaren Salzflut haben: so characterlos ist dieses furchtbare, erderschütternde Element, daß es sich allen Launen des herrschenden Landes willig fügt und von ihm erst Gestalt und Schöne, individuelles Leben und Angesicht empfängt. Ist das noch dasselbe Wesen, die lichtstrahlende, tiefblaue Meerflut an den Gestaden Neapels und Siciliens, umkränzt von den herrlich geformten, sonnigen Bergen, umblüht von lichter hellenischer Poesie — und hier die trostlose, bleigraue, nebelumhauchte, von Göttern und Menschen verlassene Wasserwüste unter gestaltlosen Felsenmassen? Dort im Süden ist das Meer die „Mutter der Schönheit, der schaumentstiegnen", freudig belebt von Nereiden und lieblichen Nymphen, selbst die verrätherischen Sirenen sind schön von Angesicht und schön von Stimme: hier aber tummeln sich nächtlich böse und häßliche Trolle, die auf Walfischen reiten, verderbensinnend.

Das unfruchtbare Meer! — Und dennoch, nirgends verdient es in Wahrheit weniger diesen Namen: denn gerade hier ist es vielmehr das einzige fruchtbare Element; wo die

starre Erde fast dem Grashalm Boden und Heimatsrecht versagt, da tritt das so gescholtene Meer ein und gewährt dem Menschen die Möglichkeit des Lebens und der Ernährung. Hie und da erblickt man auf einem Schäreneiland oder an der Steinküste selbst in grenzenloser Einsamkeit eine einzelne Fischerhütte oder deren einige wenige beisammen. Welch ein Loos muß das sein, hier zu leben und ganz allein den Kampf ums Dasein mit den stürmischen Wogen zu kämpfen! Was ist die von Platen besungene Stille und Weltabgeschiedenheit der Fischer an der kleinen Marina von Capri gegen diese Einöde! Wenn dort

Nur die verwilderte Myrte noch blüht und der wuchernde Cactus,
Aus unwirtlichem Stein, nur wenige Blumen und Meergras —

was ist hier auch nur davon? Und dort brauchen sie nur den kleinen Berg zu ersteigen, und sie sind im goldenen lachenden Capri unter fröhlichen Menschen, und sie haben ihren Wein und ihre Lieder — was ist hier davon?

Gleiches Geschäft erbt stets von dem heutigen Tage der nächste,
Immer das Netz auswerfen, es einzieh'n, wieder es trocknen
Ueber dem sonnigen Kies und wieder es werfen und einzieh'n.

In solcher Umgebung mag uns wohl eine stille Kultursehnsucht überkommen, und wir werden mit verdoppeltem Genuß uns der mancherlei guten Gaben des Bacchus und der Ceres erfreuen, welche das kleine Kulturcentrum unseres stattlichen Schiffes zu bieten hat; die zarten Krabben, der Hummer und der treffliche Lachs in erfinderisch wechselnder Zubereitung werden uns das liebe fruchtbare Meer mit freundlich dankbaren Augen betrachten lehren. Aber dennoch, trotz wackerer Leibespflege und gesunden Appetits begrüßen wir nach fast zweitägiger, sehr einförmiger Reise mit Freude den Hafen von Stavanger — mit doppelter Freude, wenn wir etwa kurz zuvor während der siebenstündigen Fahrt längs der übel berufenen Küste von Jäderen den trüben Mächten der Seekrankheit erlegen sind. Denn hier an diesem gänzlich schärenfreien, dem vollen Anprall der offenen Nordsee und des Westwindes ausgesetzten Strande hat jenes arglistige Ungethüm seine Heimat und Höhle, hier lauert es, und packt und würgt alljährlich zahllose Opfer. . . .

Doch, Gott sei Dank, wir sind seefest, und im Nothfall hilft uns ein kräftiger Drontheimer Aquavit den übeln Feind vom Halse zu halten.

Stavanger liegt an einer schönen weiten Bucht des Buknefjords, des südlichsten der großen westnorwegischen Fjorde, jener wundersamen „Meeresfinger", welche die neugierige Meergöttin mit so emancipirter Keckheit bis ins innerste Herz des Landes und mitten zwischen die starren, stolzen alten Herren, die silberlockigen Felsen des weltscheuen Gebirges hineinstreckt, um seine häuslichen Verhältnisse, von denen ihr sonst nur die bejahrten Ströme aus halbverwischter Jugenderinnerung einige verdächtige Geschichten zu erzählen wissen, einmal von den geschwätzigen Quellen und renommistischen Wasserfällen aus erster Hand zu erlauschen. Schwerlich wird irgendwo in der Welt — selbst nicht im vielgegliederten Hellas



Der Walkendorff-Thurm in Bergen.

— ein gleich intimer Verkehr, eine gleich unentwirrbare Verschlingung von Land und See wiedergefunden.

Der Fjord von Stavanger ist freilich noch der schüchterneren einer und wagt es nur erst, sich unter mäßig hohe und sanfter geformte Berge zu mischen. So ist denn die Lage der Stadt freundlich und hübsch, ein angenehmes Vorspiel noch höherer Schönheiten. Der Ort selbst, durch Schiffahrt und Fischerei von nicht geringer Bedeutung, giebt ein gutes Bild nordischer Mittelstädte: schmale, hügelige, saubere Straßen von recht wohlhabendem Aussehen, niedrige, durchweg hölzerne Häuser, die etwas gemüthlich Wohnliches und Wärmendes haben, Alles neu und nett, — ein Vorzug, den all diese nordischen Städte allerdings nur dem nicht eben beneidenswerthen Umstande zu verdanken haben, daß von Zeit zu Zeit durch eine allgemeine Feuersbrunst gründlich mit allem Alten aufgeräumt zu werden pflegt. Trotzdem hat sich Stavanger eine schöne alte Domkirche bewahrt, deren Schiff nach normännisch-englischer Bauart mächtige, kernhafte Pfeiler und Rundbogen aufweist, während der jüngere Chor in gothischer Wölbung emporsteigt: das Ganze ein ehrwürdiges steinernes Zeugniß, daß der Wohlstand der Seestadt nicht erst neueren Datums ist.

Die Weiterfahrt nach Bergen, welche noch mindestens zwölf Stunden in Anspruch nimmt, geht zunächst durch den breiten, der Nordsee geöffneten Buknefjord, dann durch den schmalen, grauen und langweiligen Karmsund bis zum Städtchen Haugesund, in dessen Nähe ein hoher Obelisk aus Granit Kunde giebt, daß hier der erste norwegische Gesammtkönig, der große Eroberer Harald Haarsagar, von den ruhmreichen Thaten einer fast sechzigjährigen Regierung ausruht. Vor ihm zerfiel das langgestreckte Land in eine große Zahl einzelner Herrschaften unter dem patriarchalischen Regiment von „Kleinkönigen". Ein solcher war ursprünglich auch Harald Schönhaar, doch hatte schon sein Vater den Umfang der Herrschaft bedeutend erweitert. Als Harald noch ein Jüngling war, so erzählt eine hübsche Sage, warf er seine Augen auf die schöne und starke Tochter eines reichen Bonden der Nachbarschaft und bot ihr sein Herz und seine Hand. Doch die Bauerntochter war so stolz als schön, sie lachte und sprach, ein Kleinkönig sei ihr zu gering, nur ein Herrscher über ganz Norwegen solle auch ihr Herr sein. Da zog Harald gewaltigen Muthes aus und eroberte ihr das Reich. Im Hafrsfjord, südlich von Stavanger, gewann er im Jahre 872 den entscheidenden Seesieg über seine letzten Gegner.

Viele aber von den alten freien Kleinherrschern, deren trotzige Seelen Haralds Joch nicht zu tragen vermochten, verließen mit ihrem Anhang das Vaterland und zogen übers Meer, um sich im fernen eisigen Island eine noch rauhere, aber freie Heimat zu suchen.

Und wir ziehen stumm, ein geschlagen Heer,
Erloschen sind unsere Sterne,
O Island, du eisiger Fels im Meer,
Steig auf aus mächtiger Ferne.

Steig auf und empfah unser reisig Geschlecht,
Auf geschnäbelten Schiffen kommen
Die alten Götter, das alte Recht,
Die alten Normänner geschwommen.

Wo der Feuerberg loht, Glutasche fällt,
Sturmwogen die Ufer umschäumen,
Auf dir, du trotziges Ende der Welt,
Die Winternacht woll'n wir verträumen.

(Scheffel.)

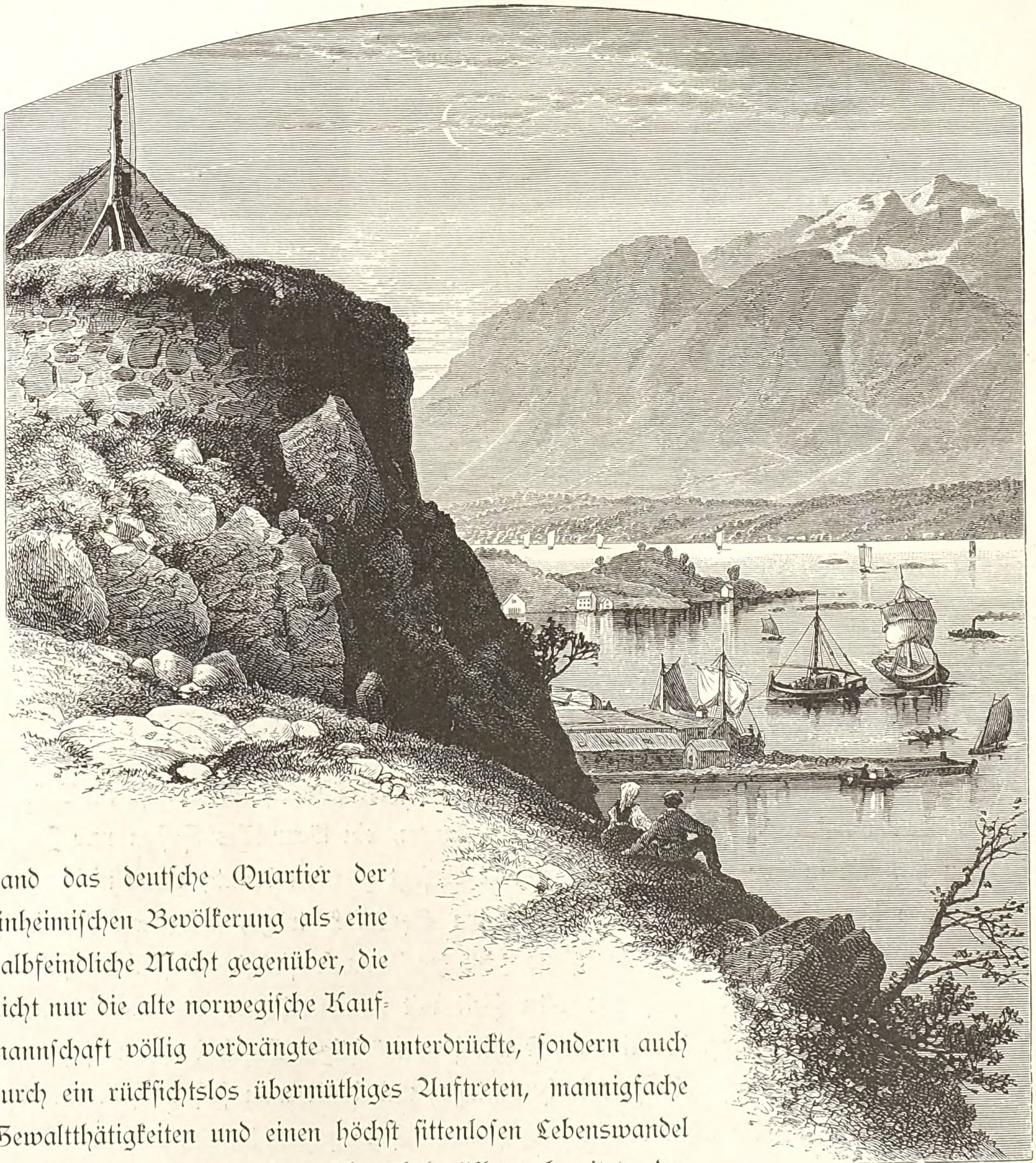
Und sie haben sie nicht umsonst verträumt; treu bewahrt haben sie die alten Götter und die alten Lieder vor dem unaufhaltsam auch hier eindringenden Christenthum, dem Todfeinde der uralt germanischen Götterherrlichkeit: aus den Blättern der isländischen Edda klingt uns noch heute die Kunde von Göttern und Helden, von gewaltigen Dingen und Thaten, die im Mutterlande Norwegen selber längst verschollen waren.

Ungefähr zweihundert Jahre nach der Aufrichtung des Königreichs Norwegen wurde die Stadt Bergen gegründet, der wir nach langer Schärenfahrt uns endlich nahen. Schon sehr bald nach ihrer Entstehung schwang sie sich zur reichsten und mächtigsten Stadt des Reiches, zu einem „norwegischen Hamburg" auf, ein Ruhm, den sie sich zum Theil bis heute bewahrt hat, obwohl sie in unserm Jahrhundert von der schnell emporblühenden Hauptstadt Christiania überflügelt ward.

Bergen ist durchaus See- und Fischerstadt und als solche von nie ganz rastendem Leben erfüllt: das lebendigste und eigenartigste Treiben aber entfaltet sich allsommerlich zweimal in den sogenannten Stävnen, wenn die Fischeryachten aus dem nördlichen Meere in Massen kommen und ihre sommerliche Ernte dem städtischen Markt überliefern. Da ist ein Drängen und Schieben um den fast ganz gefüllten Hafen herum, ein lärmvolles Hasten und Jagen, daß man sich fast in eine südländische Hafenstadt versetzt glauben könnte, wenn nicht wieder Alles gerade hier einen so ausgeprägt nordischen Charakter trüge, wie man ihn in so gedrängter Eigenthümlichkeit kaum irgendwo zum zweitenmale findet. Besonders fällt die Form jener Yachten auf, die sich aus alter Zeit mit unwandelbarer Treue erhalten hat; der geschweifte breite Rumpf, der eine Mast mit dem mächtigen Segel, das war schon vor der Zeit der deutschen Hansa ebenso wie heutzutage; und denkt man sich noch Ruderreihen dazu, so wird man sich die alten Wikingerschiffe deutlich vergegenwärtigen können.

Aber auch andere Denkmäler, mehr als irgend eine andere Stadt Norwegens, hat sich Bergen aus der Vergangenheit gerettet, steinerne Gebäude, wie die drei alten Kirchen, zum Theil noch romanischer Zeit entstammend, und der Rosenkrantzische oder Walkendorff-Thurm, der seine jetzige Gestalt dem sechzehnten Jahrhundert verdankt; aber noch interessanter, zumal für den deutschen Besucher, ist der Stadttheil Tydskebryggen, die „deutsche Brücke", der Sitz der alten hansischen Kaufleute. Denn, wie bekannt, war Bergen eins der wichtigsten Contore

der deutschen Hansa im Norden neben Nowgorod, Wisby, Stockholm, London. Doch war in Bergen niemals, wie namentlich in Wisby, eine wirklich heimische und ansässige deutsche Gemeinde — es war den Angestellten des Contors durchaus verboten zu heirathen — vielmehr



stand das deutsche Quartier der einheimischen Bevölkerung als eine halbfeindliche Macht gegenüber, die nicht nur die alte norwegische Kaufmannschaft völlig verdrängte und unterdrückte, sondern auch durch ein rücksichtslos übermüthiges Auftreten, mannigfache Gewaltthätigkeiten und einen höchst sittenlosen Lebenswandel dem deutschen Namen einen sehr übeln Klang bereitete, der vielleicht bis heute noch eine gewisse Nachwirkung übt. Die Blütezeit der deutschen Handelsherrschaft in Bergen war das fünfzehnte Jahrhundert; doch hielten sich ihre Reste noch bis ins siebzehnte hinein; und so trägt die „deutsche Brücke", obwohl erst nach einem großen Brande vom Jahre 1702 aus Holz erbaut, doch ein recht mittelalterliches Gepräge, denn man behielt den althergebrachten

Bai von Bergen.

Stil für die neuen Häusern bei, so daß sich jetzt noch ein „hölzernes Lübeck" im Kleinen hier erhalten hat.

Unsere Abbildungen verrathen, daß die Lage der Stadt am Fuße ansehnlicher Berge — Björgvin, die Bergweide, ist die älteste Form des Namens — am Fjord malerisch genug ist, obzwar der Genuß ihrer Schönheiten nur allzu häufig getrübt wird durch die weiner-



Kirche von Vossevangen.

lichen Launen des Wetters. Denn gleichwie Cicero von Syrakus sagt, kein Tag sei dort so trübe, daß nicht doch einmal die Sonne durch die Wolken bräche, so kann man von Bergen sagen, nicht leicht ist ein Tag so sonnenklar, daß nicht zu irgend einer Stunde einmal ein Regenschauer den Frieden trübte.

Der Hauptvorzug Bergens in landschaftlicher Hinsicht ist aber nicht seine nähere Um-

gebung, sondern mehr noch die bequeme Lage ungefähr in der Mitte zwischen den beiden am tiefsten ins Land einschneidenden Fjorden des norwegischen Westens, dem Sognefjord nördlich und dem Hardangerfjord südlich. Beide sind von Bergen aus rasch und leicht, entweder mit dem Dampfschiff oder auch zu Lande zu erreichen. Neuerdings führt sogar eine kurze Eisenbahnstrecke einige Meilen ins Innere bis zu dem Ort Vossevangen, dessen schön gelegene Kirche unser Bild veranschaulicht.

Wir folgen von hier aus zunächst dem südwärts führenden Wege, der uns durch eine Fülle wechselnder Gebirgslandschaften an einen kleinen Seitenzweig des Hardanger, den Gravenfjord leitet. Auf dieser Strecke lernen wir zuerst die eigenthümlich norwegische Reisemethode, die Beförderung mittelst Skyds kennen. Die älteren Gebirgsstraßen des Landes sind für schwerere Fuhrwerke unbrauchbar, da sie auf eine Ausgleichung der natürlichen Terrainschwierigkeiten verzichten und sich jeder Hebung und Senkung des Bodens willig anbequemen. Man bedient sich deshalb zweirädriger Karren, entweder der nicht eben sehr verweichlichenden Stolkjärren, deren hölzerner „Stuhl", für zwei nicht zu corpulente Personen Raum gewährend, von primitiven Holzfedern getragen wird, oder aber des eleganteren Kariols, einer Art von ambulanter Chaiselongue, freilich auch nicht gar zu weich, in der man in halb liegender Stellung sein Rößlein lenkt. Das Kariol ist einsitzig und bietet nur noch hinten Platz für mäßiges Gepäck und den aufhockenden Skydsgut, einen Knaben, der das Gefährt von der nächsten Skydsstation, die im Durchschnitt zwei bis drei deutsche Meilen entfernt ist, wieder nach Hause zu führen hat. Die Zügel hält man am besten selbst, was auch für ganz ungeübte Rosselenker und selbst an abschüssigen und bedenklichen Stellen keinerlei Gefahr hat, denn die norwegischen Bergpferde sind durchaus mildherziger Natur und haben dazu einen so erstaunlich sicheren Tritt, daß man auch die steilsten Senkungen gewöhnlicher Wege im schärfsten Trabe sorglos hinabsausen kann; etwas wie ein Hemmschuh ist überhaupt ein unbekannter Begriff. Das Fahren mittelst Skyds ist zwar nach heutigem Maßstabe weder die allerschnellste noch die bequemste Art zu reisen — auf die Länge ist es fast so anstrengend wie das Reiten — aber für muntere und rüstige Touristen ist es sicherlich weitaus heiterer, flotter und romantischer als der moderne Culturluxus des gemeinen vierrädrigen Postwagens. Ob Damen immer derselben Ansicht sein werden, bleibe dahingestellt; jedenfalls sieht man Engländerinnen genug Zaum und Geißel mit Grazie handhaben — zuweilen freilich auch ohne Grazie. Die einsitzigen Kariolen haben außerdem den Vorzug, daß man nicht durch gleichgültige Unterhaltung im freien Naturgenuß gestört wird.

Ist aber Jemand des Redens bedürftig, so wird er oft genug in dem Skydsgut einen prächtigen, aufgeweckten und gesprächigen Burschen finden, falls man nur einigermaßen die norwegische Sprache zu radebrechen weiß. Die ländlichen Mundarten sind freilich sehr schwer zu verstehen, weil sie von der Schriftsprache vielleicht noch stärker abweichen als irgend einer unserer Dialekte vom Hochdeutschen; denn bekanntlich hat sich während der jahrhunderte-

langen Herrschaft der Dänen über Norwegen (bis 1814) das Dänische als Sprache der Gebildeten festgesetzt und das alte, viel vollere, kräftigere und vokalreichere Norsk, wie es sich nur in Island noch bis heute erhalten hat, völlig zu der Stellung einer Mundart herabgedrückt. Allerdings haben sich dabei im Laufe der Zeit so erhebliche Verschiedenheiten der Aussprache herausgestellt, daß die Norweger behaupten, es werde ihnen leichter die Schweden zu verstehen als die Kopenhagener, was sich denn auch aus der gänzlich verschliffenen und verkniffenen Sprachweise der letzteren gegenüber dem wundervoll scharfmarkirten, volltönenden Schwedischen leicht erklärt. Uebrigens bieten beide Sprachen für den Deutschen nur geringe Schwierigkeiten, um so geringere, als die Erlernung durch mancherlei Anklänge an das Plattdeutsche, Holländische und Englische bedeutend erleichtert wird. Auch sind Dänisch-Norwegisch und Schwedisch sich untereinander so ähnlich, daß man das eine fast unmittelbar aus dem andern versteht.

Von Vossevangen erreicht man binnen fünf bis sechs Stunden das Oertchen Eide



Eine Schlucht bei Eide.



Am Sörfjord.

am innersten Ende des Gravenfjords: und hier befinden wir uns bereits im herrlichsten Mittelpunkte norwegischer Alpenscenerie. Es ist ein köstlich stiller, friedevoller Erdenwinkel, dieser Fjord von Eide, ganz einem kleinen einsamen Alpensee gleichend. Gewaltige, schroffe Felswände umrahmen seine Ufer, und doch erscheint seine Natur nicht furchtbar und finster, sondern vorwiegend freundlich und anmuthig. Er ist wie ein stilles Boudoir der nordischen Meeresgöttin, der launischen Ran; hier mag sie gern ihre einsam schmollenden Stunden verträumen und das große, reiche und wilde Leben draußen auf der freien Nordsee vergessen in sanft hingegossenem Ausruhn. Und man sehe diese reizende Landschaft wieder in dem zauberhaften Lichte der Mitternacht! Die Dämmerung ist hier zwischen den Bergen tiefer, umflorter, als in dem breiten, freien Thal von Christiania oder auf offenem Meere: nur auf den Bergen verweilt das volle Licht in seltsam schönem Gegensatz zu den stillen Schatten bei uns in der Tiefe; und doch kann man auch hier noch scharf und klar die unzähligen Risse und Spalten des rauhen Gesteins erkennen; die weißen Gießbäche, die sie durchschäumen, bekommen etwas Geisterhaftes in ihrer ruhelos hastigen Bewegung bei der tiefen Ruhe der ernsten Felsenstirnen, sie sind wie die Träume auf dem feierlichen Antlitz der nur leise schlummernden Natur.

Von Eide führt ein steiler und beschwerlicher Pfad über einen mehrere tausend Fuß hohen Bergrücken hinüber zu dem benachbarten und ähnlichen Fjord von Ulvik, mit dessen Abbildung als einer für norwegische Natur typischen Scenerie wir die Reihe unserer Illustrationen eröffneten. Schon der Weg durch frische, von frei grasenden Pferden belebte, Bergwiesen und durch bescheidenes Birkengehölz bis an die Grenze des Baumwuchses ist entzückend mit seinen wechselnden Ansichten und Aussichten und gewährt eine gute Anschauung nordischer Gebirgsnatur: ganz unvergleichlich herrlich aber ist der erste Blick von der herrschenden Höhe auf die wunderschöne Bucht von Ulvik, die so still in der Tiefe daliegt und doch so stolz und glücklich scheint über den prächtigen Kranz fürstlicher Schneehäupter, die sich freundlich in ihren klaren Fluten spiegeln. Von Ulvik aus mag man wiederum in einem Ruderboot einen Abstecher von einigen Stunden machen nach dem nahen Osefjord, der dritten im Bunde dieser eng umschlossenen und friedlichen Seitenbuchten und den beiden andern gleich an Pracht, beide vielleicht noch übertreffend an großartiger Wirkung.

Alle drei aber sind Zweige des großen Hardangerfjords, welcher sich vom Meer und den Schären aus vierzehn deutsche Meilen tief in das mächtige Gebirgsland einbohrt. An seinen inneren Buchten steigen die Berge bis über achtzehnhundert Meter empor; das will nicht allzuviel sagen nach alpinem Maßstab; wenn man aber bedenkt, daß die für das Auge doch allein maßgebende relative Höhe hier unmittelbar vom Meeresspiegel gesehen der absoluten gleichkommt, und wenn man hinzunimmt, daß die Schneegrenze fast tausend Meter tiefer herabsteigt als in der Schweiz, so wird man die skandinavischen Gebirge immerhin in eine Rangklasse mit den Hochalpen setzen müssen, und nur die dürre Stubengeographie mag ihnen ihre Stelle unter den Subalternen der europäischen Gebirgswelt anweisen.

Die höchsten Gipfel erblickt man allerdings nur von den breiteren Stellen des eigentlichen Hauptfjords; die schmaleren Busen und Buchten dagegen lassen nur niedrigere, wenn



Der Osefjord.

auch dafür um so schroffere und wildere Felswände übersehen. Doch gerade dieser Wechsel der Ansichten von breiteren und engeren Gewässern sorgt für stets neu belebten Reiz und schützt vor Ermüdung, die sonst wohl bei der langen Dauer der Fahrt das Auge überkommen könnte. Denn das Dampfschiff durchmustert sorgfältig alle Winkel und Ecken des langen Fjords und durchschneidet bald ein Becken von mehr als einer Meile Breite, bald vertieft es sich in enggewundene Wasserwege.

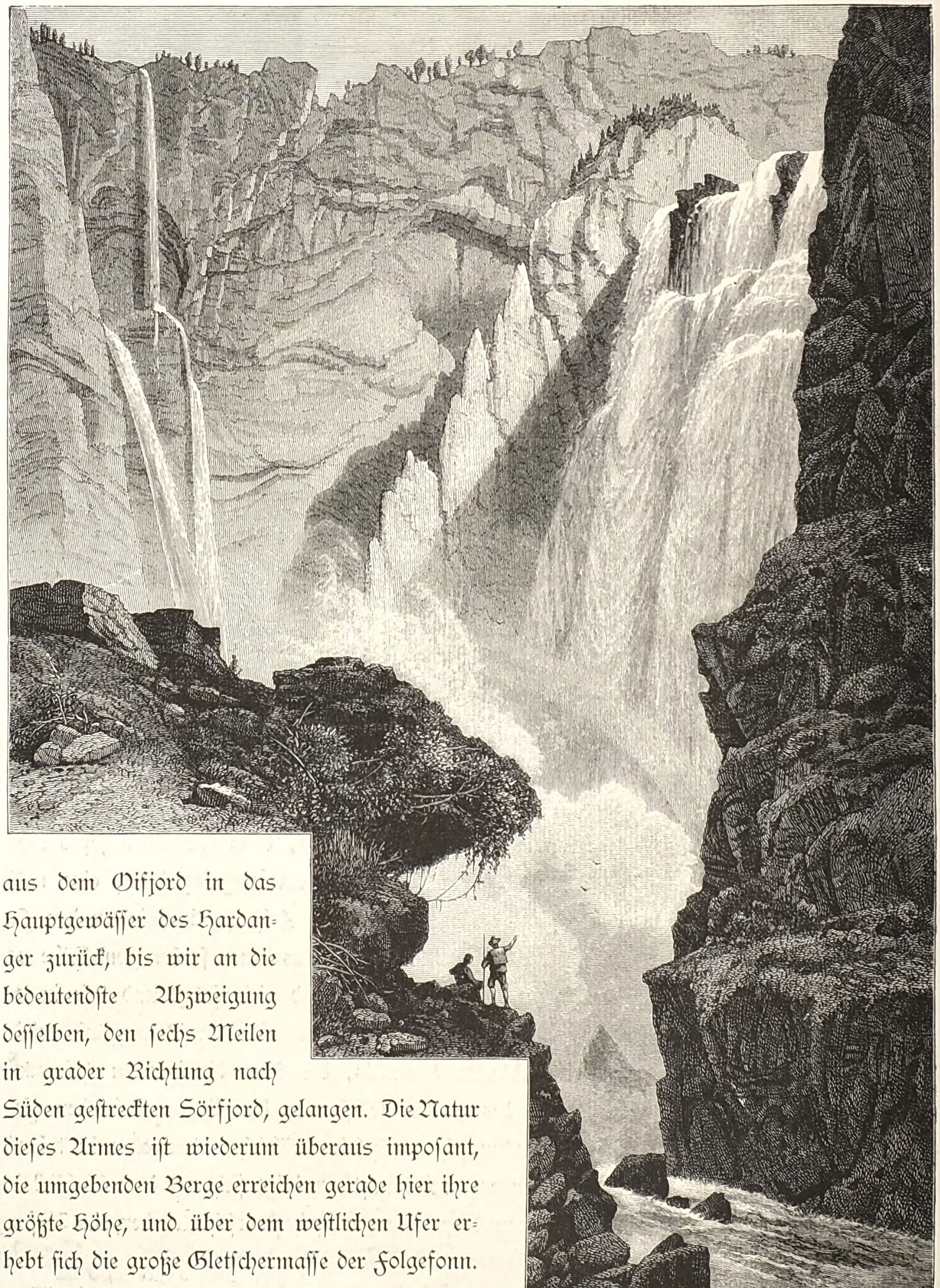
Gewaltig präsentirt sich der Hardanger schon von seinem Eingange bei den Stationen Herö und Terö, wo man vom Meere kommend zum erstenmal die riesige Gletschermasse der Folgefonn erblickt, die wie ein starrer, alles Leben verschlingender Drache ihren ungeheuren weißen Leib in einer Länge von sieben Meilen über eine breite Halbinsel gelagert hat. Aus ihrer Wolkenhöhe aber schiebt sie gierige blaue Eiszungen in

die Bergspalten bis fast auf den Wasserspiegel selber herab; und die Zungen zischen ihren Geifer nieder in hundert schäumenden, tobenden Wasserfällen.

Wie Norwegen überhaupt, so ist der Hardanger ganz besonders die Heimat der großen Katarakte, die sich hier vornehmlich durch ihren Wasserreichthum auszeichnen: die weiten Hochebenen, in welche der Fjord sich einzwängt, begünstigen die Bildung größerer Gewässer, und sie geben der ernsten, schweigsamen Landschaft überall ein freudig sprudelndes Leben. Ueberhaupt aber zeigt die Natur des Hardanger nicht die harte, düstere Strenge wie z. B. der nördlichere, gewaltigere Sognefjord, seine stille Größe ist gepaart mit mildernder Anmuth. Die Berge zwar zeigen auch hier nicht die schön geschwungenen, phantasievollen Formen der Schweizer Gipfel, man sieht mehr mauerartige, geschlossene Wände mit breitem oberen Rand; denn es sind nur die schroff abfallenden Kanten der großen Hochebenen; überall aber, wo die Abhänge weniger jäh sind, haben sie sich geschmückt mit leuchtendem Grün; bald steigen dunkle, stolze Tannenwälder hoch hinauf, bis die eisig unerbittliche Natur ihrem kühnen Streben ein gebieterisches Halt zuruft, bald spiegeln sich lichtgrüne Wiesen, mit Obstbäumen und Menschenwohnungen vertraulich besetzt, in der schönen, klaren Flut. Unvergleichlich klar ist diese Flut: in einer Tiefe von mehr als hundert Fuß erkennt man noch deutlich den steinigen Meeresboden.

Den ganzen Tag fährt man so in Gemächlichkeit dahin wie auf einer ununterbrochenen Kette der herrlichsten Alpenseen. Der innerste, östliche Winkel des Hardanger führt den besonderen Namen Oifjord, und hier verlassen wir bei der Station Vik das Schiff, um eines der glänzendsten Kunststücke der norwegischen Natur, den landeinwärts gelegenen, vielberühmten Vöringfos aufzusuchen und zu bewundern. Wir gelangen zunächst nach kurzer Wanderung an den Oifjordsee, über den uns ein Boot setzt, denn für einen Pfad lassen die steilen, kahlen Berge keinen Raum. Weiter führt uns ein Fußweg durch eine wüste Schlucht oder eigentlich nur einen schmalen Riß im schroffen Felsen, bis wir an den Fuß des Katarakts gelangen, der sich mit mächtiger Wasserfülle aus einer senkrechten Höhe von fast 150 Metern in einen erschreckend wilden, finstern Schlund niederstürzt und wie in verzweifelter Angst, der grauenhaften Enge zu entrinnen, sich als zitternde Dampfsäule wieder emporbäumt zu dem schmalen Streifen blauen Himmels, der über die dunklen Felswände herabscheint. An wilder Furchtbarkeit des Falles selbst wie der ihn umgebenden Felscoulissen hat der Vöringfos selbst im Norden schwerlich seines Gleichen, das ohrenbetäubende Tosen der sausenden Wassermassen in der engen Schlucht vereinigt sich mit dem Anblick der wüthend bewegten, kolossalen Schaumpyramide zu einem wahrhaft erschütternden, im Anfang fast allzu schreckhaften Eindruck.

Wenn ein anderer Fall Anspruch darauf machen kann, mit dem Vöringfos zu rivalisiren, so ist der nächste diesem Ruhm der ebenfalls im Hardangergebiet belegene, noch nicht allzu lange bekannt gewordene Ringedals- oder Skjäggedalsfos. Um diesen zu besuchen, kehren wir



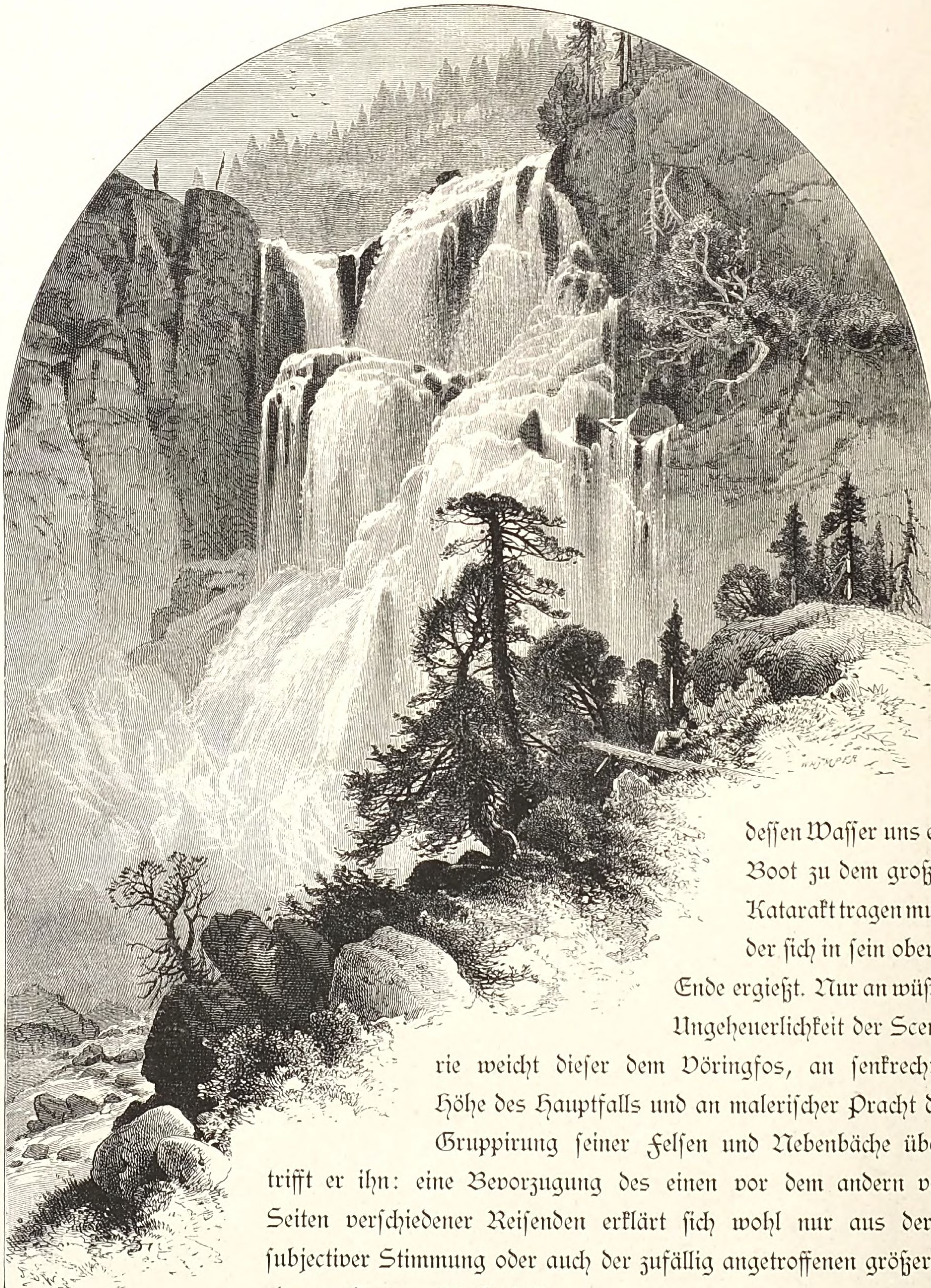
Der Vöringfos.

aus dem Oifjord in das Hauptgewässer des Hardanger zurück, bis wir an die bedeutendste Abzweigung desselben, den sechs Meilen in grader Richtung nach Süden gestreckten Sörfjord, gelangen. Die Natur dieses Armes ist wiederum überaus imposant, die umgebenden Berge erreichen gerade hier ihre größte Höhe, und über dem westlichen Ufer erhebt sich die große Gletschermasse der Folgefonn.

Bei der Mündung der Tyssa an der östlichen Seite nicht weit von dem Ende des Sörfjords steigen wir ans Land und rasch den steilen Pfad hinauf bis zum Ringedalssee, über



Der Ringedalsfos.



dessen Wasser uns ein Boot zu dem großen Katarakt tragen muß, der sich in sein oberes Ende ergießt. Nur an wüster Ungeheuerlichkeit der Scene-rie weicht dieser dem Vöringfos, an senkrechter Höhe des Hauptfalls und an malerischer Pracht der Gruppirung seiner Felsen und Nebenbäche über-trifft er ihn: eine Bevorzugung des einen vor dem andern von Seiten verschiedener Reisenden erklärt sich wohl nur aus deren subjectiver Stimmung oder auch der zufällig angetroffenen größeren oder geringeren Wasserfülle.

Der Espelandsfos.

Wenn wir zurückkehrend den Weg von der Mündung der Tyssa bis zum südlichsten Ende des sich immer mehr verengenden Sörfjords weiter verfolgen, finden wir gute Aufnahme in der Station Odde, einem glücklich gelegenen Ausgangspunkte

für verschiedene genußreiche Excursionen in die inneren Thäler. In gleicher, südlicher Richtung fortlaufend, erstreckt sich aufwärts über den Sandvesee hinweg ein wunderschönes Alpenthal, das durch einen reichen Pflanzenwuchs und eine besondere Fülle dicht neben der Straße niederstürzender Wasserfälle doppelt interessant und anziehend wird. Aus dieser Fülle hebt unsere Abbildung einen — nicht gerade den bedeutendsten, — den Espelandsfos heraus, der an einer breiten Felsenwand mehrfach gebrochen niederschäumt und so einen pittoresken Gegensatz zu den vorher geschilderten Katarakten bildet, welche sich mehr als einfache, riesenhafte Wassersäulen darstellen.

Von dem erwähnten Sandvesee aus erblickt man zur Linken im Hintergrunde des seitlichen Buarthals mächtige blaue, tief herabsteigende Eismassen: sie sind ein Zweig des großen Gletschers Folgefonn, des Buarbrä, dessen unterer Rand nur etwa dreihundert Meter über dem Meeresspiegel hängt. Die Folgefonn ist die große Eis- und Schneemasse, welche eine von den hier fast parallel laufenden Sörfjord und Hardanger-Hauptfjord ausgeschnittene, etwa sieben Meilen lange und bis drei Meilen breite Halbinsel zum größten Theil bedeckt und den Raum zwischen den höheren Bergzinnen, — die bis gegen zweitausend Meter aufsteigen — mit ihren Eisgliedern ausfüllt. Nach nur zweistündiger Wanderung erreicht man von Odde aus den Buarbrä, der dem Reisenden am bequemsten und gefälligsten entgegenkommt. Da kann man ohne Mühe und Gefahr den märchenhaften Anblick der schimmernden Gletscherhöhlen und der unzähligen phantastischen Risse und Sprünge des riesigen Eisstromes genießen, der sich zuletzt durch die breiten Bergspalten gleich ungeheuren, mitten im wildesten Sturz urplötzlich erstarrten Wasserfällen in die Tiefe wälzt.

Rüstigere und kühnere Berggänger können von hier aus mit einem sicheren und kundigen Führer, quer über die Folgefonn die Halbinsel überschreitend, in einem Tage zum Maurangerfjord hinüberklimmen und durch diesen kleinen Seitenarm auf kürzerem Wege den Hauptfjord wieder erreichen.

Wir aber wenden uns nunmehr, nachdem wir den Hardanger in verschiedenen seiner schönsten Theile — obzwar bei weitem nicht allen — kennen gelernt, nordwärts dem gewaltigen, fünfundzwanzig Meilen tief eindringenden Sognefjord zu. Die kürzeste Verbindung zwischen beiden Gewässern bildet der schon erwähnte und betretene Weg von Eide über Vossevangen, eine gute Karioltagereise von etwa elf deutschen Meilen. Der ganze lange, eine ansehnliche Erhebung übersteigende Weg ist landschaftlich außerordentlich schön und von wunderbarer Mannigfaltigkeit. Hehre Alpenscenerien mit schneegekrönten Bergen und rauhen Schluchten, still freundliche Thäler, wie sie Thüringen schmücken, kahle, steinige Hochebenen, klare Seen, ungezählte schäumende Wasserfälle, stille Tannenwälder, wenige arme Menschenwohnungen — im buntesten Wechsel zieht es vorüber, bergauf und bergab.

Vor allen Gebirgsländern Europa's ist Norwegen begünstigt durch die unerschöpfliche Fülle des Wassers. Oben von den Bergen rauscht und strömt es überall hernieder

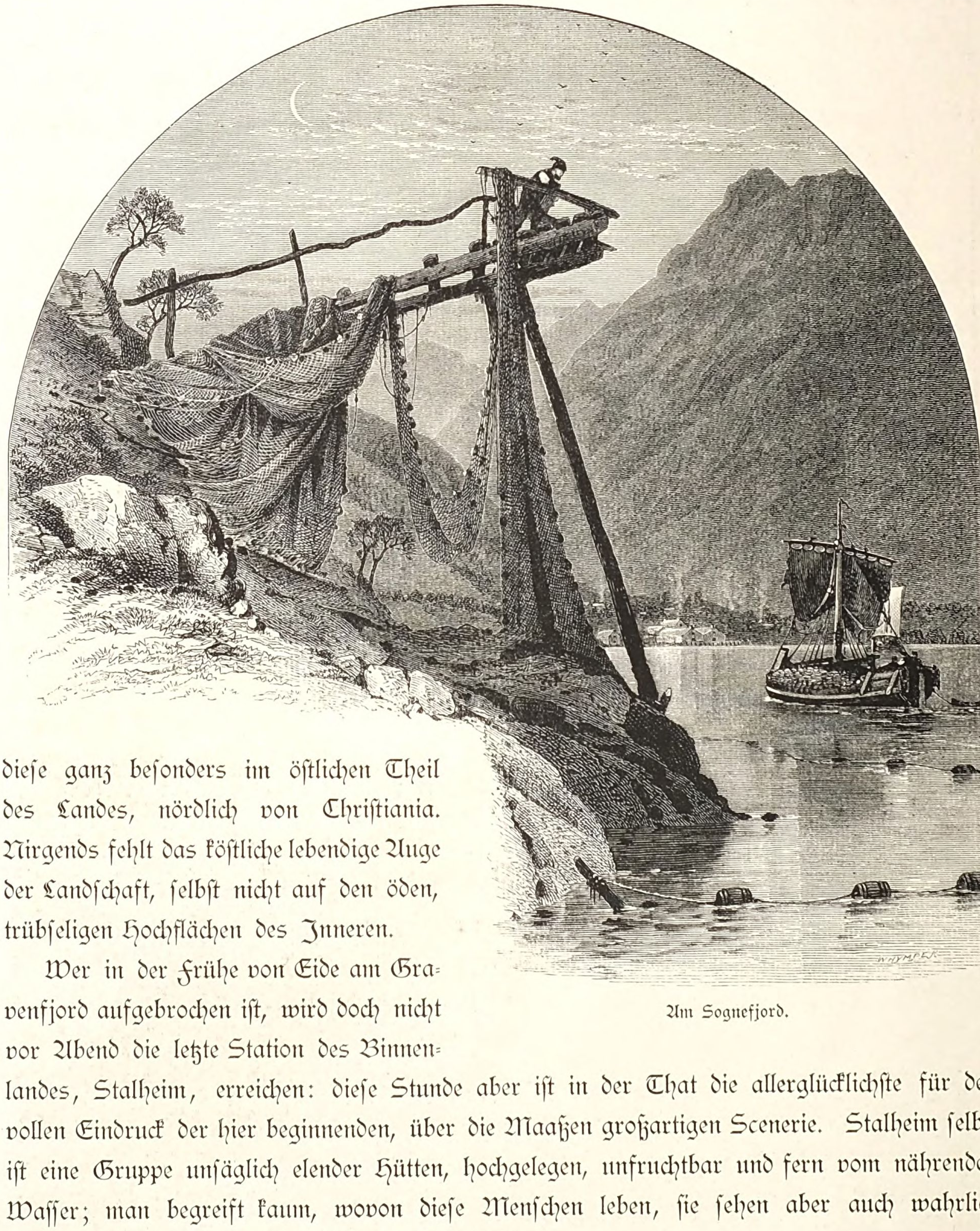


Der Gletscher Buarbrä.

in sprudelndem Reichthum, bald lange feine, vom leichtesten Winde bewegte Silberfäden oder schleierähnlich wallende Staubbäche, bald compacte Wassermassen über entgegengethürmte Felsblöcke tobend; und in der Tiefe begegnet uns, eben daß wir die Salzflut der großen Fjorde verlassen, eine kaum unterbrochene Reihe von Landseen, hier erweiterte und wieder verengte Flußbetten, dort kleine einsame Becken, gespeist durch den Abfluß der Gletscher und Schneefelder, dort wieder große langgestreckte, von Dampfschiffen durchschnittene Wasserflächen,



Blick von Stalheim in das Närödal.



Am Sognefjord.

diese ganz besonders im östlichen Theil des Landes, nördlich von Christiania. Nirgends fehlt das köstliche lebendige Auge der Landschaft, selbst nicht auf den öden, trübseligen Hochflächen des Inneren.

Wer in der Frühe von Eide am Gravenfjord aufgebrochen ist, wird doch nicht vor Abend die letzte Station des Binnenlandes, Stalheim, erreichen: diese Stunde aber ist in der That die allerglücklichste für den vollen Eindruck der hier beginnenden, über die Maaßen großartigen Scenerie. Stalheim selbst ist eine Gruppe unsäglich elender Hütten, hochgelegen, unfruchtbar und fern vom nährenden Wasser; man begreift kaum, wovon diese Menschen leben, sie sehen aber auch wahrlich nicht nach einem behaglichen Genuß des Daseins aus.

Von der Station bis zur Kante einer jäh abstürzenden Bergwand ist nur ein ganz kurzes Stück Weges. Man mag hier immerhin auf das Außerordentlichste schon vorbereitet sein, dennoch ist die Ueberraschung des plötzlichen Blickes in die jähe, finstere Tiefe des furchtbar wilden Närödals unvermittelt und absolut überwältigend. Das ist eine Natur, wie die aufgeregteste Phantasie sie sich im hohen Norden vorstellt, das ist eine Natur, wie

sie die Einbildungskraft der alten Normänner befruchten mußte, um jene Sagen und Lieder der Edda mit ihrer Riesenhaftigkeit, ihrer trotzigen Ungeheuerlichkeit zu gestalten.

Eine wunderbar gewundene, für das Auge fast unbegreifliche Kunststraße, die Stalheimsklev, die etwa an dem Schweizer Gemmipaß ein Seitenstück hat, führt von der steilen Höhe rasch zur tiefen Thalsohle; zu jeder Seite des Herabsteigenden schießt ein tosender, prachtvoller Katarakt in den Abgrund, der Stalheimsfos und der Salveklevfos, eine schöne, wild lebendige Staffage des majestätisch ernsten Bildes. Unten vom Grunde der engen Schlucht, die das Wasser der beiden Fälle vereinigt in lärmendem Lauf durchschäumt, steigen nackte Felswände siebenhundert Meter hoch kolossal, senkrecht, empor, scheinbar noch vornüber geneigt, als drohten sie, schwarze, wilde, gespenstige Riesen, dem erbärmlichen Menschenkinde da unten Tod und Verderben. Die dämmernde Nacht, sonst so licht und herrlich, hier wird sie fast unheimlich und beängstigend, ihre tieferen Schatten steigern das finster großartige Bild der schroffen, enggeschlossenen Felsenmauern ins Dämonische. Immer näher, immer drohender scheinen diese aneinander zu rücken: und daß ihr Drohen wirklich kein völlig leeres ist, zeigen die Spuren ganz frischer Verheerungen der Sturzbäche, welche hier und dort wüste Steinmassen als wilde Grüße der oberen Regionen mit heruntergerissen und wirr über den gebahnten Weg bis in den Strom geschleudert haben. Knirschend und polternd fährt der Karren über das rauhe Geröll hinweg; auf Minuten verschwindet Alles dem Auge



Der Salveklevfos.

in dem schwarzen Schatten dichter Erlengebüsche, welche die Straße begleiten und zuweilen gänzlich überdecken, um so furchtbarer tritt dann plötzlich wieder das große Bild hervor. Aus der Felsenmasse löst sich der abenteuerliche Berg Jordalsnuten, ein fast isolirter, mächtig steiler, runder Kegel, wie ein nordischer Recke unnahbar und finster. Leicht mag den Wanderer hier ein phantastisches Grauen überkommen in der schauerlichen Größe dieser Landschaft; das Rauschen des Stromes und der zahllosen unsichtbaren Sturzbäche scheint anzuschwellen wie das Donnern des empörten Meeres, die Felswände zu wachsen in dem grauen Schleier der Mitternacht: da thun sich abermals die überhangenden Erlenzweige auseinander, und hoch über den schwarzen Mauern erblickt man wie einen tröstlichen Morgengruß die herrlich leuchtenden Schneefelder der fernen, schon von ahnungsvollem Roth umstrahlten Bergzinnen.

Wir erreichen das Oertchen Gudvangen und damit wieder die Salzflut, den Näröfjord, einen südlichen Zweig des Sognefjords. Die Landschaft von Gudvangen ist noch ganz verwandt derjenigen des inneren Närödals, aber doch nicht mehr so schauerlich düster trotz gleicher Höhe und Schroffheit der Berge, der ruhige Wasserspiegel mildert die Eindrücke, und auch die menschlichen Wohnstätten tragen ein wenig dazu bei, so ärmlich sie sind.

Gudvangen ist ein schöner Ruhepunkt für einige Tage, um so empfehlenswerther, als es durch zwei in ihrer Art vortreffliche kleine Gasthäuser ausgezeichnet ist. Wenn aber Jemand aus Menschenhaß und Lebensüberdruß weltabgeschiedene Einsamkeit sucht, dem sei gerathen, hier die Winterzeit zu verbringen. Wirklich, ein seltsam stilles Leben muß das sein in diesem Erdenwinkel: kaum zwei bis drei Monate dauert der Zug der Fremden, dann wird's einsam, absolut still für das ganze übrige Jahr. Vierzehn Wochen lang sehen sie hier die Sonne nicht, welche die hohen Felsen nicht mehr zu übersteigen vermag. Nur eine Person belebt das hyperidyllische Dasein mit dramatischer Bewegung: das ist der Schulmeister, der im Winter für einige Zeit auftritt mit weitgebietendem Scepter; denn auf lange Meilen müssen die Kinder durch den Schnee zu den Stufen seines Lehrstuhls eilen, um ihren Wissensdurst zu löschen. Er wohnt dann nacheinander bei den beiden Gastwirthen, die zu seinem Unterhalt verpflichtet sind; im Sommer zieht er von seiner Lehrwanderung heim und hat Ferien, das heißt, er darf Heu mähen und mit dieser tüchtigen und anregenden Beschäftigung sein Leben fristen, bis der Herbst ihn der Wissenschaft zurückgiebt. Wie mancher üppig schwelgende deutsche Dorfschulmeister könnte hier Bescheidenheit lernen und die Kunst, seine vielen Ferien zu gesunder und nutzbringender Thätigkeit zu verwerthen. Das baare Gehalt des Magisters von Gudvangen soll auf reichlich hundert deutsche Reichsmark zu veranschlagen sein! Dabei steht die Volksbildung in Norwegen der deutschen kaum nach trotz der außerordentlichen Schwierigkeiten, welche die Vereinzelung der weitversprengten Gehöfte bereitet. Den gleichen Schwierigkeiten ist der Gottesdienst unterworfen. Nur alle sechs Wochen erscheint in Gudvangen ein ferne wohnender Geistlicher, um in der kleinen Kirche am Fjord



Am Närösfjord bei Gudvangen.

zu predigen. Der sittliche Zustand der kleinen Gemeinde aber wird trotzdem als vortrefflich bezeichnet.

Wenn man von Gudvangen aus in einem Ruderboot den Näröfjord abwärts fährt, gelangt man nach einigen Stunden an die Stelle, wo dieser in scharfem Winkel mit seinem Zwillingsbruder, dem Aurlandsfjord, zusammenfließt und beide vereint sich weiter dehnen bis zum Vater, dem großen Sognefjord. Es lohnt sich herrlich, hier irgend einen der vorspringenden Felsen — freilich auf ungebahnten Pfaden — zu erklimmen; der Blick von einer gewissen Höhe ist hinreißend; hier ist ein norwegisches Bellaggio — genau die gleiche Vereinigung dreier schmaler Seezipfel wie beim Lago di Como. Allerdings, dies Bellaggio ist norwegisch: dort im Süden weiche, üppige, lächelnde Schönheit, blühend von Pflanzenwuchs und blühend von Menschenleben und Menschenwerk — hier im Nord tiefe, hehre, unermeßliche Einsamkeit; so weit das Auge reicht, keine Spur von Leben, keine Hütte, kein Boot, nicht einmal ein Vogel, nur blaues Wasser und graue Felsen und darüber der lichte Schnee der hohen Gipfel, ein Bild von wunderbar stimmungsvoller Größe, die reine ungemischte Ruhe der ewigen Natur. Dort in der sinneberauschenden Fülle des Südens mag sich die Phantasie den üppigen Garten Armida's hervorzaubern, wie sie mit heißen schmeichelnden Küssen Rinaldo's Thatkraft gebannt hält: hier aber ist die Natur keuscher und stiller, herzlich und züchtig umfangen sich Gebirge und Meer wie Frithjof und Ingeborg.

Und wirklich, wir befinden uns schon in sagenberühmter Gegend,

Bekannte Flut umspielt den Kiel,
Und Frithjof steuert froh zum Ziel:
Sein Land ist's, das der Flut entsteigt,
In grünem Gewande der Wald sich zeigt,
Mit Tosen ihn der Sturzbach füllt,
Die Marmorbrust der Fels enthüllt . . .

Wenig westwärts am Sognefjord liegt Balholmen, wo der Grabhügel König Belis noch heute dem Reisenden gezeigt wird, und Balholmen gegenüber Framnäs, Frithjofs Sitz.

Ja, wahrlich, diese wunderbaren Fjorde mit ihren steinigen, armen Gestaden und ihrem tiefen Gewässer waren wie geschaffen dazu, jenes thatenlustige Geschlecht der Seekönige zu erzeugen; diese vielgewundenen Buchten, die sich ahnungsvoll zwischen den Bergen ins Unbestimmte verlieren, mußten sie hinauslocken aus den öden Felsen immer weiter, weiter, bis die freie Nordsee vor ihren Blicken sich aufthat:

Zur Wogenau,
Zum Wellenblau
Nun ohne Weile,
Ellida, eile,
Das End' der Welt
Als Ziel gestellt.

Und leicht mag die träumende Phantasie ihnen folgen und mit Frithjof hinaussegeln in die wunderreiche Ferne, über den unendlichen, stürmischen Ocean, südwärts, südwärts bis ins dunkelblaue Mittelmeer mit seinen sonnigen Gestaden.

Noch eine schön're Sonne giebt's, Geliebte,
Als die uns bleich auf Schneegefilde scheint,
Und einen schönern Himmel noch als diesen,
Und mildre Sterne schaun mit Götterglanz
Herab von ihm in warmen Sommernächten
Auf ein getreues Paar im Lorbeerhain.
Ein mächtig Volk hat da gewohnt dereinst
Und hohe Götter in den Marmortempeln.
Nun stehen sie verlassen, Gräser sprießen
Auf öden Stufen, eine Blume wächst
Aus Runen, die der Vorwelt Weisheit künden . . .

Dort, ja dort! Es giebt Stellen von noch viel tieferer, schmerzlicherer Melancholie als Norwegens weltverlassene Fjorde, die Stätten, wo einst ein herrlich blühendes Menschenleben war, es ist gestorben, verdorben, und das Auge sieht die furchtbare Hand des Todes und der Verwesung; die großen Riesengräber der Geschichte in Italien und Griechenland, die steinerne Wüste von Syrakus, die stumm brütende Ebene von Rom, die vereinsamten Tempel am Fieberstrande von Pästum, das halbgebrochene Auge der verdorrten attischen Landschaft, und wieviel andere Wittwensitze gesunkener Größe? Alles zerfallen, verblichen: nur eins ist unberührt und unverändert geblieben — das unfruchtbare Meer . . . Wahrhaft beruhigend ist die mächtige Einsamkeit unsers nordischen Bellaggio, wenn der Geist zurückkehrt von seiner südlichen Vikingerfahrt. Denn hier ist es niemals anders gewesen als heute, nie war dem menschlichen Wirken Boden und Raum gegönnt, und so spricht hier auch nichts von Tod und Zerstörung; ewig war hier die große Natur Alleinherrscherin. Hier weht ein Hauch der ruhenden Ewigkeit, dort empfindet man den allmächtigen Pulsschlag der Zeit, der Vergangenheit und Vergänglichkeit. Diese Landschaft ist wie ein hoher, herrlicher Hymnus von tiefem feierlichem Klang, jene gleich erschütternden Tragödien von vollendeter Formenschönheit. — —

Verlassen wir, nordwärts steuernd, unsern stillen Ruhepunkt, so bringt uns wiederum eine Fahrt von wenigen Stunden in den breiten, prächtigen Hauptfjord, dessen Natur eine ganz ähnliche bleibt wie in den Seitenbuchten, nur offener, freier, mehr Seeluft. Es ist einsam auch hier, sehr einsam; höchst spärlich gesäet sind die einzelnen menschlichen Wohnstätten auf schmalem Uferrand am Bergesfuß; selten nur zeigt sich ein kleines Schiff oder ein Nachen. Die Scenerie des Sognefjords hat in ihrer ernsten Majestät etwas Starres, Verschlossenes und Herbes, das auch durch den klarsten Sonnenschein und das reinste Blau des Himmels und des Wassers nur wenig gemildert wird. Es fehlt die freundlichste, vertraulichste Farbe, das Grün; höchstens schmücken schwärzliche Tannenwälder die grauen,

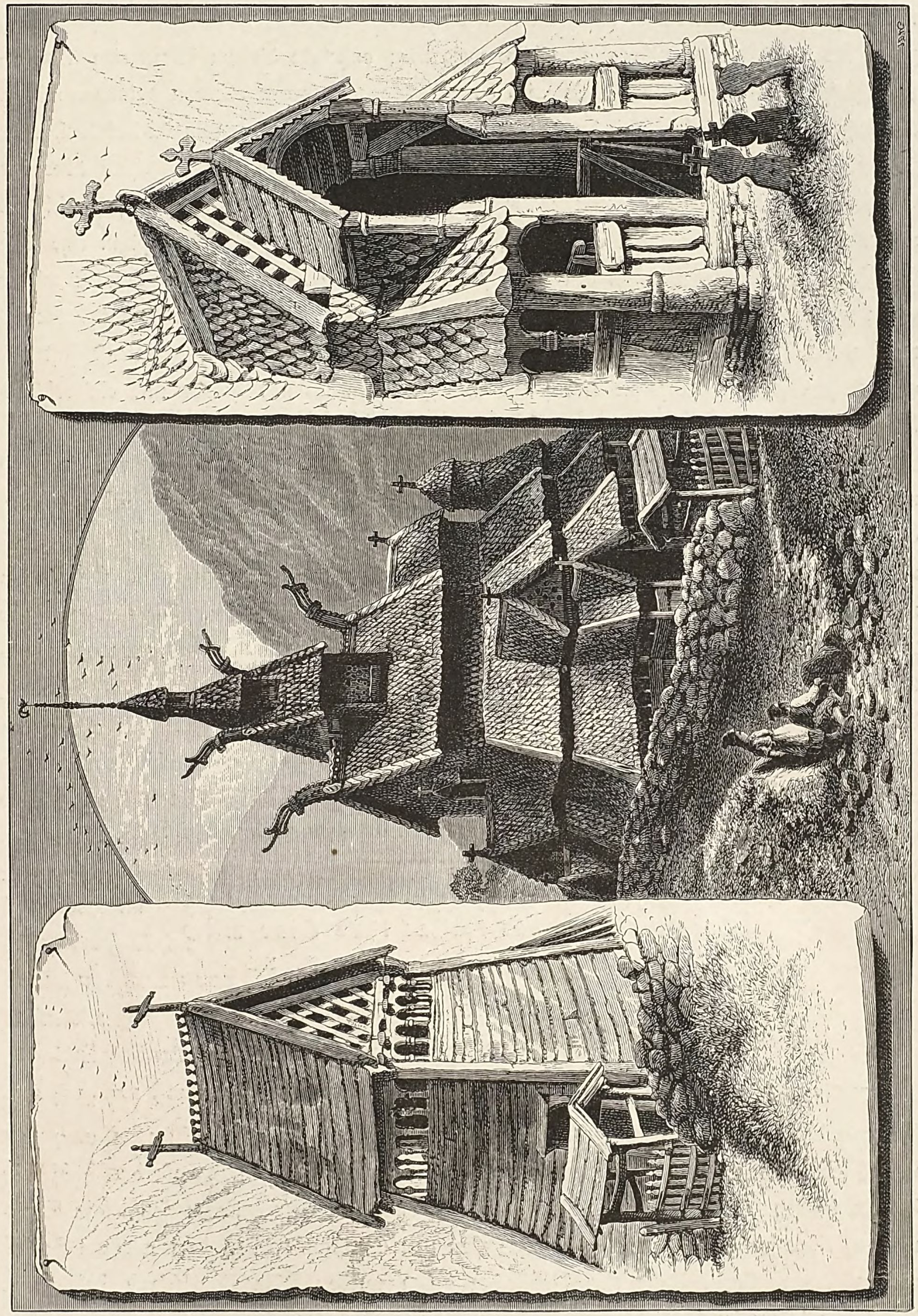
zerrissenen Felsen, deren höchste Zinnen sich bis mehr als zweitausend Meter über die Wasserfläche erheben.

Die Farben nordischer Landschaft haben überhaupt etwas Mattes, Gedämpftes, Eintöniges, wie vom Seenebel Ueberzogenes; und wenn bei Christiania und auch im Hardanger viel ersetzt wurde durch die leuchtende Frische und Zartheit des mannigfachen Grüns, verschmäht der strenge Sognefjord jede entgegenkommende Anmut: und so möchte denn seine regungslose Erhabenheit leicht etwas ermattend und abspannend wirken, wollte man ihn in seiner ganzen Länge und allen seinen Verzweigungen durchmessen.



Am Lärdalsfluß.

Im äußersten Osten verengt sich das Hauptwasser wieder zu einer zugespitzten Bucht, dem Lärdalsfjord, an dessen Ende ein durch die zahlreich passirenden Touristen zu einiger Lebhaftigkeit gelangter Ort Lärdalsören liegt. Denn von hier führt eine der besuchtesten und interessantesten Straßen Norwegens über die Höhe des Fillefjeld und durch das Thal von Waldres zu den östlichen Thälern und nach Christiania. Die größere Zahl der Reisenden wird auf der Hin- oder Rückfahrt diese Route einschlagen. Lärdalsören selbst lockt nicht sehr zum Verweilen; seine Umgebung ist groß, aber



Glockenthurm. Die Kirche von Borgund. Nordportal.

nicht schön, düster und kahl. Nachdem man das Salzwasser des Fjords verlassen, fährt man zuerst am Lärdalsflusse entlang allmählich aufwärts; angelnde Britten bilden eine überflüssige Staffage des Gemäldes. Bald wird das Thal enger, immer enger und immer wilder, die Felsen zu beiden Seiten sind lange nicht so hoch wie die Riesenmauern im Närödal, aber zackiger, zerrissener und übermüthiger. Die schöne Kunststraße windet sich hoch über der Thalsohle, wo im engen Felsenbette der Fluß braust, auch er unruhig und stürmisch, in wilden Sprüngen; öfters stürzt er als donnernder Fall in enge Spalten gepreßt in eine jähe Tiefe, wahre Höllenkessel ziehen den Blick hinunter in den kochenden Grund. Das ist wieder echt nordische Natur in ihrer ganzen wilden Pracht — und in ihrer ganzen Armut. Manchmal, wenn das Thal sich etwas erweitert, schauen aus dem grauen Felsenwust fast wie eine wehmüthige Ironie kleine Kornfelder mit spärlichen Halmen hervor und ein erbärmliches Hüttchen dabei.

Nach einigen Stationen kommt man bei der berühmten kleinen Holzkirche von Borgund vorbei, deren ehrwürdiges Alter durch noch wohlerhaltene Runeninschriften bezeugt wird, dem interessantesten Muster altnorwegisch einheimischer Bauart. Dieser merkwürdige, barocke und phantastische Stil paßt hier ganz vortrefflich zu den seltsam ausgezackten Bergformen und erscheint als folgerecht aus der Landschaft selbst hervorgewachsen. Die vorhergehende Seite zeigt das Aeußere der Kirche nebst einem Portal und dem Glockenthurm; das eigenthümliche Bauwerk gleicht einem Komplex von sechs in einander geschachtelten Thürmen; die hörnerartigen geschnitzten Giebelzierrate vollenden den wunderlichen Eindruck des Ganzen. Den beiden unteren Schindeldächern entspricht im Innern ein Umgang, so daß für das eigentliche Kirchenschiff nur ein äußerst geringer Raum übrig bleibt. Offenbar entsprang diese eigenartige Bauweise zunächst dem Bedürfniß, sich durch mehrfache Wände desto besser gegen die Kälte zu schützen. Die Runeninschriften am Westportal besagen in altnordischer Sprache:

Thorir raist runar thissar than Olav misso

Thorer ritzte diese Runen an der Olafsmesse. Und

Thittai kirkia a kirkiuvelli.

Die Kirche auf Kirkvold.

Aehnliche Bauten, wenn auch kein ebenso schönes Beispiel mehr, finden sich nicht ganz selten in Norwegen, namentlich in abgelegeneren Thälern; zuweilen sieht man auch sehr interessante alte Gaards oder Bauernhöfe mit ähnlich barockem Schnitzwerk; das hübscheste Muster solcher Privat-Architektur bietet wohl ein Häuschen oder genauer Heustall in Thelemarken, einer südlicheren Landschaft im Westen von Christiania, von dem wir am Schluß unserer Norwegischen Reise eine Abbildung geben werden. In Deutschland bekannt ist die Kirche Wang, welche Friedrich Wilhelm IV. aus Norwegen ins schlesische Riesengebirge verpflanzt hat.

Hinter der Kirche von Borgund beginnt der Weg immer stärker zu steigen, wir nähern uns der Paßhöhe des Fillefjeld, welcher das westliche Norwegen von dem östlichen scheidet, die wilden, gewaltigen Fjordgegenden von den milderen und freundlicheren Thälern des Inneren. Die Landschaft ändert allmählich ihren Charakter, die jähen, bizarren Felsbildungen hören auf, und es entfalten sich breite, wüste Hochflächen. Man kann sich nichts Traurigeres, Verlasseneres denken als diese nordischen Bergebenen; es ist ein eigenthümlich ergreifendes Bild, Todtenstille herrscht in dem kahlen Gefilde, furchtbare Oede, schmerzliche Versunkenheit der Natur. Gleich Felseninseln aus einem versteinerten Meere steigen in der Ferne schneebedeckte, spitzige Kuppen empor; Bäume giebt es nicht mehr, selbst keine verkrüppelten Birken, kaum noch kurzes, kümmerliches Gras, sonst ringsum nur Stein und wieder Stein.

Auf solcher öden Höhe liegen die einsamen Fjeldstuen, Berghäuser, den schweizerischen Hospizen ähnlich, im Sommer als Skydsstationen und Logirhäuser dienend, im Winter, der hier natürlich Dreiviertel des Jahres umfaßt, sind sie verschneit und von der Welt abgesperrt, die Bewohner beschäftigen sich mit der Rennthierjagd und gelegentlich der Rettung verirrter und eingeschneiter Wanderer.

Wer aber den Paß überschreitet, der findet sich bald, kaum eine Tagereise jenseits der Höhe, in einer wahrhaft paradiesischen Gegend, so wunderbar verschieden von der soeben noch geschauten, daß man sich schwer einen schnelleren und vollständigeren Gegensatz vorstellen kann. Verschwunden sind die stolzen, wilden Felsen, nur von wenigen höheren Punkten erblickt man noch wie eine ferne Erinnerung prachtvolle, weiße Zinnen; wunderschöne lachende Seen breiten sich aus, mit reizenden kleinen, grünen Eilanden geschmückt; sanft ansteigende Hügel umgeben die Flut, auf ihrer Höhe mit Wald bekränzt, weiter unten strahlend im frischesten Grün üppigen Rasens oder mit wogenden Kornfeldern und Obstbäumen bedeckt und mit hundert weit auf den Abhängen zerstreuten Häusern und Höfen munter besetzt; überall Anmuth, Leben und strahlende Heiterkeit. Das ist eine Landschaft, wie sie die Frithjofssage besingt:

Das Land war ein götterbewohnter Hain,
Der Waffen Tosen
Drang nie in die grünen Schatten ein,
Wo in Frieden gedeihn
Die sprossenden Halme bei blühenden Rosen. —

Doch dem fleißigen und pflichtgetreuen Touristen ist es nicht vergönnt, in diesen friedlichen und liebreizenden Auen lange zu rasten und zu verliegen: er kehrt zurück an den Fjord, auf demselben Wege oder auch durch die noch weitaus wüsteren Thäler der mächtigen Jötunfjelde, um die Wunder auch der anderen Fjorde des Westens zu schauen. Denn der Hardanger- und Sognefjord sind zwar die am tiefsten einschneidenden, und auch die besuchtesten Meeresbuchten, aber keineswegs die einzigen und vielleicht nicht einmal die eigenthümlichsten und schönsten.



Am Dalfsfjord.

Ein großer Theil des Landes zwischen dem Sognefjord und dem ihm nördlich parallel laufenden, nicht viel weniger tief ins Gebirge dringenden Nordfjord wird von der ungeheuren Gletschermasse des Jostedalsbrä eingenommen, der sich etwa zwanzig deutsche Meilen in die Länge erstreckt, die größte zusammenhängende Eis- und Schneemasse des europäischen Festlandes. Er bedeckt einen mächtigen Bergrücken in seiner ganzen Breite und sendet in die benachbarten Thäler nach allen Seiten seine Zweige aus. Die höchste Höhe dieses Gletscherrückens liegt mehr als zweitausend Meter über dem Spiegel des nahen Meeres.

Natürlich ist alle Landverbindung zwischen den beiden Fjorden nur mit Umgehung derselben möglich.

Der östliche Weg durch das wilde Jostedal ist wenig betreten und in seinem oberen Theil nur für Fußgänger passirbar. Eine bessere und auch landschaftlich reizvollere Straße beginnt im Westen des Jostedalsbrä bei einem kleinen nördlichen Seitenzweig des Sognefjords, dem von Vadeim. Zunächst freilich haben wir auch hier einen öden und rauhen Bergrücken ähnlich dem Fillefjeld zu erklimmen; sobald aber dieser überstiegen ist, beginnt eine Fülle wechselreicher Schönheiten, wie sie selbst in Norwegen nicht eben oft zu finden ist. Die Wasserfahrt längs der großen Meereszweige mag zuweilen durch Einförmigkeit ermüden; um so lebensvoller und überraschender gestaltet sich die Reise quer durch das Land der Fjorde: Berghänge, Flußthäler,



Nedre-Vasenden.

Landseen und Meeresfjorde, das sind die vier einfachen Elemente, aus denen sich diese unerschöpfliche Mannichfaltigkeit construirt.

Von der Station Sande, der ersten hinter Vadeim, leitet uns ein mäßiger Umweg zur Linken an das innere Ende des verhältnißmäßig kurzen, aber wunderschönen Dalsfjords, eines Vorboten der nördlicher gelegenen Gewässer, insofern als hier eine lebendigere Bergformation als bei den gleichmäßig geschlossenen Rändern des Hardanger und Sognefjords einzutreten beginnt und man mehr einzelne Gipfel unterscheidet. Eine kurze Bootfahrt bringt uns an das jenseitige Ufer des Dalsfjords und eine abermalige Höhentour nach Förde an dem gleichnamigen Fjord und weiter nach Nedre-Vasenden. Diese Gegend muthet uns freundlich und liebenswürdig an nach all der gehäuften, stolzen Erhabenheit; es ist ein breites, nicht unfruchtbares Thal, eine Seltenheit in diesen westlichen Gebirgen, und ein behaglicher Ruhepunkt für das prachtgesättigte Auge. Unsere Abbildung fixirt aus Nedre-Vasenden einen „Fos“, der, wenn er auch nicht grade durch ganz absonderliche Höhe, senkrechten Sturz oder Wasserfülle hervorragt — denn das will in Norwegen allzu Großes besagen — doch durch die ungemein malerische Gruppirung seiner Absätze von seltener Schönheit ist. Die Menge der Wasserfälle auf unserm Wege ist in der That so groß, daß man bald vergißt, nach ihrem Namen oder besonderem Ruhm zu fragen, vielmehr allmählich höchst blasirt wird und sich kaum noch entschließt, um eines gepriesenen „Fos“ willen sich etwa ein Stückchen von der Straße seitab zu bemühen.

Die kühn auf die vorliegenden Felsblöcke gesetzten Häuschen im Vordergrunde zeigen die in ganz Norwegen auf dem Lande übliche Art, die Gebäude mit lebendigem Rasen zu decken: auf eine feste Unterlage von Baumrinde wird Moos gelegt und dieses seinem Wachsthum überlassen. Das so hergestellte Dach ist geeignet, die Kälte sowohl wie die starke Sonnenglut des langen Sommertages abzuhalten und dient obendrein den Ziegen als Weideplatz.

Bald hinter Vasenden gelangen wir zu dem prachtvoll felsumthürmten Binnensee Jölstervand, an dessen Rand die Kariolstraße sich hinzieht; dann wieder in eine grauenhafte Einöde, ein wahres Chaos von versprengten Felsblöcken und Steinen; man glaubt weit aus dem Gebiete menschlichen Wirkens entfernt zu sein; und dennoch, auch hier, wo nur irgend über den Bergtrümmern eine mäßig geneigte oder ebene Fläche sichtbar ist, sei sie noch so winzig, noch so schwer erreichbar, zeigen kleine, sorgfältig cultivirte Grasflächen und einige wie aufgeklebte Hüttchen, daß in diesem armen Lande der Mensch sich auch in der Steinwüste noch seine künstlichen Oasen schafft; Heu ist auch hier noch zu gewinnen und einiges Vieh zu ernähren.

Bald wird der Weg durch einen zweiten Alpensee von noch gewaltigerer und herrlicherer Natur, den Bredeimsvand, unterbrochen: unterbrochen im eigentlichsten Sinne, denn seine Felsenmauern fallen zu beiden Seiten so unerbittlich schroff ins Wasser, daß nicht für den dürftigsten Pfad mehr Raum bleibt, es sei denn, er würde künstlich in den Stein gesprengt — wer aber wollte solche Mühe und Kosten aufwenden für die wenigen Touristen,

die allsommerlich die stille Gegend durchziehen? Für die Reisenden selbst aber ist es nach langer Kariolfahrt eine angenehme Erholung, sich eine Strecke weit im sanftgleitenden Boot über den grandiosen See rudern zu lassen. Und solche Erholung ist um so wünschenswerther, als die nächstfolgende Strecke wieder ein tüchtiges Stück Arbeit des Hinaufsteigens fordert. Endlich erreichen wir die höchste Stelle bei Moldestad. Von dem landschaftlichen Eindruck dieses düsteren Hochthals giebt unser Bild eine Vorstellung; die Thalsohle ist ein sumpfiges Moorland, nur die niederen Hänge der jäh aufstrebenden Bergkuppen bieten einigen Raum für kümmerliche menschliche Ansiedlungen.

Moldestad ist nur eine ärmliche Station, wie denn der Reisende überhaupt auf dieser wenig besuchten Route zuweilen auf manche gewohnte und geliebte Bequemlichkeit verzichten muß. Unter den Skydsstationen darf man sich übrigens nur selten etwas wie eine Ortschaft vorstellen, es ist meist nur ein Gaard, ein einzelnes größeres oder kleineres Gehöft, in den armen Fjordgegenden oft sehr dürftiger Natur. Eigentliche Dörfer giebt es in Norwegen fast gar nicht, auch in den bewohntesten Theilen des Landes reiht sich vereinzelt in großen Abständen Hof an Hof, in den fruchtbaren Thälern des Innern in ununterbrochener Kette, im Westen oft meilenweit von einander getrennt.

Manchmal aber sammelt sich, besonders an den Fjorden, wo nicht der Landbau, sondern die Fischerei den Haupterwerbszweig bildet, doch eine etwas größere Gruppe von Häusern um eine Kirche, und an solchen Centralstellen höherer Cultur wohnt dann der „Landhändler", der Kaufmann für Alles, welcher der Umgegend weithin jegliche Waare liefert, wie sie die einfachen Bedürfnisse verlangen, vom Stockfisch bis zur Porcellankanne. Nur der Einzelverkauf von Schnaps und allem, was daran erinnert, ist streng verboten; empfindet man einmal in einer kalten Nacht die Sehnsucht nach einem Glase Grogh, so muß man sich das dazu erforderliche Spirituosum schon gratis schenken lassen; natürlich darf man sich nachher durch ein Gegengeschenk von kleiner Münze in Form eines reichlichen Trinkgeldes erkenntlich zeigen.

Wenn durch diese Regierungsmaßregel dem Norweger die löbliche Tugend der Nüchternheit, die hier sonst nicht mehr als bei andern nördlichen Völkern zu Hause gewesen sein soll, officiell anerzogen zu sein scheint, so sind ihm dagegen zwei andere höchst anmuthende Vorzüge von Natur eigen, die Ehrlichkeit und die Reinlichkeit, welche beide das Reisen auch in den abgelegensten und ärmsten Landschaften in erfreulichster Weise erleichtern — in scharfem Gegensatz zu südlichen Ländern, besonders Italien. Rechnungsconflicten, „Irrthümern" und ähnlichen Beschwerden wird man in Norwegen niemals ausgesetzt sein; es heißt, man könne getrosten Mutes einen Geldbeutel auf offener Landstraße liegen lassen. Die Reinlichkeit kommt natürlich am schönsten in wohlhabenderen Thälern zur Geltung, und da ist es wahrlich eine Freude, so einen Bauerhof in seiner blanken Sauberkeit zu sehen. Nicht selten findet man sogar, wo man es am wenigsten erwartet, in den einsamsten



Moldestad.

Quartieren tief in den Bergen so viel behaglichen Comfort, solche Nettigkeit und Eleganz, daß man sich etwa in ein gutes bürgerliches Haus einer gebildeten deutschen Kleinstadt versetzt glauben möchte: da fehlt es weder an den säuberlichsten weißen Tüllgardinen, noch an einem Klavier, noch an einem zierlichen Bücherbrett; die Tochter des Hauses aber bedient den fremden Gast demohngeachtet in aller Bescheidenheit.

Das liebenswürdig zutrauliche Benehmen, das Einem im Süden meist so anmuthig entgegenkommt, die Lebendigkeit und freie Grazie, die leichte Auffassung und Gesprächigkeit der Italiener darf man hier freilich nicht suchen. Die Menschen haben im Durchschnitt etwas auffallend Gleichgültiges, oft fast Verdrossenes und Ablehnendes dem Ausländer gegenüber in ihrem Wesen; Neugier quält sie nicht im mindesten, selbst in Gegenden, die selten ein Fremder betritt, wird er dennoch kaum mit besonderem Interesse betrachtet.

Das alles gilt jedoch nur von den Landbewohnern abseits der betretensten Straßen: die Städter wird man schwerlich je anders als äußerst zuvorkommend und liebenswürdig finden, und wenn die Schweden den Norweger gern als stocksteif, finster und verschlossen hinstellen, so mag sie dazu allenfalls ihr eigenes, allerdings weit leichteres und gefälligeres Wesen berechtigen, vorzüglich aber die nationale Eifersucht anreizen. Die erwähnte Liebenswürdigkeit im Privatverkehr läßt dagegen durchaus keinen Rückschluß auf die politische Gesinnung zu: es ist nicht zu leugnen, daß uns die Norweger als Volk nichts weniger als freundlich gesinnt sind, vielmehr einen recht gesunden Nationalhaß gegen Deutschland nähren. Die Hauptschuld daran mag wohl eine mißtrauische Furcht vor dem fürchterlich annexionslustigen und ehrgeizigen deutschen Reiche tragen, zugleich aber auch die immer noch lebendige Sympathie mit Dänemark, dem Norwegen ja mehrere Jahrhunderte hindurch viel enger verbunden war als jetzt dem schwedischen Reiche. Uebrigens ist bei den Norwegern, wie gewöhnlich grade bei kleinen und schwachen Völkern, der Nationalstolz oft bis zu krankhafter Eitelkeit hinaufgetrieben; wie Paris das Hirn der Welt, so ist Norwegen heimskringlas panna, des Erdenrunds Stirn — daß dabei das Hirn mit eingeschlossen gedacht wird, ist anzunehmen. Damit hängt denn auch die theilweise fast kleinliche Eifersucht auf die Schweden zusammen, die von einer innern Einheit der beiden Königreiche durchaus nichts hören will. Man darf freilich auch nicht vergessen, daß nur die Gewalt und der Druck der europäischen Großmächte nach den napoleonischen Kriegen das zuwege gebracht hat, was vor Jahrhunderten die Kalmarer Union vergebens erstrebt hatte: nur mit den Waffen in der Hand und nicht ganz ohne Blutvergießen ist Norwegen dazu gebracht worden, sich mit Schweden, wenn auch nur äußerlich, zusammenschmieden zu lassen. —

Von Moldestad haben wir einen Abhang von sechshundert Meter Höhe hinabzusteigen auf einem so rücksichtslos steilen Pfade, daß man ihn anderwärts nur allenfalls auf einem Esel oder Maulthier zu reiten riskiren würde: hier aber fährt man ganz gemächlich in seinem Kariol hernieder, von dem Skydsgut beständig ermahnt, ohne Furcht sitzen zu bleiben;



es gehört jedoch wirklich einige Selbstüberwindung dazu. Allein die wackeren Bergpferde leisten das Erstaunlichste; ungefährdet erreichen wir den schönen Indvikfjord, den inneren Theil des Nordfjords, und fahren in einigen Stunden zu Boot quer hinüber zur Station Faleide an seinem nördlichen Gestade. Wie die Bootfahrt für den Körper, so ist auch für den Geist der schöne breite Meeresarm eine wahre Erfrischung nach all der düstern Größe der hohen Gebirgsseen und der engen einsamen Alpenthäler; Großartigkeit mehr als Lieblichkeit bleibt zwar immer der Hauptcharacter der Landschaft, aber sie hat doch eine hellere, freundlichere Beimischung. Schon das klare,

Faleide.

durchsichtige Wasser ist ein erfreulicher Anblick nach der schwarzen, moorigen Flut des Jölstervand und des Bredeimsvand. Von Faleide kann man einen schönen Abstecher nach Tonning im innersten Winkel des Fjords machen; Tonning verdient besucht zu werden wegen seines guten Quartiers, der Nähe großartiger Gletscher, immer noch Ausläufer des Jostedalsbrä, und wegen seiner — Rosen, welche die Wand des Stationshauses reichlich umranken.

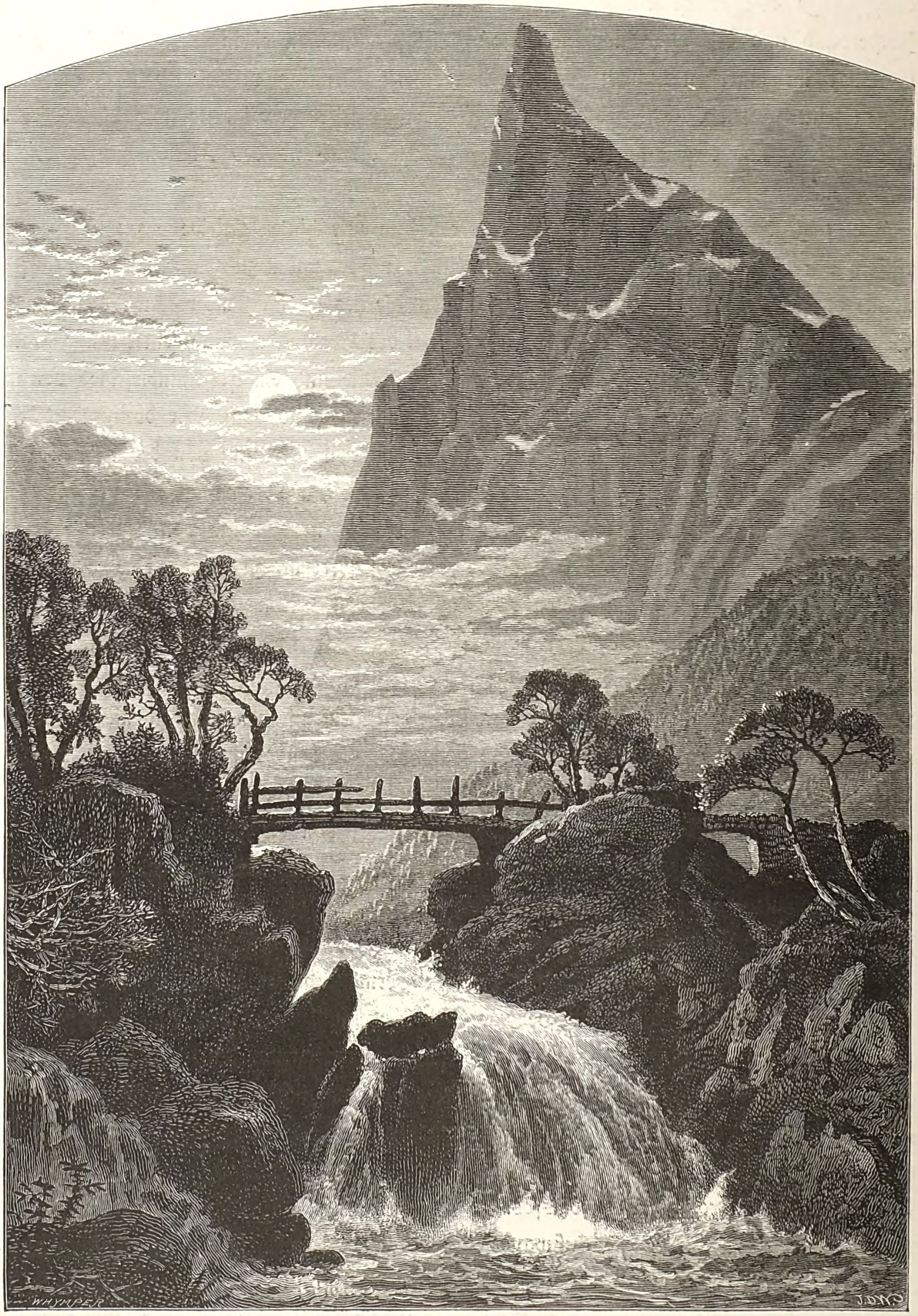
Auf gradem Wege nordwärts reisend ersteigen wir hinter Faleide einen neuen Bergrücken, um durch einen Fichtenwald in das grandiose Horningdal zu gelangen, dessen Physiognomie durch die thurmartige Pyramide des kühnen Berges Horningdalskrakken ihr eigenartiges Gepräge empfängt. Die Straße berührt den Zipfel des Horningdalsvand, eines langgestreckten Binnensees, den nur ein Zwischenraum von einer Meile und ein Höhenunterschied von nicht ganz sechzig Metern vom Salzwasser trennt und dessen Grund doch über dreihundert Meter tiefer liegt als der Meeresboden selbst noch in einiger Entfernung von der offenen Küste.

Eine halbe Tagereise führt uns weiter nach Hellesylt, wiederum an dem innersten Ende eines Fjordzweiges gelegen, dessen Mündung sehr weit nordwestlich von dem vor Kurzem verlassenen Nordfjord liegt. Von Faleide bis Hellesylt ist zu Lande eine Strecke von etwa sechs Meilen; wollten wir den Weg zwischen den beiden Punkten zu Wasser zurücklegen, so hätten wir eine reichlich sechsmal so große Entfernung zu durchmessen.

Der Sunelvsfjord, an welchem Hellesylt liegt, ist ein Arm des am weitesten verzweigten von allen norwegischen Fjorden, für den es einen gemeinsamen Namen nicht giebt; die Gegend um seine Zweige wird Söndmöre genannt. Er besteht aus einem Hauptarme, der dem Zuge der Küste parallel läuft und durch große Inseln vom Meere getrennt in sechs Seitenmündungen mit demselben in Verbindung steht; von diesem Hauptarm streichen drei langgestreckte und mehrere kleinere Buchten tief ins Innere des Landes. An einer der Mündungen liegt die lebhafte kleine Handelsstadt Aalesund.

Hellesylt ist ein sehr glücklich gelegenes Quartier, da es den Besuch mehrerer der ausgezeichnetsten innern Fjordpartien in kurzer Zeit ermöglicht. Ein allerdings nur für Fußwanderer gangbarer, prachtvoller Gebirgspfad führt hinüber an den benachbarten langen Hjörundfjord und speciell an die ganz kurze und schmale Seitenbucht desselben, den Norangsfjord, durch das wundervolle Nebbedal mit seinen reichen und imposanten Bergformationen. Daß es auch in diesen Gegenden an Wasserfällen nicht mangelt, zeigt die bildliche Darstellung dieser herrlichen Thalschlucht, sowie die danebenstehende des zwiegespaltenen, in der Mitte prächtig gebrochenen Burdalsfos.

Bequemer noch — ohne Fußwanderung — ist von Hellesylt aus der östlich seitwärts liegende Geirangerfjord zu Boot zu besuchen, ein Prachtstück nordischer Landschaft, das neuerdings dem altbewährten und vielbewunderten Näröfjord seinen Ruhm streitig zu machen versucht: mit gutem Recht, wenn man Schönheit und Gruppirung der Berge in Betracht



Horningdalskrakken.



Im Nebbedal.

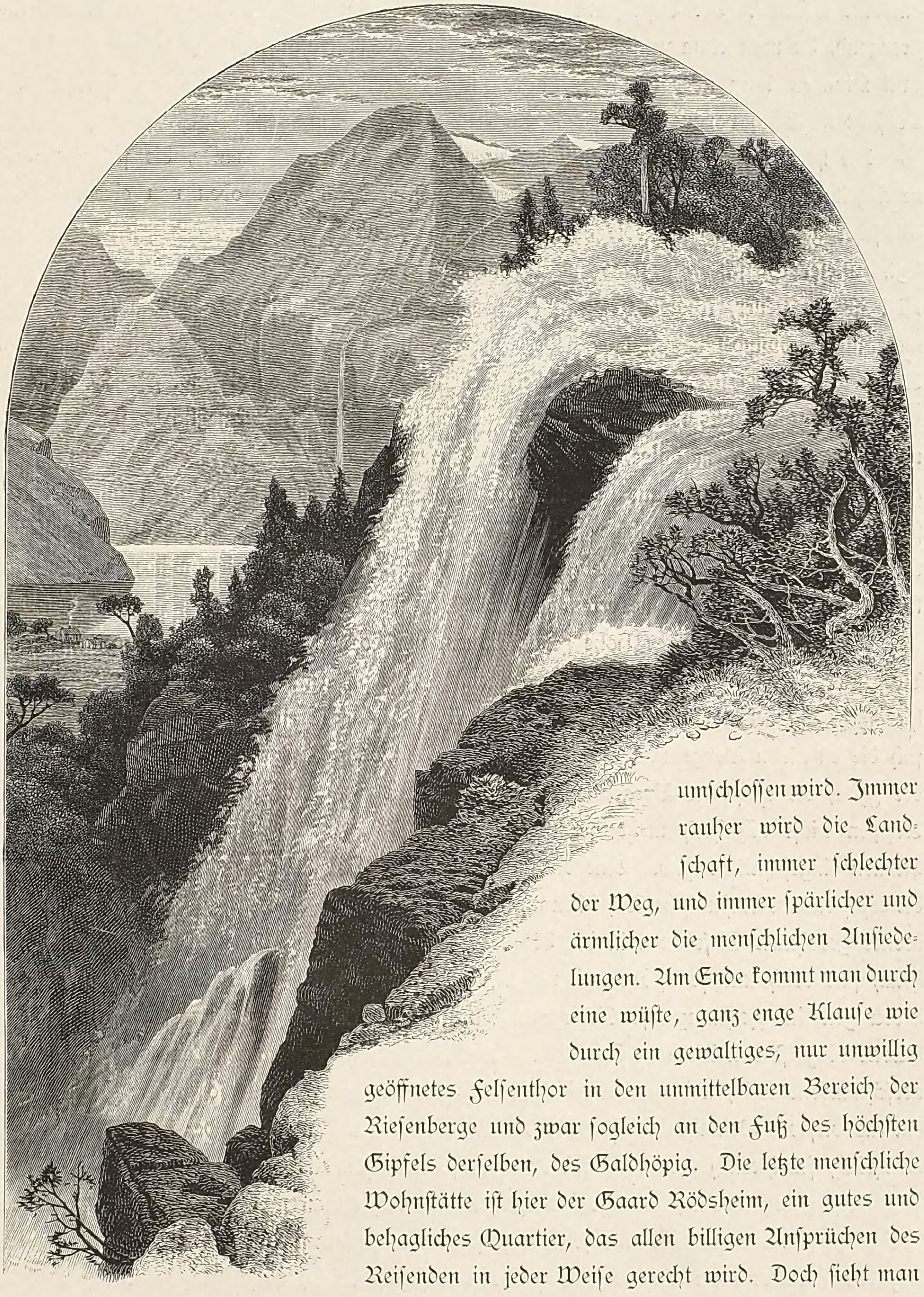


Der Burdalsfos. (Zu S. 39.)

zieht, aber sehr willkürlich, was die großartig furchtbare Massenwirkung betrifft, die jenen Partien um Gudvangen herum ihren geradezu einzigen Charakter verleiht. Unsere Abbildung zeigt einen kleinen Ausschnitt aus dem grandiosen Naturgemälde des Geirangerfjords, im Vordergrunde den schwungvollen Ansatz eines wasserreichen Kataraktes.

Von Geiranger giebt es einen Gebirgsweg in das Innere des Landes und an den Eingang zu einer abgeschlossenen, einsamen Welt, die, von allen bisher empfangenen Eindrücken völlig verschieden, einen Einblick gewährt in die allerintimsten Geheimnisse des norwegischen Berglandes, in die eigentliche Hochalpenwelt des Nordens. Das sind die großen Jötunfjelde oder Riesenberge, die sich in ihren höchsten Spitzen, dem Galdhöpig, dem Glittretind, dem Skagestölstind bis über zweitausend vierhundert Meter, also etwa tausend Meter über die Schneegrenze erheben. Zwischen dem 61. und 62. Breitengrade erstreckt sich dies furchtbar wilde Gebirge, gänzlich unbewohnt auch in seinen Thälern, nur zur Sommerszeit von Rennthierjägern durchstreift. Wer sich von norwegischer Natur ein einigermaßen vollständiges Bild machen will, darf nicht versäumen, einen Blick auch in diese weltfernsten Einöden zu werfen.

Wir erreichen auf unserem Wege den Fuß der Jötunfjelde zuletzt durch das stille Bäverdal, das von einem Gebirgsbach durchschäumt und von schroffen, kahlen Felswänden



Am Geirangerfjord.

umschlossen wird. Immer rauher wird die Landschaft, immer schlechter der Weg, und immer spärlicher und ärmlicher die menschlichen Ansiedelungen. Am Ende kommt man durch eine wüste, ganz enge Klause wie durch ein gewaltiges, nur unwillig geöffnetes Felsenthor in den unmittelbaren Bereich der Riesenberge und zwar sogleich an den Fuß des höchsten Gipfels derselben, des Galdhöpig. Die letzte menschliche Wohnstätte ist hier der Gaard Rödsheim, ein gutes und behagliches Quartier, das allen billigen Ansprüchen des Reisenden in jeder Weise gerecht wird. Doch sieht man von hier noch nichts von dem riesigen Nachbar Galdhöpig und seinen Genossen; man sitzt in einem engen Kessel, der nach keiner Seite einen

Ausblick gestattet. Die Besteigung dieses norwegischen Montblanc ist beschwerlich und anstrengend, da man etwa zweitausend Meter in einer Tour steil aufwärts zu steigen hat, davon zwei Stunden lang über Gletscher, aber nicht eigentlich gefährlich, Schwindelfreiheit und Vorsicht natürlich vorausgesetzt.

Die höchste Spitze, der eigentliche Pik, ist eine steinerne Pyramide, die sich steil und vereinzelt aus dem mächtigen Plateau der Galdhöen heraushebt, oben von einem kleinen Gletscher gekrönt, der sich wie eine dicke Eiskapuze über das Haupt des alten Bergriesen legt. Dieser Gletscher hat eine ungewöhnlich starke Steigung, und als letzte Brücke zum Ziel ist ein steiler, scharfer Eisgrat zu überschreiten, eine Stelle, an der man allerdings nicht zum Schwindel neigen darf. Der Gipfel selbst ist eine eisfreie, nur wenigen Personen Raum gebende Plattform, die nach allen Seiten die freieste Aussicht gewährt.

Da liegt vor uns nach Norden und zu beiden Seiten ein unermeßliches, starres Meer von Schnee, wie in mächtigen aufgerührten Riesenwellen bis zum Horizont verlaufend, eine gestaltlose, weiße Fläche, nur hier und da in der Ferne überragt von höher aufstrebenden stolzen Gipfeln, wie die ruhige schöne Kuppe des Snöhätta, aber die Thäler dazwischen mit ihrem friedlichen Menschenleben dem Auge fast ohne Spur verschwindend, kaum an leisen Einschnitten der Ebene erkennbar, wildstarrende Oede überall.

Man muß aus solcher Höhe hinabschauen, um sich die eigenthümliche Bodengestaltung Norwegens recht lebendig zu veranschaulichen. Es ist oft genug hervorgehoben worden, daß hier nicht wie bei andren Gebirgsländern der Thalboden die breite Grundlage bildet, aus der sich die einzelnen Berge und Bergketten erheben, sondern die große Masse des Landes ist der Fjeld, die Höhe der Bergebenen, eine ungeheuere Hochplatte, aus der sich abgesonderte Kuppen nicht allzuhoch mehr herausheben, und in welche die Thäler nur als schmale Rinnen eingeschnitten sind. Nur daraus, nicht aus der nördlichen Lage allein erklärt sich die erschreckende Unfruchtbarkeit, Armuth und Menschenleerheit Norwegens; denn die wenigen breiter gedehnten Tiefebenen in der Nähe des Meeres, wie die von Christiania und Drontheim, sind reich und fruchtbar und reifen Korn und Obst in Fülle. Aber Dreiviertel von Norwegen sind hoffnungslose Gebirgseinöden, nur von Rennthierjägern betreten, das letzte Viertel bloß ist von Wäldern bestanden — das Verhältniß des urbaren Landes dazu ist ganz verschwindend klein, nehmen doch die Gletscher allein einen doppelt so großen Flächenraum ein als dieses. Beinahe die Hälfte des Landes liegt überhaupt über der Vegetationsgrenze. Wahrlich, fürchterlich theuer muß Norwegen seine Schönheit bezahlen!

Diese grausamen Verhältnisse der ehernen Natur hat man nun hier so ganz unmittelbar vor Augen, wenn man die unabsehbare Schneewüste zu seinen Füßen betrachtet. Ein Blick auf das Eismeer kann nicht wesentlich davon verschieden sein, nicht furchtbarer dessen Oede und Verlassenheit. Unsäglich stumm und einsam ist es in dieser mächtig weiten Runde, nirgends eine Ruhe für das Auge auch nur auf einer fernen grünen Matte, nirgends eine



Die Troldtinder, vom Romsdal aus gesehen.

Reizung für das Ohr auch nur von einem kreischenden Raubvogel, nichts als ewig ernster Tod und kalter Starrkrampf der Natur.

Nur nach einer Seite hin ist wenigstens ein Leben der Form. Da steigen sie auf, die kolossalen Jötunfjelde, in wild trotziger Majestät, schwarze scharfgerissene Riesenzacken, aus mächtigen Schneefeldern, welche selbst die hohe, langewirkende Julisonne nicht zu verzehren vermag, von so kecken, springenden, ungeheuerlich bizarren Formen, als hätte der alte Odin in wahnsinniger Verzweiflung über den Untergang seiner Götterherrlichkeit mit Thors Hammer unter die Berge geschlagen und sie zerhackt und mit berserkerhaftem Galgenhumor zerstreut und toll launenhaft umhergeschleudert. Einzeln nur und in weiten Abständen steigen die dunkeln Nadeln, Zacken und Kämme aus langhingeschwungenen, weißen Abgründen hervor, gleich den schwarzen Punkten auf dem weggeworfenen Hermelinmantel des todten Götterkönigs. Die Formenschönheit der herrlichen Schweizerketten oder gar südlicher Bergzüge darf man hier freilich nicht erwarten; es ist eben die absolute Formlosigkeit, die diesem Anblick seine schauerliche Größe verleiht. Es ist die Erhabenheit der Wüste oder des Eismeeres.

Plötzlich aber, wie wir versunken stehen in staunendes Anschauen, kracht und donnert durch die unergründlich stumme Einsamkeit der tonlosen Schneewüsten ein gespenstisch fürchterliches Dröhnen wie ein Bombenschlag, von den zürnenden Geistern der Berge abgefeuert, es prasselt und knallt wie der rasche Donner, wenn ein Blitz in der Nähe einschlug; dann hallt es langsam, feierlich aus, dann kracht es von Neuem auf von einer ganz andern Seite, fast ebenso gewaltig, dann rollt es ruhiger, dann wieder schneller, lauter an anderer Stelle; endlich verstummt es allmählich, nur noch leise in unendlichen Fernen grollend und murmelnd. Es war ein Steinsturz; irgend ein beleidigter Gletscher wollte uns zeigen, daß es auch hier keinen Tod noch Schlummer der Natur giebt, vielmehr ein ewig drängendes Leben, Verändern und Gestalten waltet, wenn auch in zäherem und langsamerem Wirken, als wir es in der Eintagswelt unserer niederen Regionen gewohnt sind.

Für uns aber ist es Zeit, in jene kleine Welt zurückzukehren, denn auch der Abstieg erfordert noch eine Anstrengung von fünf Stunden, die wir nach dem achtstündigen Aufwärtsklettern wahrscheinlich recht schmerzlich empfinden werden. Doch die Selbstbelohnung durch Speise und Trank drunten im wackeren Gaard Rölsheim wird uns bald wieder zu Kräften bringen und zu weiteren Reiseplänen ermuntern.

Nur eine Kariolstraße verbindet Rödsheim mit anderen betretenen Wegen und zwar mit dem Gudbrandsdal, einem der beiden großen Hauptthäler, welche von Süden nach Norden streichend die Landverbindung zwischen Christiania und Drontheim vermitteln. Als gute Fußgänger können wir uns aber den Weg zu den nördlichen Fjorden um mehr als die Hälfte verkürzen, wenn wir uns abermals zu einer Wanderung üb'er den Fjeld entschließen.

Wir müssen dann freilich auch die weitere Konsequenz auf uns nehmen, daß wir genöthigt sein werden, die Nachtruhe in einem Säter, einer Sennhütte, zu suchen. Und das ist für unsere verwöhnten Glieder eben kein Hochgenuß, obwohl die norwegische Reinlichkeit sich auch hier nicht ganz verleugnet. Die schönen Sennerinnen besitzen im Norden durchschnittlich die gleichen Reize wie ihre Tiroler und Schweizer Amtsschwestern; die geistigen Vorzüge pflegen die leiblichen bei weitem zu übertreffen.

Doch es mag frivol sein, aus einer lückenhaften und flüchtigen Erfahrung dergleichen allgemeine Urtheile abzugeben; vielleicht sind andere Reisende häufig solchen Gestalten begegnet, wie sie die liebenswürdigen Erzählungen des Björnstjerne Björnson schildern. Daß es in der That Schönheiten ersten Ranges unter den Norwegern giebt, wird selbst der oberflächliche Tourist gelegentlich erfahren. Man findet auch unter Bauern und Fischern nicht nur prachtvolle Gestalten, echte Sprößlinge der alten Nordlandsrecken, sondern auch häufig Farben von einer fast unbegreiflichen Zartheit bei Frauen, die doch den ganzen Tag auf dem Felde und bei der Arbeit zubringen; die Sonne selbst — obschon sie im Sommer wahrhaftig nicht minder kräftig brennt als in südlicheren Geländen — scheint nicht den Mut zu besitzen, dieses liebliche Weiß und Roth zu bräunen und zu verderben. Der beste Schmuck der Nordländerinnen sind die schönen Haare von jenem ganz lichten Blond, das fast ausschließlich in Skandinavien zu Hause scheint und das ebenso verschieden ist von unserem Flachsblond, als von der bei Engländerinnen häufigen gold- oder strohgelben Färbung. Von den malerischen Landestrachten sieht man leider nur noch sehr wenig, wenn man nicht das Glück hat, etwa irgendwo einer Hochzeitsfeier beizuwohnen, für gewöhnlich aber hat das nivellirende Kattunkleid fast überall auch hier schon die volle Herrschaft gewonnen. Die Männer tragen in einigen Gegenden als Sonntagsstaat einen regelrecht, obzwar nicht eben übertrieben modisch geschnittenen Frack und dazu auf dem Kopfe statt eines Cylinderhutes eine behäbige rothwollene Zipfelmütze, die Frauen lieben einen sehr reichen Behang von fein gearbeitetem Silberschmuck.

Wenn wir den Fjeld überstiegen haben, gelangen wir in den nördlichen Theil des langen Gudbrandsthals, dessen landschaftliche Schönheit hier gering ist, und am See Lessjeverksvand, der eine niedrige Wasserscheide bildet, vorüber in das hochberühmte Romsdal, das Thal der nordswärts brausenden Rauma. Dieselbe hat ein Gefälle von gut sechshundert Metern auf etwa sieben Meilen und hat dazu eine tüchtige Wassermasse ins Gefecht zu führen. Nicht lange, nachdem wir das Thal betreten, bildet sie den stattlichen Slettafos, den ersten von unzähligen Wasserfällen, die diese Strecke vielleicht noch ganz besonders auszeichnen — obgleich das in Norwegen eine um so gewagtere Behauptung ist, als man sich versucht fühlt, sie von jedem Theile wieder neu und eigens aufzustellen.

Zu beiden Seiten des engen Romsdals steigen die Felsenwände bis zu der ganz ungewöhnlichen Höhe von eintausend fünfhundert Metern empor, und von beiden Seiten stürzen



Der Slettafos.

Bäche und Bächlein von den schroffen Bergrändern hernieder. Manche von ihnen, die bei geringer Wassermenge einen besonders hohen Sturz haben, erreichen überhaupt den Grund nicht, sondern zerstäuben in halber Höhe als zarter Dunst in den Lüften, ein wunderbar reizendes Schauspiel, zumal im bunten Spiel der Sonnenstrahlen. Es ist auch keine bloße Augentäuschung, sondern die feinen Wasserstäubchen verfliegen wirklich so spurlos, daß man sich grade unter solchen Fall stellen kann, ohne die geringste Benetzung zu verspüren. Noch prächtiger sind diejenigen Staubbäche, welche sich erst am Fuß ihres Felsens

ganz auflösen und so eine breite, duftige und zitternde Basis bilden für die lange silberne Wassersäule. Zu diesen gehört der Mongefos, welcher von dem pittoresk geformten, hohen Berge Mongedjuret — „das Thier von Monge" — herniederschwebt. Nur bei großer Wasserstärke im Frühling prallt er voll auf den Boden auf und läßt dann eine hoch aufwallende Dampfsäule wieder emporsteigen; im Sommer pflegt er zuvor zu zerstäuben.

Seinen höchsten Glanz erreicht das Romsdal gegen seinen Ausgang dicht vor dem Fjord. Hier wird es zu einem schmalen Paß verengt durch zwei schwindelnd steile und wunderbar geformte Berge, das Romsdalshorn zur Rechten, eine mächtige zwölfhundert Meter hohe Pyramide, die in eine wirklich hornähnliche, keck aufstrebende Spitze ausläuft und zur Linken noch beträchtlich höher die Trolltinder, die Hexen- oder Zauberzinnen: ein flüchtiger Blick auf unsere Abbildung genügt, den Namen zu erklären. Diese Zinnen über dem vollkommen senkrechten Absturz er-



Der Mongefos.

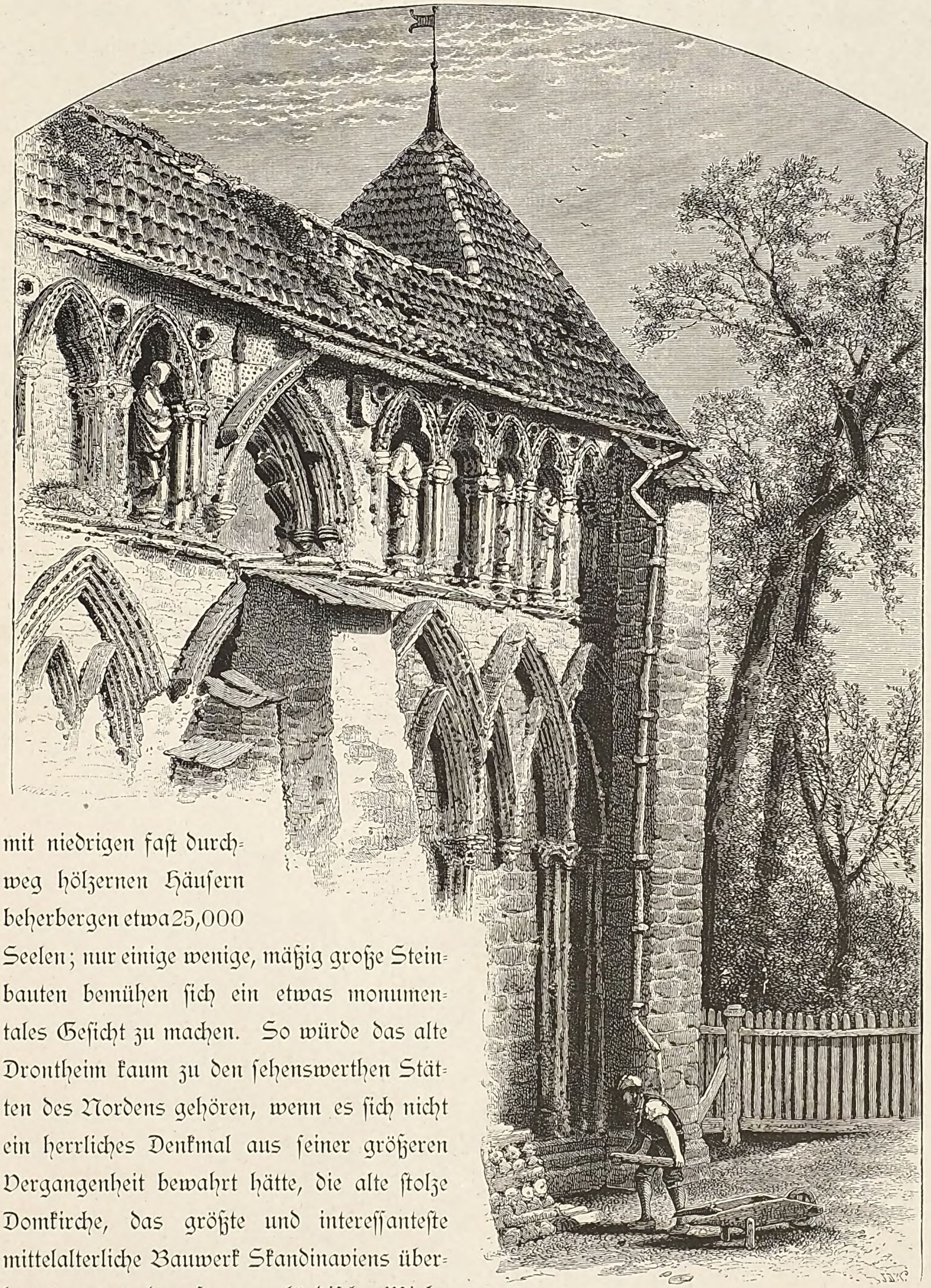
scheinen wie ein phantastisches Schnitzwerk einer Riesenhand; es ist eine so barocke und launenhafte Formation, wie sie sonst nur bei Sandsteingebilden, bei diesen aber wohl kaum in so riesenhaftem Maßstabe vorzukommen pflegt.

Nach dem Austritt aus diesem gewaltigen Engpaß verbreitert sich das Thal bedeutend und nimmt alsbald einen sanften und gefälligen Charakter an, und der Reiz der vollkommensten Gegensätze dicht nebeneinander giebt dieser Stelle etwas ganz besonders Anziehendes, so daß sehr viele Reisende sich in dem reizend gelegenen und wohlcivilisirten „Hôtel Aak" zu längerer Rast niederlassen. Der eiligere Tourist aber besteigt in dem nahen Veblungsnäs das Dampfschiff und fährt über den großen Romsdalsfjord in einigen Stunden nach dem Städtchen Molde hinüber. Dieser Fjord unterscheidet sich von allen bisher berührten durch seine viel breiter gedehnte Fläche und durch seine flachen Ufer, von denen die Berge in einige Entfernung zurücktreten: und so genießt man von Molde den Vorzug, jenseits des schönen weiten Gewässers eine lange Kette prächtig aufgebauter Gebirge in stolzem Kranz sich hinziehen zu sehen; ein in Norwegen sonst vom Thale aus sehr seltener Anblick. In Molde nimmt uns einer der großen hier anlaufenden Seedampfer auf, und wir beginnen die letzte Fahrt nordöstlich durch die Schären nach der alten Königsstadt Drontheim oder Throndhjem.

Drontheim liegt am südlichen Ufer eines sehr breiten haffartigen Wassers, dem Areal nach des größten aller norwegischen Fjorde. Die Natur hat hier ganz den wildgroßartigen Character der westlichen Landschaften von Hardanger, Sogn, Nordfjord, Söndmöre und Romsdal verloren und erinnert wieder eher an die mildere Schönheit von Christiania. Es ist aber hier, so weit nach Norden hinauf, nur drei Grad südlich vom Polarkreis, unter gleicher Breite mit dem südlichen Island und Grönland und dem nördlichen Sibirien, doppelt überraschend, die volle und reiche Vegetation dieser schönen fruchtbaren Ebene zu sehen: reifen doch hier während des kurzen Sommers nicht nur die gewöhnlichen Getreidearten, sondern auch mancherlei Obst; selbst Wallnüsse kommen zuweilen in besonders warmen Jahren zur Reife. Auch der Winter ist mild, wie längs der ganzen Westküste, die von den wärmenden Fluten des Golfstroms bespült wird; aber auch nur der Küstenstrich ist so begünstigt, die inneren Landschaften empfinden den nordischen Winter in seiner ganzen grausamen Gewalt.

Drontheim entstammt schon dem Anfang unsers Jahrtausends und war während des Mittelalters die Haupt- und Königsstadt des von Harald Haarfagar gegründeten Reiches; und auch heute noch verlangt das Grundgesetz von 1814, daß die norwegischen Könige hier ihre kirchliche Weihe empfangen sollen; so sind denn in der That die schwedischen Herrscher von Bernadotte bis auf Oskar II. im Dom von Drontheim zu Königen von Norwegen gekrönt worden.

Die äußere Physiognomie der Stadt hat freilich wenig Königliches an sich, stille Straßen



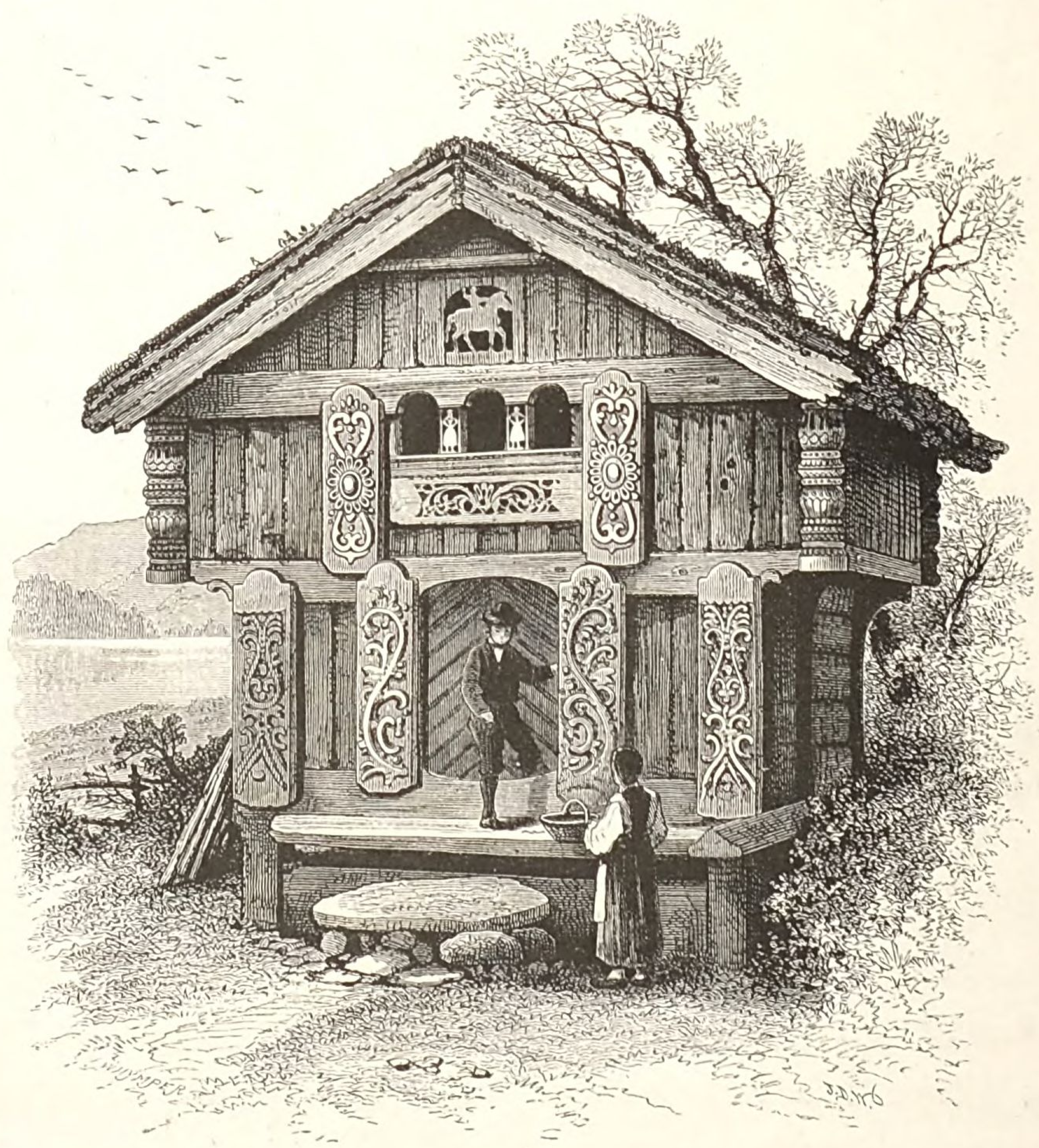
Cathedrale von Drontheim.

mit niedrigen fast durchweg hölzernen Häusern beherbergen etwa 25,000 Seelen; nur einige wenige, mäßig große Steinbauten bemühen sich ein etwas monumentales Gesicht zu machen. So würde das alte Drontheim kaum zu den sehenswerthen Stätten des Nordens gehören, wenn es sich nicht ein herrliches Denkmal aus seiner größeren Vergangenheit bewahrt hätte, die alte stolze Domkirche, das größte und interessanteste mittelalterliche Bauwerk Skandinaviens überhaupt — nur das ferne gotländische Wisby etwa ausgenommen. Die Baugeschichte des Domes erstreckt sich — unter englisch-normannischem Einfluß — durch das zwölfte und dreizehnte

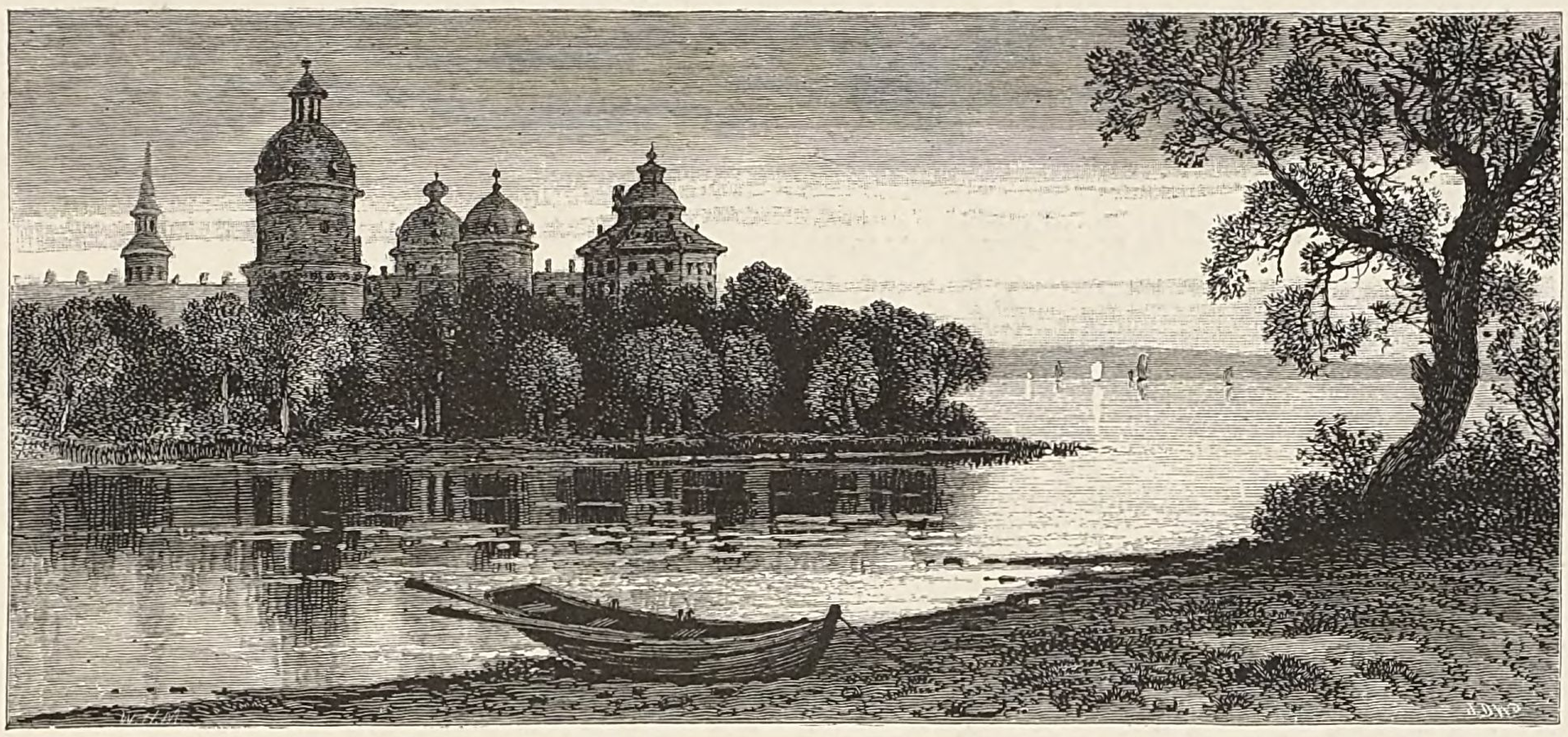
Jahrhundert und hat den großen Uebergang vom Rundbogenstil zur Gothik mitgemacht. Die Querschiffe sind in strengem und edlem romanischen Stil erbaut, während das Hauptschiff und der achtseitige Chor eine reich ausgebildete Gothik zeigen, von der unsere Abbildung eine charakteristische Probe giebt. Im späteren Mittelalter und namentlich seit der Reformation war die Kirche durch wiederholte Feuersbrünste fast vollständig in Ruinen gelegt, und in diesem traurigen Zustande hat sie bis in die allerneueste Zeit dagestanden. Erst in den letzten Jahren hat die auch im Norden neuerwachte nationale Kunstbegeisterung eine gründliche Restauration zu Wege gebracht und in dem erneuerten Prachtbau ein würdiges Symbol norwegischer Einheit und Selbständigkeit hingestellt.

Und so nehmen wir denn hier vor der vollendetsten Kunstleistung des nordischen Volkes Abschied von dem wunderreichen Lande, dessen Natur wir auf langer Wanderung in ihrer Größe und unerschöpflich wechselnden Fülle kennen gelernt und von Tage zu Tage mehr mit freudiger Begeisterung bewundert haben.

Hans Hoffmann.



Bauernhaus in Thelemarken. (Zu S. 30.)



Am Mälarsee.

Schweden.

Wieder ist es Mitternacht, wieder der reizend ausgesöhnte Streit zwischen Licht und Dunkel, wieder der wundersame Gegensatz von schlummernder Stille und halb noch wachendem Tagesglanz: das ist die Stunde, da man am vollsten und reinsten die ruhige, einfache Schönheit der berühmten landschaftlichen Perle Schwedens, des Mälarsees, genießen mag, besser als im freien grellen Sonnenschein. Diese Landschaft ist freilich so verschieden als möglich von der gewaltigen Natur norwegischer Fjorde; ihnen gleicht der Mälar nur in seinen unendlichen Verzweigungen, Buchten, Sunden und Inseln, seine Ufer aber dürften weit eher an viele unserer lieblichen norddeutschen Waldseen erinnern, nur daß die größere Schroffheit der ihn umkränzenden Hügel und der häufig nackt hervortretende Felsgrund deutlich verräth, daß wir uns auf skandinavischem Boden befinden.

Die Fahrt auf dem See könnte bei seiner mächtigen Längenausdehnung von etwa zwanzig deutschen Meilen leicht eintönig und ermüdend werden, wenn nicht eben jene wundersame Vielgestaltigkeit seiner Glieder für die reizvollste Abwechselung sorgte. Bald dehnt sich eine meilenbreite, in lichtem Blau erglänzende Wasserfläche, ein anmuthiges und gemächliches Bild, bald zieht der See sich zu einem engen flußartigen Sunde zusammen, dessen düstere Tannenwände auch der stillen Flut eine schwärzliche Färbung geben: und diese Schlangenwindungen der unberechenbar verschlungenen Wasserpfade sind es zumal, die im nächtlichen Dämmerschein mit dem immer neu belebten Spiel sich verhüllender und lösender Geheimnisse die Phantasie angenehm unterhalten und beschäftigen.

Allmählich, wie wir ostwärts steuernd immer größere Strecken durchmessen, beginnt die Stille der Natur sich mit heiter freundlichem Schmuck zu beleben, Lusthäuser mit munteren Gärten spiegeln sich im Wasser, reizende Idyllen inmitten der Wald- und Felsenwildniß, Mühlen und Fabriken aber bezeugen ein ernsteres Menschenwirken als den trauten Frieden ländlich harmlosen Genießens — und jetzt erhebt sich zur Rechten an einem ganz engen Wasserarm das erste stolze Wahrzeichen der nahen Königsstadt, aus hellem Laubgrün ragend ein imposantes thurmgekröntes Schloß: es ist Drottningholm, die Sommerresidenz des königlichen Hofes, ein herrlicher Ruhesitz in schöner Einsamkeit und doch in geringer Ferne von der Kapitale selber und ihrem rastlosen Leben.

Noch hat das Schiff eine Strecke weiter ostwärts zu dampfen, bis plötzlich nach einem letzten enggepreßten Felskanal wieder eine schimmernde Fläche sich den Augen öffnet und dahinter das majestätische Bild der prächtig aufgebauten Hauptstadt mitten aus den Fluten emporsteigt.

Die Lage Stockholms hat von begeisterten Patrioten und phantasievollen Reisehandbüchern sich mancherlei unberechtigte und übertriebene Vergleichungen gefallen lassen müssen, man hat sie neben Neapel, Genua und gar Konstantinopel gepriesen — und da kann es leicht geschehen, daß der gläubig hoffende Reisende zunächst von einer kleinen Enttäuschung befallen wird, denn solche Herrlichkeiten, wird er sich ehrlich gestehen, sind hier denn doch nicht zu finden. Dazu fehlt vor Allem schon der amphitheatralische Aufbau jener südländischen Städte; der größere Theil von Stockholm liegt in der Ebene, nur Södermalm, der südliche Stadttheil, bedeckt eine sehr mäßige, wenn auch steile Anhöhe.

Aber vornehm und prächtig ist das breite Stadtbild auch so; die schöne Fülle des Wassers und die weit gedehnte und auf die „sieben Inseln" vertheilte Lage haben Eigenthümlichkeit und Glanz genug, um jeden Vergleich entbehrlich zu machen; soll es einmal sein, so bietet Venedig noch die größere Aehnlichkeit. Ein wesentliches Element für die Gesammtwirkung des stattlichen Bildes ist immer und von allen Standpunkten aus der gewaltige Prachtbau des königlichen Schlosses, in der Mitte des Ganzen auf einer Insel gelegen, welche die beiden ausgedehntesten Stadttheile, Norrmalm und Södermalm verbindet. Diese glückliche Lage im herrschenden Mittelpunkt, rings von Wasser umfluthet, sichert dem Schlosse vor Allem die wunderbar monumentale Größe und Vornehmheit des Anblicks. Die Einfachheit des kolossalen Baues, die sich an der nördlichen Façade bis zur Nüchternheit steigert, gewinnt an der Ostseite, welche unsere Abbildung zeigt, durch die reichere Gliederung, durch die vorspringenden niedrigeren Seitenflügel und den von diesen umschlossenen, anmuthigen Garten zugleich einen ungemein malerischen Character.

Stockholm ist sonst verhältnißmäßig arm an einzelnen „Sehenswürdigkeiten", doch man möchte sich dessen fast freuen, daß man so wenig ernste Pflichten des Genusses zu erfüllen hat und sich in desto sorgloserer Ungebundenheit dem selbstgewählten und freiwilligen Vergnügen

hingeben kann. Denn nicht leicht giebt es eine andere Stadt, die sogleich durch ihre äußere Physiognomie so lebhaft zu behaglicher Heiterkeit und frischer Lebenslust einzuladen scheint. Diese weiten, lachenden Wasserbecken, nach allen Seiten durchschwirrt von Segelbooten und kleinen ungedeckten Dampfschiffchen, den „Wasser-Omnibussen", welche den Personenverkehr zwischen den einzelnen insularen Stadttheilen aufs Regsamste vermitteln, diese stolzen gemauerten Quais und granitenen Brücken, die großen, glänzenden Plätze und die öffentlichen Baumanlagen in der Stadt selber, das alles deutet auf ein vergnügliches und freudenreiches Dasein in der nordischen Residenz.

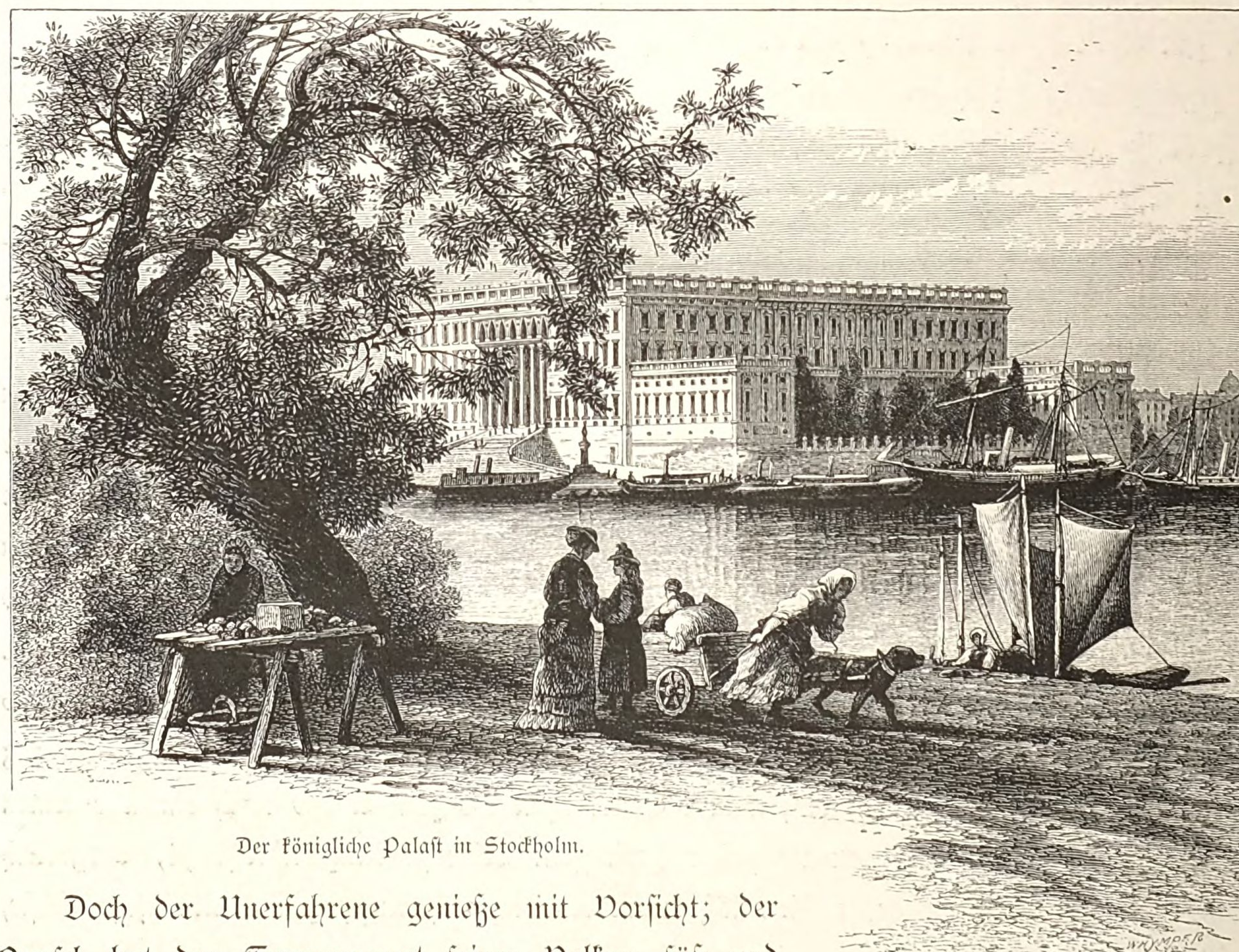
Und in der That täuscht dieser Anschein nicht. Die Schweden, die Stockholmer zumal, hören sich gerne die „Franzosen des Nordens" nennen, und wirklich scheinen sie den Parisern ein gut Theil ihrer Eigenschaften abgelauscht oder ihnen vielmehr eine verwandte Natur entgegengebracht zu haben. Leichtlebigkeit, Vergnügungslust, liebenswürdigste Höflichkeit, gesprächige Gewandtheit und geistreiche Lebendigkeit rühmen ihnen ihre Freunde — vor Allen also sie selber — nach; ihre Gegner aber, deren heftigste natürlich die stammverwandten Norweger sind, setzen als schwarze Schatten dagegen Unaufrichtigkeit und geziertes Wesen, Leichtsinn und eine ansehnliche Liederlichkeit — kurz, die Fehler ihrer Tugenden.

Wenn man zu den Nationaltugenden eines Volkes auch dessen Wollen und Können auf culinarischem Gebiete rechnen darf, so wird sich die Schale, auf welcher Vorzüge und Mängel der Schweden gewogen werden, alsbald wesentlich zu ihren Gunsten senken. Die schwedische Küche kann an Wohlgeschmack, namentlich aber an echtem innerem Gehalt neben jeder der bestbeleumundeten Kulturnationen mit Ehren bestehen, und kein Unbefangener wird ihren Leistungen seinen ernsten Beifall versagen — wenn es nicht etwa gerade Sonntag ist. Alle Festtage sind im schwedischen Küchenkalender mit düsterem Schwarz bezeichnet und können sich für den Fremden zu eitel Bußtagen gestalten. Wird doch die Sonntagsheiligung hier so schwunghaft betrieben, daß man vom Morgen bis zum Abend nach einem warmen Bissen, ja unter der Kirchzeit nach der geringsten Leibesstärkung überhaupt, vergeblich schmachten kann. In neuester Zeit läßt man allerdings hierin gegen ausländische Gäste, wenigstens in großen Gasthöfen, eine gewisse milde Nachsicht walten.

Haben wir aber solchen Fastensonntag siegreich überstanden, so werden wir am Montag gewiß mit desto größerem Erfolg die ungemein wohlthätige Einrichtung des brännvinsbord, des Branntwein- oder Frühstückstisches benutzen, wohlthätig für Jeden, der mit einem gesunden Appetit gesegnet ist, für den Reisenden also gewiß in erster Linie. Denn für einen mäßigen Preis erwerben wir das schöne Recht, unter einer lastenden Fülle von Speisen die freieste Auswahl zu treffen, ohne irgend welche Beschränkung in Qualität oder Quantität. Ja — wenn uns auch kein liebenswürdiger Mephisto wie weiland in Auerbachs Keller edle Marken Weines unentgeltlich kredenzt — so sprudelt doch aus zierlichen Behältern ver-

mittelst der Umdrehung eines Hahnes eine unversiegliche Quelle verschiedener Sorten Sup, das ist, sit venia verbo, Schnaps.

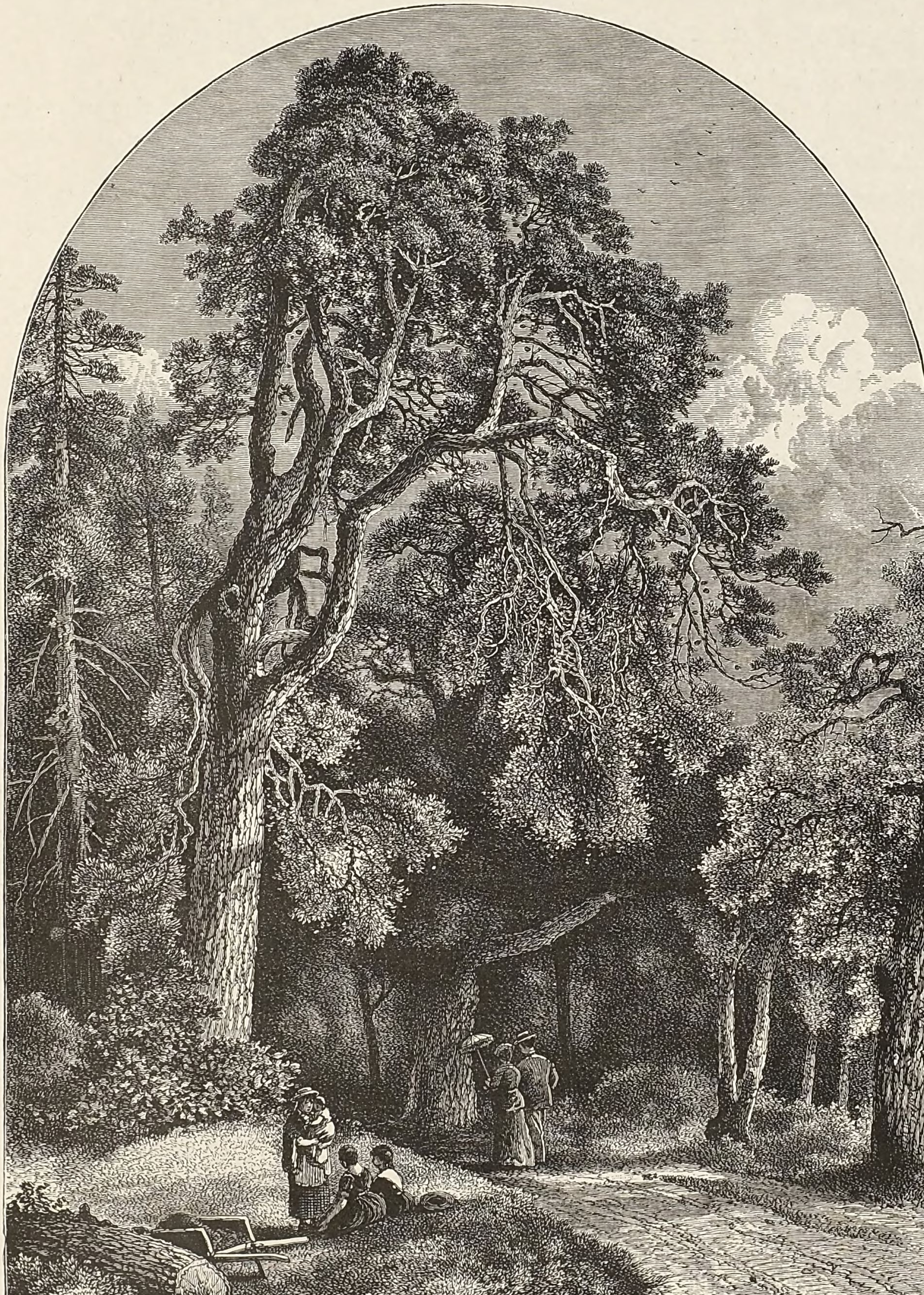
Jeder källare und jede svitzeri, — Restaurationen und Kaffeehäuser, — aber spendet ferner das gepriesene Nationalgetränk, den süßen und starken „schwedischen Punsch", den holden Ersatz, welchen des Menschen Kunst sich geschaffen für den herben Mangel der Natur, die dem Norden die Wohlthat einheimischen Weines, selbst eines Grünbergers und dessen bei uns so weitverbreiteter Sippe, neidisch versagt hat. Ein „Punschlied, im hohen Norden zu singen", aber findet man täglich Gelegenheit in der Stille des dankbaren Herzens freudig anzustimmen.



Der königliche Palast in Stockholm.

Doch der Unerfahrene genieße mit Vorsicht; der Punsch hat das Temperament seines Volkes: süß und liebenswürdig, so lange man freundlich und mäßig mit ihm umgeht, kann er furchtbar werden für den zudringlichen Fremdling, der sich durch allzu massenhafte Vernichtungsarbeit als sein Feind erweist. Der Schwede selbst freilich weiß ihn zu behandeln, und man kann zuweilen mit Bewunderung erkennen, wie durch gute Schulung auch das gefährlichste Getränk zahm und unschädlich werden kann. Nicht Mithridates allein hat es verstanden, sich gegen Gifte abzuhärten.

Nach einer so bestellten Mahlzeit pflegt man sich, falls man nicht eine größere Ausfahrt unternimmt, in eine der eleganten „Schweizereien" zu begeben, im Freien sitzend seinen



Der Thiergarten bei Stockholm.

Kaffee oder Eis — oder auch wieder Punsch einzunehmen und dazu bei den flotten Klängen lustiger Militärmusik die schöne Welt in glänzender Zahl hin und wieder promeniren zu sehen.

Wohl der reizendste Platz für so wichtige Zwecke ist Strömparterrn, eine kleine Landzunge, welche sich unter der granitenen Brücke Norrbro hervor in den „Salzsee" schiebt und die Stätte eines äußerst lebhaften Verkehrs ist. Alle paar Minuten legt ein kleines Dampfschiff an und landet und empfängt seine Fahrgäste, und wer die Geduld hätte, an schönen Sommertagen hier am Wasser unter den stattlichen Bäumen und Gartenanlagen einen ganzen Nachmittag auszuharren, der möchte wohl einen guten Theil der Stockholmer eleganten Gesellschaft allmählich an sich vorüberziehen sehen. Und das wäre kein verächtliches Schauspiel; die schwedischen Damen erfreuen sich nicht ohne Grund eines glänzenden Rufes in Hinsicht auf Schönheit und Grazie, es giebt prächtige Gestalten und reizende Gesichter genug unter den blonden Französinnen des Nordens, wenn auch der sogenannte klassische Schnitt wohl nicht häufiger gefunden wird als in deutschen Gauen. Die Grazie tritt besonders anmuthend hervor in ihrer lebhaften und heiteren Konversation; es ist eine Freude, sie dabei zu sehen und nicht minder, sie zu hören, selbst wenn einem der Sinn ihrer Unterhaltung verborgen bleibt.

Die schwedische Sprache ist — und gewiß nicht am wenigsten in Frauenmund — von einer so wundervollen Klangschönheit, wie sie keinem anderen germanischen Idiom auch nur entfernt eigen ist, und nach dem bloßen Gehörseindruck würde es schwer glaublich zu machen sein, daß das Schwedische dem tonlos stöhnenden Englischen doch noch so nahe verwandt ist. Bei gemeiner Aussprache freilich wird man auch hier, namentlich auf dem platten Lande, rauhe und stumpfe Laute vernehmen, wie ja selbst die weichste und schmeichelndste aller Zungen, die italienische, in manchen Provinzen sich nur in höchst sonderbaren Mißtönen äußert. — Nun, in unsern industriellen Tagen ist ja Jedermann ein wenig Kenner unserer nordischen Schwestersprache aus der täglichen Lektüre des lehrreichen Jönköpings tändsticks fabriks patent etc. . . .

Tända endast mot lådans plån — welche Klangfülle in dieser schlichten Lehre praktischer Weltweisheit! Wer aber noch tiefer einzudringen wünscht, der lasse sich Verse aus Tegnérs „Frithjofsfaga" vorlesen, erst die Musik dieser Sprache wird den Ruhm der allbekannten Dichtung ganz erklären. —

Ersteigt man von Strömparterrn aus auf breiten Steinstufen die prächtige Brücke und weiter zur Linken den hohen Treppenbau vor der Nordseite des Schlosses auf leionbacken, dem Löwenhügel, so gewinnt man einen freien, herrlichen Ueberblick über den elegantesten Theil der Hauptstadt mit den modernen Prachtbauten, unter denen das nach den Entwürfen unseres Stieler errichtete Nationalmuseum weitaus den ersten Rang einnimmt. Dieser Blick findet seines Gleichen wohl nur an dem Hamburger Alsterbassin. Der architektonische

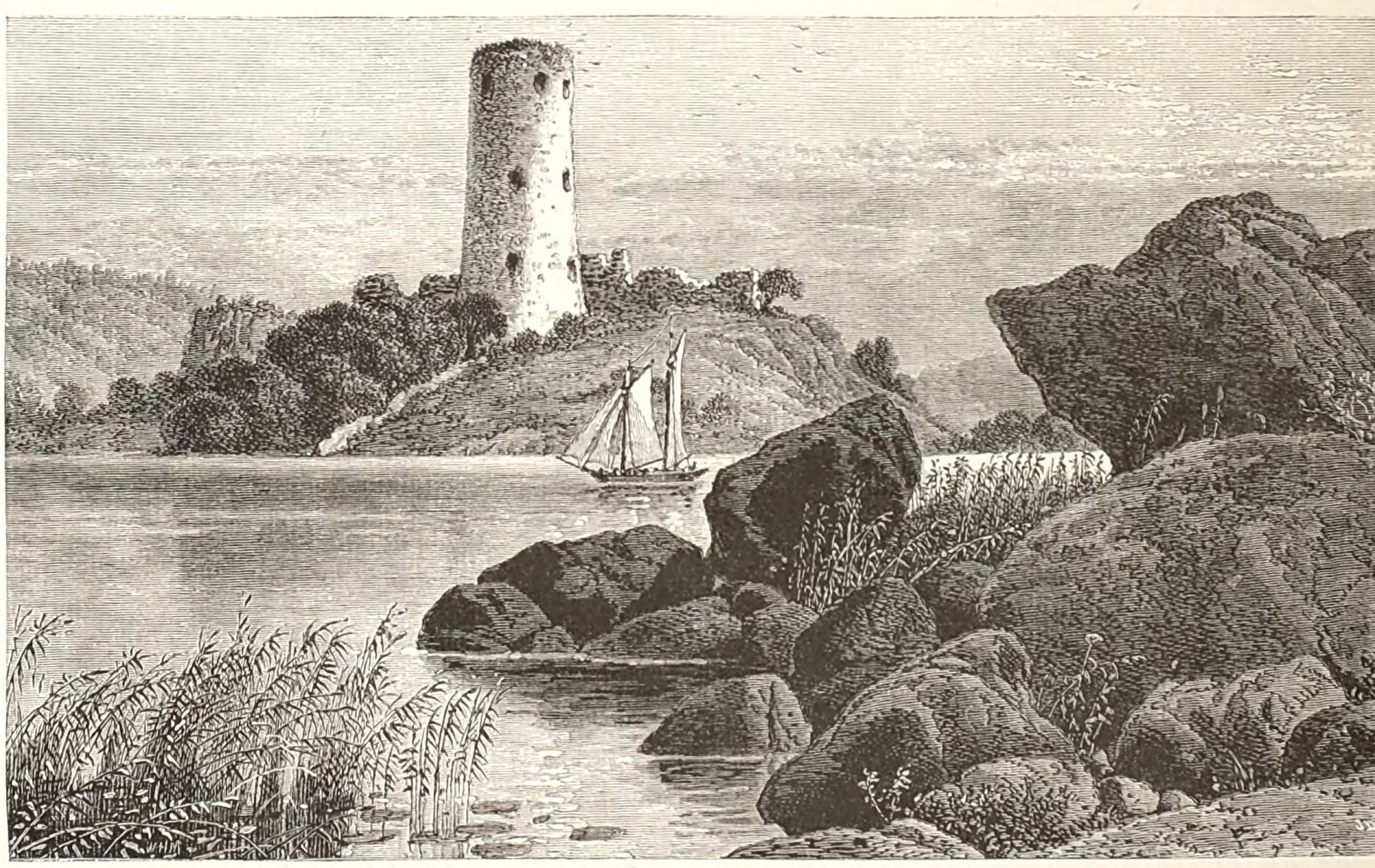
Charakter Stockholms ist ganz überwiegend modern; interessante alte Partien, wie sie alle unsere deutschen Hansestädte in so reicher Fülle bieten, sind kaum zu finden. Straßen und Häuser selbst weisen in die Gegenwart, ihr Leben und ihre Freuden.

Wenn schon innerhalb der Stadt das sommerliche Vergnügungstreiben ein reich bewegtes ist, so ergießt sich doch an schönen Tagen ein noch viel vollerer Strom des Lebens hinaus ins Freie, denn es ist den Stadtkindern hier bequemer gemacht als irgendwo, im beständigen Verkehr mit der frischen Natur zu bleiben. In einer Viertelstunde führt uns das Dampfschiff hinüber zu dem Hauptsitz alles Vergnügens, dem vielgerühmten djurgård oder Thiergarten. Dieses grüne Eiland vereinigt auch in Wahrheit alle Genüsse, die der Großstädter sich nur wünschen mag, nicht nur prächtige Parkanlagen und Lustgärten vom hochfeinen Etablissement für das vornehme und zahlungsfähige Publikum bis zu den simpeln, aber lärmvollen Stätten ausgelassenster Volkslust, dazu Musik überall, vom stolzen Orchester bis zur Drehorgel und Ziehharmonika, sondern, was Manchem lieber sein mag, es ist in den abgelegeneren Partien noch wirkliche freie Wildniß zu finden, echter naturwüchsiger Fichtenwald über wilden Felsblöcken und Granittrümmern, und immer von Zeit zu Zeit auf den Hügeln ein erfreulicher Ausblick auf den blauen Wasserspiegel.

Die höchste Erhebung der Insel trägt einen neuerbauten Aussichtsthurm, der eine allseitig ungehinderte Umschau gewährt. Da streckt sich ringsum eine unermeßliche grüne Waldfläche, hundertfach durchschnitten und durchschlängelt von den zahllosen Buchten und Armen des Mälar wie der „Salzsee", des letzten Ausläufers der tief ins Land einschneidenden Ostseefjorde, und mitten zwischen beiden Gewässern erhebt sich glänzend über der Flut die breitgelagerte, sonnenbestrahlte Stadt. Die lichten, gelblich schimmernden Töne des Stadtbildes, vor Allem die leuchtende Sandsteinmasse des Schlosses, im lebhaften Gegensatz zu dem klaren Blau der Wasserstreifen ergeben bei günstiger Beleuchtung eine überraschende und im Norden seltene Farbenfülle, die um so kräftiger wirkt, als das Auge durch das ruhig gleichmäßige Dunkelgrün der Tannenwälder rundum für wärmere Tinten doppelt empfänglich gemacht wird. Das ist wirklich ein Bild von hellster, anmuthigster Schönheit, und wer von dieser Höhe Stockholm seinen Abschiedsgruß zusendet, nachdem er einige Zeitlang sein behäbiges Genußleben zu Wasser und zu Lande gekostet, der wird der eigenartig schönen Metropole des Nordens wahrlich ein fröhliches und dankbares Andenken bewahren.

Wer aber diesem heiteren Bilde einen ernsteren Hintergrund zu geben geneigt ist, zu dem werden aus mancherlei plastischen und baulichen Denkmälern auch unscheinbareren Ansehens leicht vielgestaltige historische Erinnerungen sprechen: denn nicht viele Länder mit so geringer Bevölkerung wie Schweden haben sich einer gleich ehren- und thatenreichen Vergangenheit zu rühmen. Und in diesen großen Thaten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert prägt sich deutlich das bewegliche, unternehmungslustige und lebensfreudige Temperament der schwedischen Nation aus, das sich nun in unseren friedliebenden Tagen in harmloserer Weise äußert.

Ganz anders der Norweger: seine Kraft wird zu sehr durch den steten Kampf mit der harten Natur des eigenen armen Landes in Anspruch genommen und erschöpft, als daß sie sich noch in großen Schlägen nach außen entladen sollte. Durch diesen nie endigenden Kampf ist der norwegische Charakter ernsthaft, still und zäh, ausdauernd, nüchtern und kühl geworden, nicht veränderungssüchtig und weitstrebend; niemals hat Norwegen eine irgendwie bestimmende Rolle in der europäischen Staatengeschichte gespielt; Jahrhunderte lang war es sogar nicht mehr als eine Provinz des kleineren, aber gesegneteren und fester concentrirten Dänenreiches.



Ruine Stegeborg.

Die Natur des schwedischen Nachbarlandes ist glücklicher geartet: rauh und streng genug, um die Kräfte des Menschen in tüchtigem Ringen mächtig erwachsen zu lassen und beständig zu stählen, ist sie doch nicht so hart und unnachgiebig, um dieselben ganz zu erschöpfen und die Blicke von der übrigen Welt abzukehren. Der Boden ist in den südlicheren Landestheilen durchaus nicht unfruchtbar, aber doch nicht reich genug, um jemals Ueberfluß zu erzeugen; immer lag es nahe genug, begehrliche Blicke auf die Nachbarländer zu richten; und da ist es nur zu natürlich, daß Deutschland es war, welches am meisten solche Blicke auf sich zog und zum erobernden Vordringen nach Süden über den schmalen Streifen Meeres lockte. Das Hinübergreifen Schwedens nach den deutschen Küsten seit Gustav Adolf war gewissermaßen nur eine Antwort auf eine frühere mehr friedliche,

und doch gewaltsame und drückende Invasion der Deutschen in Schweden: es gab eine Zeit, wo die weitgebietende Hansa auch hier die Herrin spielte und mächtig in die inneren Angelegenheiten des Reiches eingriff. Es gab eine Zeit, wo Stockholm wie Bergen in den Händen der Deutschen war und die eingeborene Bürgerschaft sogar blutige



Aquäduct des Dalsland-Kanals.

Gewaltthat von ihnen duldete: und in höherem Maße noch war das auf der schwedischen Insel Gotland gelegene Wisby fast eine deutsche Stadt geworden, die reichste und mächtigste des Ostseegebietes, von der aus der deutsche Handel die östlichen wie die westlichen Küsten vollständig beherrschte.

Die deutschen Bewohner von Stockholm waren einst die letzte Stütze des Herzogs Albrecht von Mecklenburg im Kampf um den schwedischen Thron gegen die berühmte Unionskönigin Margaretha, und in Wisby sammelten sich damals zur Unterstützung Stockholms jene unregelmäßigen Kriegsschaaren der Vitalienbrüder, die später nach Vereitelung ihres ursprünglichen Zweckes als furchtbare Seeräuberbanden die Gewässer und Küstenländer der Ostsee mit lange währendem Schrecken erfüllten.

Erst nach dem Niedergange der Hansa konnte sich Stockholm zu nationaler Blüte entwickeln, während Wisby mit seiner deutschen Bürgerschaft zugleich seinen alten Reichthum, Rang und Namen einbüßte.

Wer die Zeit findet, von Stockholm aus die zwölfstündige Meerfahrt ostwärts nach Wisby zu unternehmen, wird hier mit staunender Bewunderung die Fülle der herrlichsten Ruinen erblicken, wie sie kein anderer Ort des nördlichen Europa mehr aufweist: die stolze Stadtmauer und die stattlichen Trümmer von sieben wunderschönen, romanisch-gothischen Kirchen bezeugen sicherer und unwiderleglicher noch als die Tradition der Geschichte den einstigen hohen Glanz der jetzt völlig gesunkenen und fast vergessenen Stadt.

Doch der große Strom der Reisenden berührt dies stille Ostseeeiland nicht, sondern nimmt von Stockholm westwärts seinen Weg zur Küste des Kattegat und der Nordsee hinüber. Die schwedische Residenz ist mit der westlichen „zweiten Hauptstadt" des Reiches, mit Göteborg oder Gotenburg, nicht nur durch eine Eisenbahnlinie, sondern auch durch eine großartige Wasserstraße verbunden. Der Weltruhm des großen Götakanals beruht allerdings weit mehr auf technischen als auf malerischen Vorzügen, und bei der langen Dauer von vollen zwei Tagen mag diese Dampfschiffreise nicht eben für Jedermann sehr verlockend sein. Indessen einem bedächtigen Reisenden bietet sie bequeme Gelegenheit, ein gutes Stück schwedischen Landes mit etwas gründlicherer Muße kennen zu lernen, als es die stürmische Eisenbahnfahrt ermöglicht, und immerhin fehlt es nicht an wechselnden freundlichen und gefälligen Landschaftsbildern.

Aus einem südlichen Zweige des Mälarsees tritt das Schiff durch die Schleusen des engen Söderteljekanals in einen sich nur langsam erweiternden Fjord und aus diesem in das Klippenlabyrinth des skärgård und auf eine Weile hinaus ins offene Meer, um bald wieder nach Westen in eine schmale Bucht, den Fjord von Slättbakken, einzubiegen. Hier liegt in grüner Einsamkeit die malerische Ruine Stegeborg, die aus der Vorzeit des Reiches romantische Geschichten von heimlicher Liebe und kriegerischen Fehden entzweiter Geschlechter zu erzählen weiß.

Weiter geht die Fahrt abwechselnd durch gradlinige Kanalstrecken und über größere und kleinere Landseen; der langgestreckte Wettersee wird in kurzer Zeit quer durchschnitten, während der breite Wenersee wohl zehn Stunden in Anspruch nimmt, ohne durch besondere Schönheit seiner flachen Ufer zu unterhalten. Der natürliche Abfluß dieses Sees ist die

Göta-Elf, deren rascher Lauf über felsigen Boden der Schiffahrt verschiedene Hindernisse in den Weg legt, die durch das berühmte Schleusensystem des großen Kanalbaues glänzend überwunden sind.

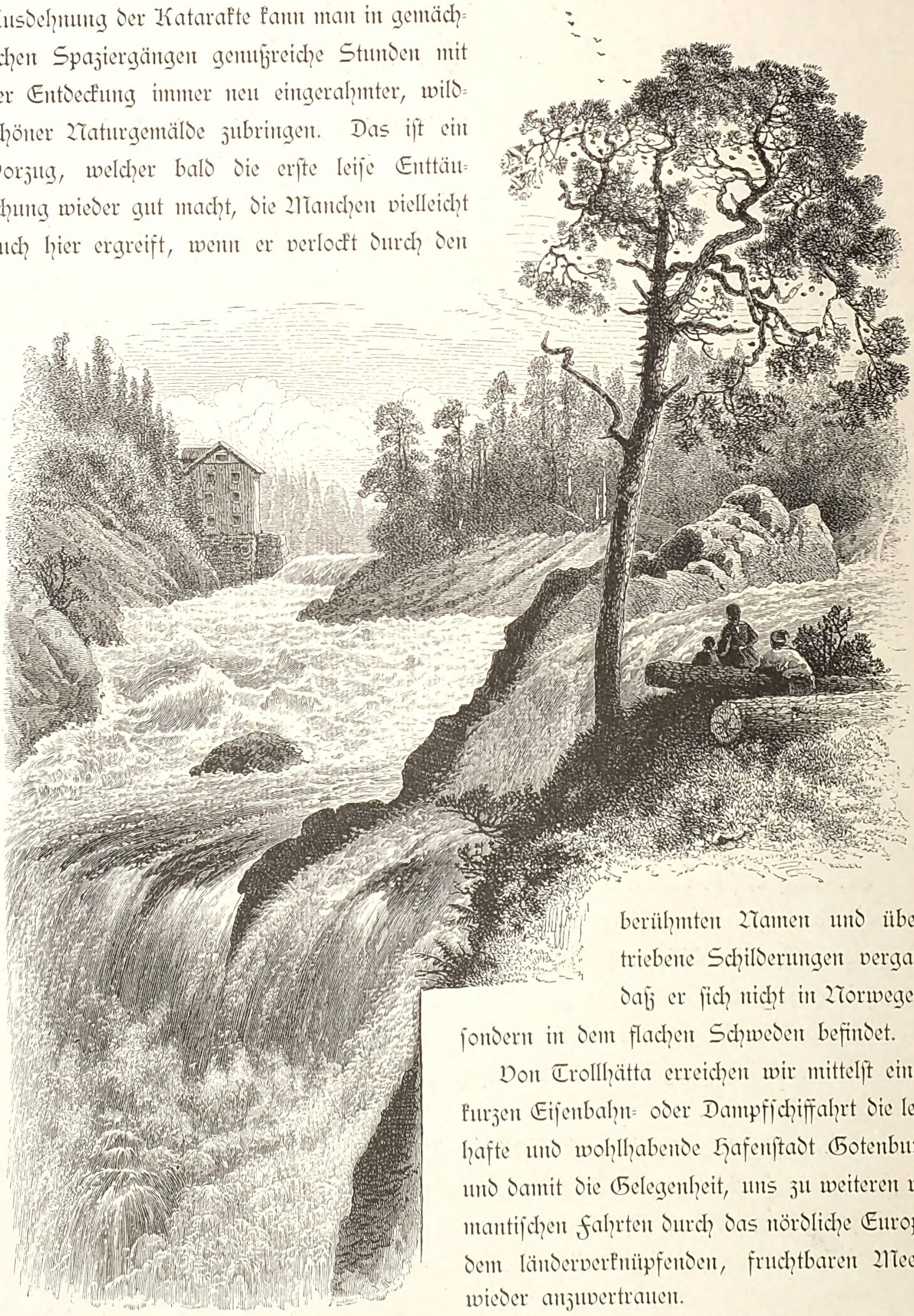
Noch eine zweite künstliche Wasserstraße führt aus dem Wenern in nordwestlicher Richtung zur norwegischen Grenze hinüber, der Dalslandkanal, von jüngerer Anlage und geringerem Namen als sein weltbekannter Vorgänger, aber diesem dafür an landschaftlichen Reizen entschieden überlegen; auch die Natur des Dalslandes beginnt zu dem höheren Schwung norwegischer Landschaft hinüberzuleiten. Die interessanteste Strecke des kühnen Wasserweges in malerischer wie in technischer Hinsicht ist der Wasserfall von Häfverud und die kecke Besiegung dieses trotzigen Hindernisses: der Fall wird hier nicht durch den Kanal umgangen, wie es beim Trollhätta geschieht, sondern vielmehr überbrückt durch einen kolossalen eisernen Aquäduct von vierzig Meter Länge, der das Wasser des Kanals und mit ihm die Schiffe in ruhigeres Wasser hinüberträgt und gelassen unter sich den Katarakt seine wilden Schaummassen verspritzen läßt, die man ruhig bewundert wie die schönen kraftstrotzenden Bewegungen eines gefangenen und unschädlich sich austobenden Raubthiers.

Mit dem Ende dieser anmuthenden und hübschen Fahrt durch das fruchtbare Dalsland würden wir wieder den norwegischen Boden betreten: wir kehren indessen zurück in den Wenersee, um durch die Göta-Elf das Meer zu gewinnen. Bald nach dem Austritt aus dem breiten Binnengewässer in den Fluß beginnt auch hier die Scenerie auf eine kurze Strecke einen reizvolleren Charakter anzunehmen; schroffe tannengekrönte Felsen begleiten den Strom und engen sein Bette mehr und mehr ein: und schon vernimmt das Ohr aus der Ferne ein dumpfes Donnern und Brausen wie das des stürmischen Meeres — wir nähern uns dem Trollhättafall.

Der nach diesem benannte Kanal biegt zu seiner Umgehung links ab, um sich durch dreizehn Schleusen einen Berg von dreiunddreißig Meter Höhe hinabzusenken. So interessant es ist, einen Blick auf das Herniederklettern des Schiffes über diese wunderbare in den Fels gesprengte Riesentreppe zu werfen, so langweilig ist es, die ganze Procedur in ihrer ermüdenden Langsamkeit mit durchzumachen, und um so weniger verlockend, als die Zeit mit der Besichtigung der Fälle und ihrer Umgebung in weit anziehenderer Weise hingebracht werden kann.

Man darf sich unter dem Trollhätta freilich keinen Wasserfall im eigentlichen Sinne vorstellen, es ist vielmehr eine Reihe von Stromschnellen, die sich an einigen Punkten zu wirklichen Fällen steigern. Was aber dadurch an packender Wirkung verloren geht, wird durch die breite malerische Schönheit des Gesammtbildes wieder ersetzt: der Blick über die langhingezogene, schräggesenkte, schäumende Wassermasse, die durch das wilde Felsgestein tobend hindurchschießt, ist von der höchsten landschaftlichen Pracht und gewinnt ein reich wechselndes Leben je nach den verschiedenen Standpunkten längs der beiden Ufer, und bei der großen

Ausdehnung der Katarakte kann man in gemächlichen Spaziergängen genußreiche Stunden mit der Entdeckung immer neu eingerahmter, wildschöner Naturgemälde zubringen. Das ist ein Vorzug, welcher bald die erste leise Enttäuschung wieder gut macht, die Manchen vielleicht auch hier ergreift, wenn er verlockt durch den berühmten Namen und übertriebene Schilderungen vergaß, daß er sich nicht in Norwegen, sondern in dem flachen Schweden befindet.



Der Trollhätta-Fall.

Von Trollhätta erreichen wir mittelst einer kurzen Eisenbahn- oder Dampfschiffahrt die lebhafte und wohlhabende Hafenstadt Gotenburg und damit die Gelegenheit, uns zu weiteren romantischen Fahrten durch das nördliche Europa dem länderverknüpfenden, fruchtbaren Meere wieder anzuvertrauen.

Hans Hoffmann.



Lough Leane) Innisfallen, Killarney. (Siehe Seite 85.)

Irland.

Der „weinende Himmel" von Irland! Mit diesen wenigen Worten ist mehr Geschichte des Landes geschrieben, als sich durch tausendjährige Forschung zusammentragen ließe. Der Gelehrte suchte vergebens in den Pergamenten nach den Ursachen, weshalb Irland so arm geblieben, wenn mit England in Vergleich gestellt. Irland ist immer in Thränen gewesen — dafür hat schon sein Himmel gesorgt. Größer und schwerer wiegen sich die Thaudiamanten des Morgens oder bei Sonnenuntergang auf Baum und Strauch

selbst in den Tropen nicht, und wenn ein Jahr gütig gewesen, so hat es nur an zweihundertundzwanzig Tagen regnen lassen. Daher die jedem irischen Kinde geläufige Benennung: „Unser weinender Himmel!" Daher auch das tiefgrüne Kleid, welches bergauf, bergab dem entzückten Auge begegnet, freilich auch dort, wo ein ganzes Fünftel der Insel aus nichts als Moor und Sumpf besteht, von denen mancher gegen vierzig Fuß Tiefe hat. Obwohl diese versumpften Lande höher liegen als das Meer und eine Entwässerung nach den vielen Binnenseen, die durch natürliche Kanäle verbunden sind, ohne große Schwierigkeiten zu bewerkstelligen wäre, hat sich, aus uraltem nationalem Vorurtheil nur sehr selten englisches Kapital der Heimath „Paddy's" zugewendet, außer wenn, wie fast in je drei oder vier Jahren einmal der Fall, die Hungersnoth zum Himmel schreit. Dieses Vorurtheil ist so zähe, daß noch vor wenigen Jahren in den Stellen-Annoncen englischer Blätter häufig der Zusatz stand: „Kein Irländer braucht sich zu melden". Der „weinende Himmel" verhindert reichlichen Anbau von Halmfrüchten und was für solche Zwecke urbar gemacht war, ist oft wieder Viehweide geworden, theils weil die Bewohner nach Amerika zu ihren dort wohnenden vier Millionen von Landsleuten ausgewandert sind, oder weil der Gutsherr, nach mehrfachen Pächter-Austreibungen des Haders müde, die Lehmhütten durch Pferde-Vorspann zusammenreißen ließ, womit die Bestellung der kleinen Ackerparcellen aufhörte. Der Irländer ist heute zumeist nur Passagier in seinem Vaterlande. Es giebt jetzt so zu sagen ein europäisches und ein amerikanisches Irland, die, was Glücksgüter betrifft, himmelweit von einander verschieden sind, und bei agrarischen und politischen Aufständen zusammenwirkend eine fortwährende Bedrohung des Friedens der britischen Inseln darstellen. — In den Dichterworten:

„Thaufeucht der Grund und schwarz und kalt
Und rücklings Alles Nacht!
Doch westwärts schwebt's von Licht umwallt
Wie himmlische Schicksalsmacht!"

prägen sich diese Contraste deutlich genug aus! O'Sullivan gab andererseits dem Gefühl, daß Irländer und Engländer einander nicht verstehen, weil ihre Lebens-Anschauungen und Instinkte einander aus dem Wege gehen, folgenden Ausdruck:

„Getrennte Völker in Freud' und Schmerz
So lange der Athem lebt;
Ein irisch und ein englisch Herz
Keine Menschenmacht verwebt!"

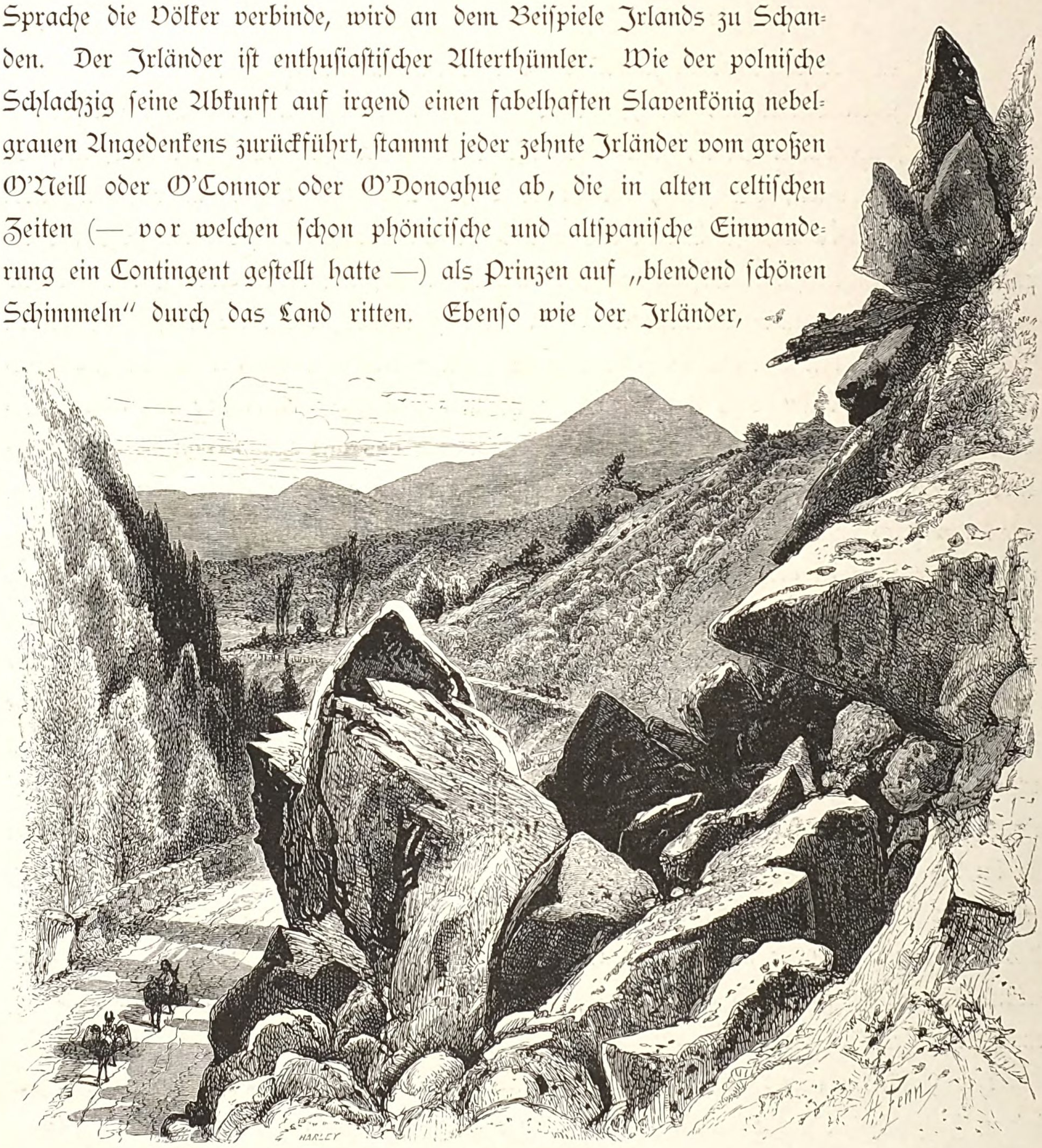
Schon vor Längerem verzweifelte der geistreiche irische Schriftsteller, Swift, an einer glücklichen Lösung in einer seiner sonstigen humoristischen Natur so wenig entsprechenden, tiefmelancholischen Sentenz: „Das Beste, was ich meinem Vaterlande wünschen könnte, wäre, daß es in stiller Mitternacht tief in's Meer versänke!"

Die guten Absichten und die guten Thaten haben auf englischer Seite fünf Jahrhunderte

gebraucht, um zum Durchbruch zu kommen. Ihre Neuheit erklärt, daß der Irländer, welcher sonst seinem leichtlebigen Naturell zufolge dem Ersten Besten ein bis zum Leichtsinn getriebenes Vertrauen entgegenträgt, jede Gabe und Verbesserung „aus London" mit den bitteren Worten empfängt, daß man das Gute nur Schanden halber bewillige, um Irlands Elend vor den Augen der Welt zu verschleiern. Als Cromwell mit Hülfe seiner fürchterlichen Dragonaden jeden Widerstand in Irland vergeblich niederzureiten versuchte, entwarf er einmal den sonderbaren Plan, alle Irländer ohne Ausnahme nach den westindischen Inseln zu verfrachten, ein Plan, der seiner Ungeheuerlichkeit wegen unvergessen blieb. Und überdies ist dem irischen Mann aus dem Volke ein unverwüstliches Gedächtniß für die fernste Vergangenheit seiner Geschichte eigenthümlich, die sich in Form von Sagen und Legenden von Mund zu Mund vererbt hat. Man kann heute noch wohl die Aeußerung hören: „Weshalb soll ich mir den Pachtzins abdarben für ein Stück Land, das von Gott und Rechtswegen mein eigen ist?" Das hat einen historischen Hintergrund. Als vor sechs Jahrhunderten die erste englische Invasion erfolgte, bestand noch das alte Clanverhältniß in urwüchsigster Form. Der Lord als Häuptling war nur der Verwalter des Gesammtvermögens. Viele Häuptlinge unterwarfen sich dem Eroberer unter der Bedingung, daß ihnen die Clanlande in persönliches Lehen gegeben würden. Das geschah. Dennoch aber ließen die Häuptlinge es oft genug an Gehorsam gegen den Fremden, den „Sassenach" d. h. den Angelsachsen, fehlen, und englische Kronjuristen fanden oft Gelegenheit, eine „Felonie" zu beweisen. Darauf wurde den Angeschuldigten das ehemalige Clanland confiscirt und an englische oder schottische Einwanderer verschenkt oder um winzige Preise verkauft. Eigenthümlicher Weise wurden viele Einwanderer schon in der dritten Generation leidenschaftliche Irländer und compromittirten sich. Dann folgten wieder Confiscationen, selten mit besserem Glück. So bildete sich im Laufe der Jahrhunderte eine Schichte von Enterbten und Verarmten und Unzufriedenen über der Anderen. Unter der Königin Elisabeth wurden beinahe neun Zehntheile alles bebauten Bodens confiscirt und weiter vergeben, oft an Große, die niemals nach Irland kamen, so wie auch heute noch selten ein in Irland begüterter Lord einen Besuch seiner Liegenschaften riskirt.

Der Irländer nennt noch heute sein Vaterland ein Land der Eroberung. Als vor einigen Jahrzehnten der Vicekönig einem Bauer einen Geldpreis für gute Landwirthschaft behändigen wollte, wandte dieser sich ab mit den Worten: „Geht, ihr Engländer habt vor zwei Jahrhunderten einen Vorfahren von mir gehenkt." Mit solchem Gedächtniß ist schwer Frieden schließen. Wohl ergeht es nur den Protestanten im Nordosten der Insel. Es sind eingewanderte Schotten, zumeist tüchtige Industrielle und findige Kaufleute und ihre Hauptstadt Belfast treibt einen ansehnlichen überseeischen Handel. Die dort zahlreich vertretene, fanatische Partei der Orangisten hält es zumeist mit England und führt bei Gelegenheit einen wahren Glaubenskrieg mit ihren katholischen Mitbürgern.

Das Original-Irisch wird eigentlich nur noch von etwa fünf Procent der Bevölkerung gesprochen und von weiteren zwanzig Procent nur nothdürftig verstanden. Sonst spricht und versteht alle Welt in Irland nur das englische Idiom. Das Recept, daß gemeinsame Sprache die Völker verbinde, wird an dem Beispiele Irlands zu Schanden. Der Irländer ist enthusiastischer Alterthümler. Wie der polnische Schlachzig seine Abkunft auf irgend einen fabelhaften Slavenkönig nebelgrauen Angedenkens zurückführt, stammt jeder zehnte Irländer vom großen O'Neill oder O'Connor oder O'Donoghue ab, die in alten celtischen Zeiten (— vor welchen schon phönicische und altspanische Einwanderung ein Contingent gestellt hatte —) als Prinzen auf „blendend schönen Schimmeln" durch das Land ritten. Ebenso wie der Irländer,



Der Skalp.

von dem Engländer spottweise auch „Sumpfhüpfer" geheißen, England, als seinem bösen Schicksal, all und jede Schuld an der Noth Irlands aufhalst, kann Ersterer sich nur selten entschließen, den Sohn Erins ernsthaft zu nehmen. Charakter und Temperamente sind eben weit verschieden. Der englische Arbeiter verrichtet schweigend und energisch seine Aufgabe. Wenn du aber aus einer Werkstatt oder Küche Gesang vernimmst, kannst du

sicher sein, daß dieser aus der Kehle eines Irländers oder einer Irländerin kommt. Der englische Soldat steht trotzig und fest wie eine Säule vor dem Feinde; der irische Krieger attaquirt und läßt dabei alle Heiligen leben. Der Engländer wird verdrossen, so ihm die



Im Thale von Dargle. (Siehe S. 72.)

Atzung kärglich zugemessen ist und wird leicht melancholisch in ärmlichen Verhältnissen; der Irländer hält gastfrei und heiter offene Tafel, so lange ihm noch Brosamen und Kartoffeln zum Auftischen übrig geblieben. Der englische Bettler nimmt deine Gabe mit einem kurzen Dank in Empfang, um nicht Zeit zu versäumen, bis er beim Nächsten seine Bitte wiederholen kann. Beim irischen Bettler, namentlich in West-Irland, kann es dem wohlthätigen

Fremdling begegnen, daß Jener das Almosen zurückweist, so ihm nicht menschenfreundliches Gehör geschenkt wird, bis er die Litanei über seine persönlichen Leiden und Familientraditionen zu Ende gesprochen hat. Der Irländer ist abergläubisch wie ein Kind, und er erbebt noch heute, wenn er in der Nacht einen Ruf vernimmt, welchen er der Benshee (a), einem gespenstischen Wesen zuschreibt, dessen Schrei als unheilverkündend gilt. Auch der Glaube an Feen und Elfen ist noch keineswegs ausgestorben. Selbst in roher Menschennatur pulsirt dort viel poetisches Blut. Die Zahl der Volkslieder ist groß von namenlos gebliebenen Dichtern, schwermüthigen und heitersten Jolands, denn schwer muß das Unglück an seine Lehmhütte pochen, ehe er einen Zug seines Gemüthes verliert, den ich mit dem Worte „drollig" am treffendsten zu bezeichnen glaube. Die Redseligkeit des Irländers ist überdies sprichwörtlich geworden, auch in der Form der edelsten oratorischen Begabung. Der große Daniel O'Connel, von dem es heißt „daß er war wie ein Löwe, der des Morgens aufsteht und den Thau von seinen Mähnen schüttelt", und andere Parlamentsredner wie Burke und Grattan sind auf den Blättern der Geschichte unvergänglich eingetragen. Der „eiserne Herzog" Wellington war in dritter Generation irischer Abkunft, und ebenso der große Staatsmann Lord Palmerston. Unter den Poeten hat der allgeliebte „Thomas Moore" den Preis des letzten Minstrels davon getragen, unter den Romanciers Lever, der irische Walter Scott, dessen Novellen den ganzen Farbenreichthum irischen Volkslebens zur lebendigsten Anschauung bringen. Lever starb vor einigen Jahren als britischer Consul in Triest. Lady Morgan und Miß Cavanagh, und Justin MacCarthy in modernster Zeit glänzen in einer ganzen Perlenreihe von Schriftsteller-Namen.

„Theure Harfe meines Landes" — „Erin, o Erin!" — „Laß Erin der alten Tage gedenken!" — „Vergeßt nicht das Feld, wo die Braven ruhn!" — „Die todten Helden" — „O, geh, Verführer, geh!" — „Den Schwertern gilt's!" — „Der verbannte Irländer" — „Der letzte Blick auf Irland" — „Glänzendes Racheschwert!" — „Erhabene Warnung der Freiheit" — „Nur Nacht steht auf des Eroberers Bahn" — diese Lieder leben noch in Aller Munde.*) Auf dem Continent sind die irischen Liebeslieder „Kathleen Mavourneen" und der schwermuthsvoll-süße Gesang „Die letzte Sommerrose" durch Flotow's Oper „Martha" wohlbekannt geworden. Ich füge hier den beliebtesten irischen Trinkspruch ein:

Gramachree ma cruiskeen!
Slainte geal mavourneen!
Gramachree a coolin bawn!

(Mein Lieb, das ist mein Weinkrug!
Lang' strahle es in Gesundheit!
Lang' woge sein feuchtes Gelock!)

*) The Songs of Ireland. London, Boosey & Co. (mit Musik).

Zu Thomas Moore's ergreifendsten Nachdichtungen altirischen Volksgeistes gehört sein Gedicht: „O haucht seinen Namen nicht", zum Gedächtniß an Robert Emmet, den „gehängten Patrioten" aus den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts. Oskar Falke hat das Gedicht am getreuesten übertragen: Hier ist es:

„O, haucht seinen Namen nicht! Laßt ihn im Grab!
Wo man ehrlos gesenkt seine Leiche hinab,
Und die Thräne sei stumm, die dem Auge erpreßt,
Wie der Thau, der zur Nachtzeit das Grab ihm genäßt.

Doch der Nachtthau, der stumm fällt herab durch die Luft,
Soll mit leuchtendem Schimmer umgeben die Gruft;
Und die Thräne, die heimlich vom Auge sich senkt,
Soll wirken, daß stets ihr des Todten gedenkt!"

Und ebenso das Lied: „Sie ist fern von dem Land", an Emmet's Braut gerichtet:

„O, grabt ihr ein Grab, wo die Sonne zumal
Sie bescheinet am frühesten Morgen;
Ihr Glanz wird sie wärmen, als wär' es ein Strahl
Von der Heimaths-Insel der Sorgen!"

Thomas Moore hinterließ seinem Volke den Wunsch „daß es immer neue Liebe aus der blutenden Mutterbrust des Vaterlandes trinken möge".

Jetzt folge mir der Leser zu einem echten Ritt in das alte romantische Land, das die irische See und der atlantische Ocean umarmen.

Seitdem Dublin durch Abschluß der irischen Union mit Großbritannien sein eigenes Parlament im Jahre 1800 verloren, zogen die begüterten Familien nach London, um dort ihre Pachtzinse zu verzehren, welche jährlich fünf Millionen Pfund Sterling betragen. Dies ergiebt seit dem oben genannten Jahre eine Summe von acht Milliarden Mark nach deutschem Gelde berechnet, wovon nichts wieder fruchtbringend nach Irland zurückkehrte. Auch dies erklärt die Verarmung des Volkes und die Noth eines Landes, dem, was Naturschönheit betrifft, nur wenige andere Theile Europa's an die Seite gestellt werden können.

Tritt man die Reise von Dublin nach dem Innern der Insel an, so erreicht man zuerst die fruchtbare Grafschaft Wicklow durch einen gewaltigen Felsenpaß, an dessen Seiten himmelhohe Granitklippen emporsteigen, auf denen dennoch ein dichter Wald von Fichten und Lerchentannen Wurzel fassen konnte. Gewaltige Erdumwälzungen, deren Datum sich aller Berechnung entzieht, haben an mehr als hundert Stellen die erstaunlichsten Gebilde geschaffen, unter denen das seltsamste (Siehe S. 68) der „Skalp" ist, wo die Felsenpolster so wild durch einander liegen und stehen, als hätten die Cyclopen eines ausgebrannten Höllenkraters sich hier eine Schlacht geliefert, wobei glühende Felsstücke als Waffe gedient, ganz so wie der berühmte Baron Münchhausen dies bei seiner Visite im Innern des Aetna beschrieben. Vom „Skalp" aus schweift das Auge froh und freudig — über ein

seltenes Bild in Irland, über üppiges wellenförmiges Land, aus welchem die Giebel wohlgeordneter Dörfer hervorblicken, mit der Stadt Wicklow in der Mitte, bis die Landschaft im Hintergrunde mit den dämmernden Wicklow-Bergen abschließt.

Wild und pittoresk ist die Gegend am weiten Wasser des Lough Bray — Lough



Glendalough.

entspricht in Irland dem „Loch" der schottischen Hochlande. Nur durch eine kleine Oeffnung des runden Felsenwalles ergießen sich die Wasser in das Thal von Glencore, wo der gleichnamige Fluß sein Gewässer mit dem Glenislorane vereinigt, nachdem dieser nach einem Wassersturz von dreihundert Fuß Höhe wieder zur Ruhe gekommen. Bei ihrer Vereinigung im Thal von Dargle nehmen die Flüsse diesen Namen an und rauschen durch ein kleines Paradies, wie es schöner von der schöpferischen Liebe eines Poeten nicht erfunden werden könnte. Durch dichtes Eichengrün leuchtet der Purpur des Holly-Strauches — ja der Lorbeer, sonst der Ruhm des Südens allein, gedeiht hier, und lichtgrüne Farrnkräuter, mit palmenartigem Schwunge, oft bis zur Manneshöhe reichend, spiegeln sich in den strudelnden



Im Thale von Avoca.

Wassern. Oft wird das Flußbett so enge, daß die Baumkronen von beiden Ufern sich begegnen und ein gewölbtes Laubdach bilden, durch welches nur gedämpft der Sonnenstrahl des Mittags dringt. Mitunter verdeckt so dichtes Gestrüpp das Ufer, daß der Pfad sich seitwärts winden muß und nur das Geräusch der Wellen in der feierlichen Stille die Nähe des Dargle verräth, welcher immer von Neuem sich in Wasserfälle bricht und wild aufschäumt, wenn er so schmale Pässe durchmessen muß, daß ein Kind hinüberspringen könnte. Ein überhangender Felsen heißt „der Sprung der Liebenden". Davon erzählen verschiedene Legenden. Nach der einen stürzte sich ein Jüngling im Liebeswahnsinn in die Tiefe, weil er an dieser Stätte seine Geliebte in den Armen eines Nebenbuhlers überraschte. Eine andere erzählt von einer leidenschaftlichen Jungfrau, welche ihren Bräutigam aus Eifersucht ermordete und als sie seinem ruhelosen Geiste am alten Platz des Stelldichein begegnete, ihn umarmte und sich mit ihm in die schäumenden Wasser stürzte. Liebende suchen sich überall in der Welt zu solchen romantischen Tragödien gern liebliche Gegenden aus; so auch in Irland, das aus aller Armuth und Noth sich den eigenen Zauber seiner Schönheit gerettet hat.

Unweit davon in Glendalough, im „Thal der zwei Seen" liegen die massigen Ruinen von nicht weniger als sieben Kirchen, die sich in uralter Zeit um eine vom heiligen Kevin schon im sechsten Jahrhundert gegründete Abtei gruppirten, zugleich mit Lehranstalten und Hospitälern; denn groß war Kevin's Ruf in ganz Erin und währte bis zu seinem Tode, der einem enthusiastischen Chronisten zufolge erst in dem reifen Alter von 120 Jahren erfolgte. Von der damaligen „Stadt des Heiligen" sind heute zumeist nur bröckelnde Ruinen übrig geblieben, welche eine ansehnliche Strecke Landes bedecken. Von den sieben Kirchen steht nur eine beinahe noch unversehrt und im alten niederen Glockenthurm nisten die Dohlen, die im ganzen britischen Königreich überall mit Pietät geschont werden, und man betrachtet es als eine übele Vorbedeutung, wenn aus der Nähe eines Landhauses die oft seit Jahrhunderten in alten Bäumen angesessenen Dohlen verschwinden. Eine andere der sieben Kirchen, die „Kapelle unserer lieben Frau" ist von so cyclopenhaft massiger Arbeit, daß sie den Stürmen eines Jahrtausends trotzen konnte. Die Steine, aus welchen sie errichtet ward, sind von Manneshöhe und erinnern an die Felsenkuben der Pyramiden.

Waren die Thäler Dargle und Glendalough düsterer Schwermuth voll, so lächelt freundliche Sonne im Thal von Avoca, in welchem dieselben Flüsse, die jene durchflossen, aus dem tiefen Dunkel der Waldung rauschend zu Tage treten und sich vereinigen. Thomas Moore, der seinem armen schönen Vaterlande den Kranz unvergänglicher Lieder um das sorgenvolle Haupt gewunden, hat die Schönheit des Seethals von Avoca besungen:

Kein süßeres Thal im Erdenall
Mit solchem schimmernden Wasserfall!
So lang ein Herz in meiner Brust,
Gedenk' ich deiner Sonnenlust!

O Thal von Avoca! Von Freunden umarmt
Bin ich an deiner Brust erwarmt.
Ob die Windsbraut toste, wir haben vereint,
Wie deine Wasser, gescherzt und geweint!

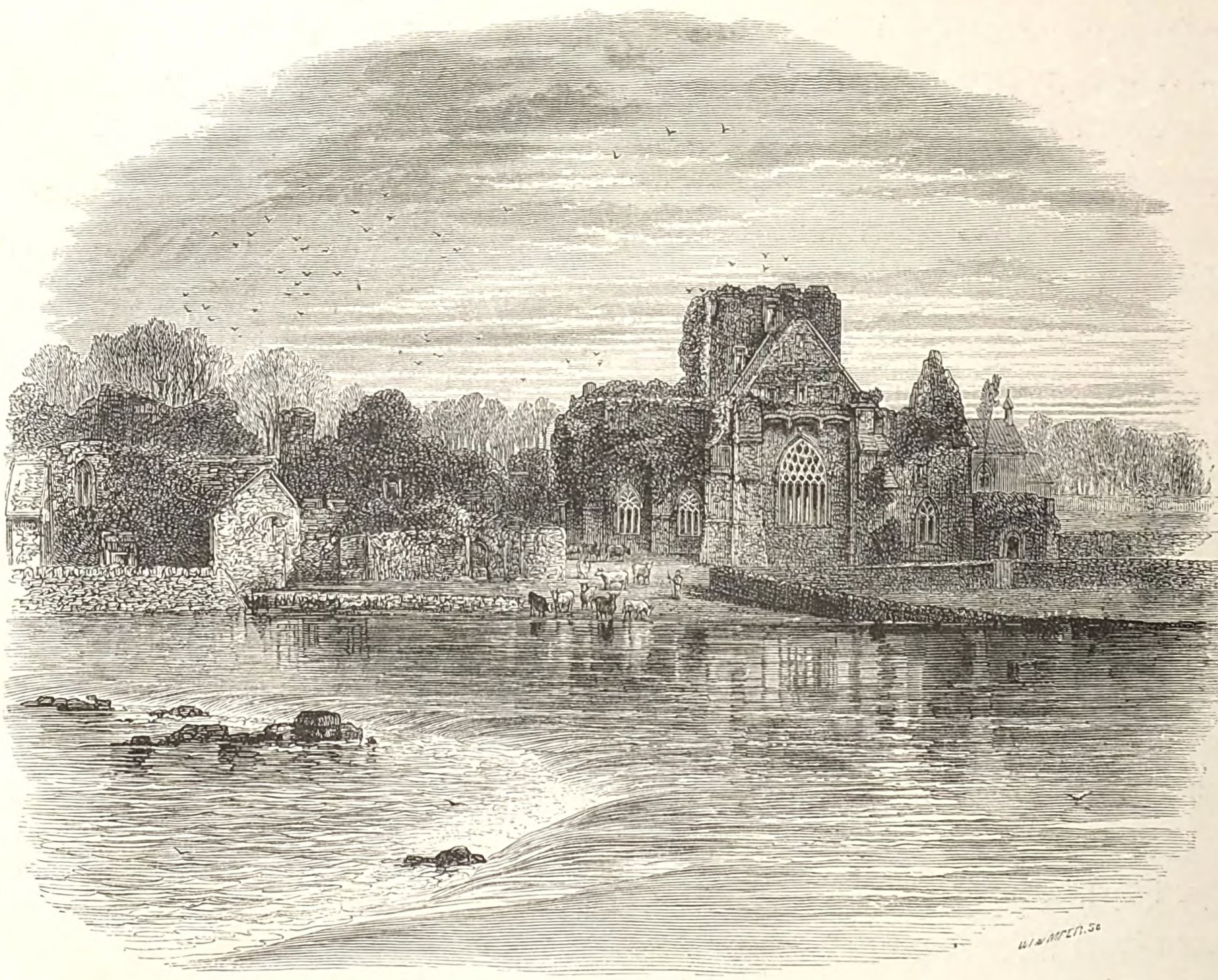
Das Seethal von Avoca hat ungefähr die Länge einer deutschen Meile. Wer freilich Fußwanderungen scheut, die hier unendlich lohnend sind, könnte die Schönheit des Geländes nur als Eisenbahnpassagier bewundern. In der schönen Jahreszeit wimmelt es in diesen Paradiesen der Grafschaft Wicklow von englischen Touristen, welche auch das benachbarte Städtchen Rathdrum besuchen, wo man in der Stille der Sommernacht weit und breit das Rauschen unzähliger Gewässer vernimmt, eingerahmt wie sie sind von Fichtenwald und Eschenhainen, die oft frisch und grün über kahle Vorberge herniederschauen, oder das Thal erfüllen, wo friedliche Dächer und die Zinnen eines alten Herrenhauses sichtbar werden.

Weiter nach Süden, nachdem man die Bergwerksregion von Cronebane durchmessen, begegnet man wieder denselben Gewässern im weiten Schooße der Wiesen und an den schattigen Abhängen freundlicher Hügel. Abermals müssen sich die Fluthen des Avoca durch felsige Engpässe drängen, bis Arklow und Kilkenny erreicht sind. Letzteres ist ein uralter Ort, von dessen Mauern die ehrwürdig grüne Alterslocke des Ephen im Winde flattert. Die alten engen Gassen sind mit einheimischem Marmor gepflastert und die meisten Häuser wurden von Baumeistern errichtet, deren Gebeine seit Jahrhunderten vermorscht und verweht sind. Nach einer alten lateinischen Chronik bedeutet der Name Kilkenny soviel als „Zelle des heiligen Canice", dem eine mächtige Kathedrale auf der Nordseite der Stadt gewidmet ist, während im Osten einst eine wahre Felsenkrone von miteinander



St. Canice's Stufen in Kilkenny.

verbundenen alten Burgen und Schlössern sich erhob, deren Mauern unter der Wucht der Jahrhunderte lange lebensmüde in's Thal schauten, bis der Eifer einer irischen und englischen Gesellschaft von Alterthumsfreunden dafür Opfer gebracht, um Vieles wieder in seiner ursprünglichen Gestalt herzustellen. Kilkenny am Nore ist ungefähr so alt als das Jahrtausend unserer Zeitrechnung und war einst fürstliche Residenz im altirischen Königreiche von Ossory, als Richard Fitz-Gilbert mit dem Beinamen „Kraftbogen" die Stadt eroberte



Die Abtei vom heiligen Kreuz.

und von jenen Burgen das Land beherrschte. Einmal wurden diese von irischen Empörern zerstört, aber 1207 wieder hergestellt. Hier lebte die stolze Sippe der Herzoge von Ormonde, deren Namen man fast auf jedem Blatt der Geschichte Irlands begegnet. Ebenso wie die Seestadt Limerick im Westen theilt auch Kilkenny sich in eine irische und eine englische Stadt nach den beiden Rassen, die hier Jahrhunderte lang um das Uebergewicht gerungen. Zur alten Kathedrale von St. Canice führt eine steile Treppenstraße, „die St. Canice's Stufen" genannt, welche an die Treppenstraßen der Insel Malta und des schönen dalmatinischen Ragusa erinnert. Der Stolz von Kilkenny ist vor Allem diese Kathedrale, welche mit ihren Pilastern und Bogengängen, ihrem Stuckwerk edlen Styls und



Der Felsen von Cashel.

mächtigen altersgrauen Chören noch heute den Besucher mit Bewunderung erfüllt. Dies hat freilich in Zeiten der Rebellionen nicht davor geschützt, daß die Kathedrale ausgeraubt wurde. Der Lord-Protector von England Cromwell hat, voll puritanischer Geringschätzung gegen Alles, was römischer Pomp gewesen, diese Kirche einst zum Pferdestalle für seine finsteren Reiter benutzt. Das war im Jahre des Herrn 1650. Es hat, mit vielen Unterbrechungen durch Krieg und Noth, zwei Jahrhunderte gewährt, bis alle Schäden wieder gut gemacht werden konnten. Noch sei eines heiteren Witzwortes erwähnt, das sich an den Namen Kilkenny knüpft, und dessen Ursprung im Schatten alter Geschichte begraben liegt. Wenn zwei Leute ein-

ander spinnefeind sind, so sagt man in Irland und auch in England, wo man den Irländer gern als komische Figur behandelt: „Sie lieben einander wie die berühmten Katzen von Kilkenny, die sich gegenseitig bis auf die Schwänze aufgefressen haben.“ Vielleicht ist damit auf den unablässigen Streit angespielt, der zwischen Angelsachsen und Celten in Irland bis auf den heutigen Tag gedauert hat.

In der Grafschaft Tipperary, welche seit dem vorigen Jahrhundert einen schlimmen Ruf als ein wahres Treibhaus geheimer agrarischer Umsturz-Clubs gewonnen hat, findet sich eine Fülle von Ruinen geistlicher und weltlicher Behausungen. In manchen Distrikten vermeint der Reisende durch ein Land zu passiren, über welches ein Türkenkrieg verheerend dahingezogen. Erhaben sind die Ruinen der „Abtei vom heiligen Kreuz“ an prächtigem Strome und inmitten üppiger Gefilde, in welchen die Mönche von ehedem sich gern anzusiedeln liebten, und ebenso die Trümmer der Burgen auf dem Felsen von Cashel. Die Legende erzählt, daß, als einst vier Räuber in die Abtei drangen und die Schätze des Altars entführen wollten, ihnen durch ein Mirakel die sündigen Hände zerschmettert wurden; seitdem trug die Abtei auch wohl den Namen des „Klosters der acht Hände“. Ein Stück vom „echten Kreuze Christi“, in Gold und Edelstein gefaßt, wurde den Armen an Feiertagen gezeigt. Daher der andere Name „Abtei zum heiligen Kreuz“. Die Aebte wurden von späteren Königen in den Adelsstand der Earls erhoben und hatten einen Sitz im Oberhause des irischen Parlaments, das seit 1800 zu den Dingen, die gewesen, gehört. Als architektonisch interessant ist eine doppelte Arkade von Spitzbögen zu erwähnen, deren Säulenschäfte mit spiralförmigen Ringen geziert sind und die Kapellen von dem südlichen Transept trennen. Solche Doppelarkaden sind sehr selten in den Resten alter Kirchenbauten zu finden. Viele moosige Grabsteine erzählen von den Namen alter, zumeist verschollener Familien. Ein Sarkophag steht unter drei übereinander gebauten Bögen, die auf Säulen von schwarzem Marmor ruhen und über dem Ganzen breitet sich ein Thronhimmel von zierlicher Sculptur. Eine Gräfin Ellinor von Ormonde soll hier begraben liegen.

Man zählt die Ruinen dieser Abtei zu den schönsten im ganzen Irland. Dennoch macht ihr der vorerwähnte „Felsen von Cashel“ die Palme streitig. Der Felsen ist ein steil aufsteigender Kalksteinblock von riesigem Umfang — der sich unmittelbar aus der stillen Ebene abhebt und weit hinaus als eine Landmarke gilt. Die immer fertige Sage schreibt es Satan zu, daß er diesen Felsen aus den Eingeweiden der Berge von Templemore herausgebissen habe. Aber der heilige Patrick war nicht weit und nöthigte Seine Höllenmajestät den gestohlenen Bissen, der ohnehin dem Vater alles Uebels Magendrücken verursachen mochte, an dieser Stelle wieder auszuspeien, weshalb der Stein „dem lieben Gott geweihet wurde“. So schließt die Legende. Am Fuße des Felsens liegt die kleine Stadt Cashel, wo lange Zeit ein Erzbischof residirte. Hier war es, wo dem Eroberer von Irland, dem zweiten Heinrich von England, von O'Brien, Könige von Limerick, und dem gesammten katholischen Clerus gehuldigt wurde. Die Burgen und

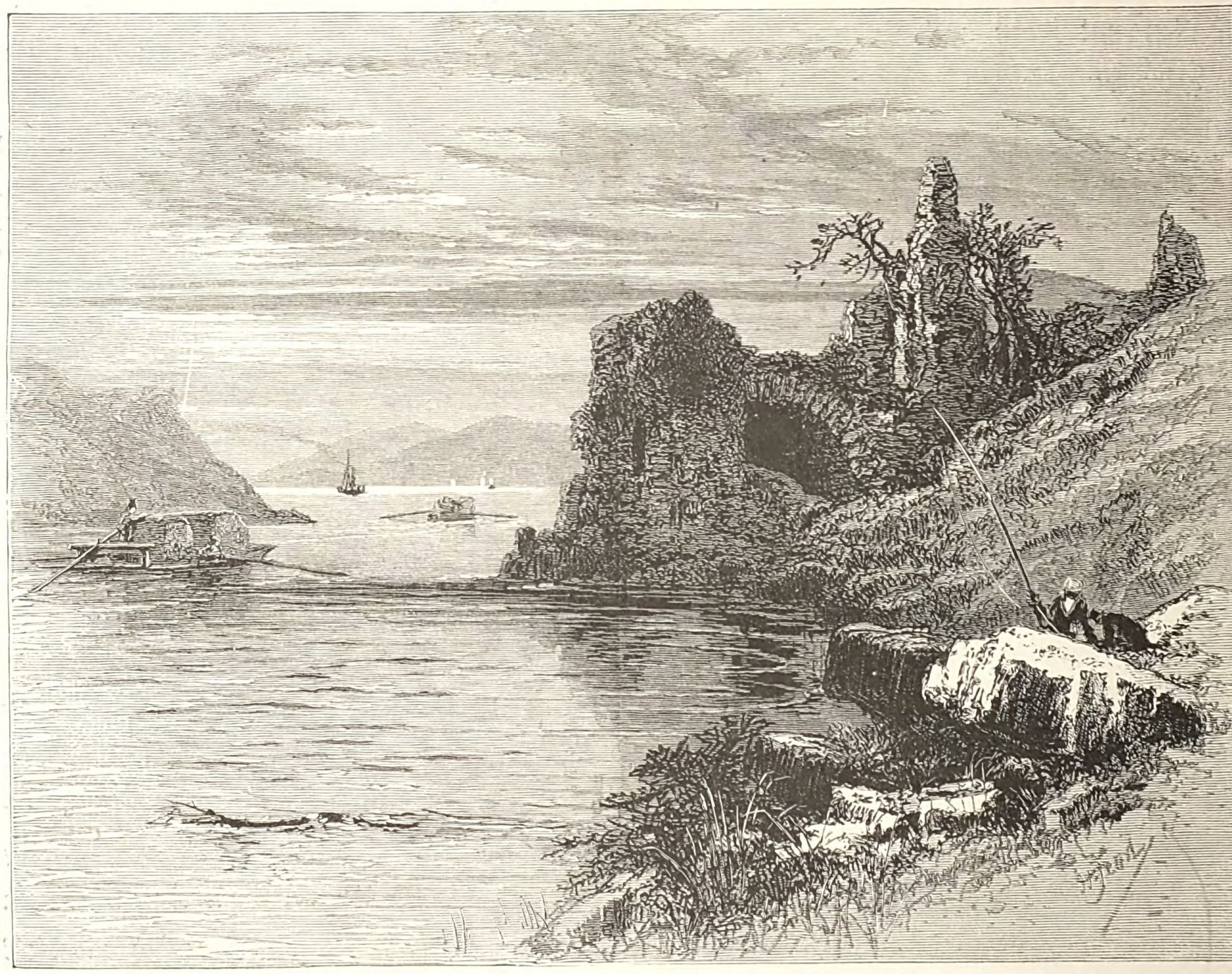
Kirchen, welche den Felsen krönen, entstammen verschiedenen Geschichtsperioden und erlitten manche Wandelungen im Wirrwarr endloser Fehden und Kriege. Ein Earl von Kildare legte im Jahre 1495 sogar Feuer an die ehrwürdige Kathedrale, was er menschenfreundlicher Weise mit dem Irrthum entschuldigte, er habe geglaubt, „daß der Erzbischof sich darinnen befunden". Die Kathedrale war gleichzeitig eine Festung. Anno 1647 wurde sie von Lord Inchiquin, welcher die Truppen des Parlaments commandirte, nach allen Regeln der Kriegskunst bombardirt, wobei das Dach in die Lüfte flog. Comiac's Kapelle ist noch wohlerhalten mit ihren edelgeformten Spitzbogen-Arkaden und an der Wölbung entdeckt man noch die verblichenen Spuren alter Freskogemälde.

Breit und schön sind die Ströme und Flüsse von Irland, die zumeist eine wahre Perlenreihe schimmernder Binnenseen verbinden. Voran steht das sogenannte „Schwarzwasser", welches die Grafschaften Cork und Waterford scheidet. Von der Mündung bei Yonghal aufwärts bis Lismore sind die kühn hervortretenden Ufer mit Burgen und Castellen geschmückt — wie am Rhein zwischen Mainz und Bingen. — Vor Allem sei Schloß Strancally, Templemichael und Dromana erwähnt. Ersteres steht auf einem Felsen und schaut gerade in den Strom hinab. Dort wohnten die Earls von Desmond, die Jahrhunderte lang den Ormonde's den Rang unter Irlands Fürsten streitig machten. In 1585 wurden diese Besitzthümer an den berühmten Sir Walter Raleigh als Kronlehen vergeben. Der Felsen, auf welchem das Schloß steht, ist mittelst eines Tunnels durchbohrt, der den schauervollen Namen „Die Mörderhöhle" führt. Der Sage nach hielten die Earls von Desmond ihre Fehde-Gefangenen hinter Schloß und Riegel, und zwar solche die reich waren. Man lud sie zuvor als liebe Gäste ein zu heiterem Bankettiren und, wenn der Tafellust Genüge geschehen, warf man sie in diese Kerker, um sie nie wieder das Tageslicht erblicken zu lassen. Das ist ein Seitenstück zu unseren wildesten Raubrittergeschichten aus dem deutschen Mittelalter. Und darnach — so redet die Legende weiter — bemächtigten sich die Earls der Güter der Gemordeten. Einem gelang die Flucht und die Unthaten wurden ruchbar im Lande, so daß eines Tages sich das Volk erhob und eine Pulvermine anlegte, durch deren Explosion das Raubschloß vom Fundament bis zum Dach einen tiefen Riß erhielt. Jetzt steht unweit davon ein neues Schloß in modernem Styl.

Die Ruinen des Schlosses und der Kirche vom Templemichael tragen angeblich ihren Namen von ihren Erbauern, den Tempelherren. Man hat in unseren Tagen dort einem der Aebte eine Statue errichtet, welche ihn im Tempelherrengewande darstellt.

Dromana ist ein neues Schloß und die Residenz des Lord Stuart de Decies. Es steigt hoch und dicht am Ufer des Stromes empor. Das alte Schloß liegt in Ruinen; es gehörte auch einst den gefürchteten Lords von Desmond. Eine Lady aus diesem Hause erreichte nach Sir Walter Raleigh's Erzählung das Alter von 140 Jahren. Sie lebte noch als König Jakob der Erste regierte und hatte doch dereinst auf einem Hofball mit Richard dem Dritten Shakespeare'schen Angedenkens getanzt!

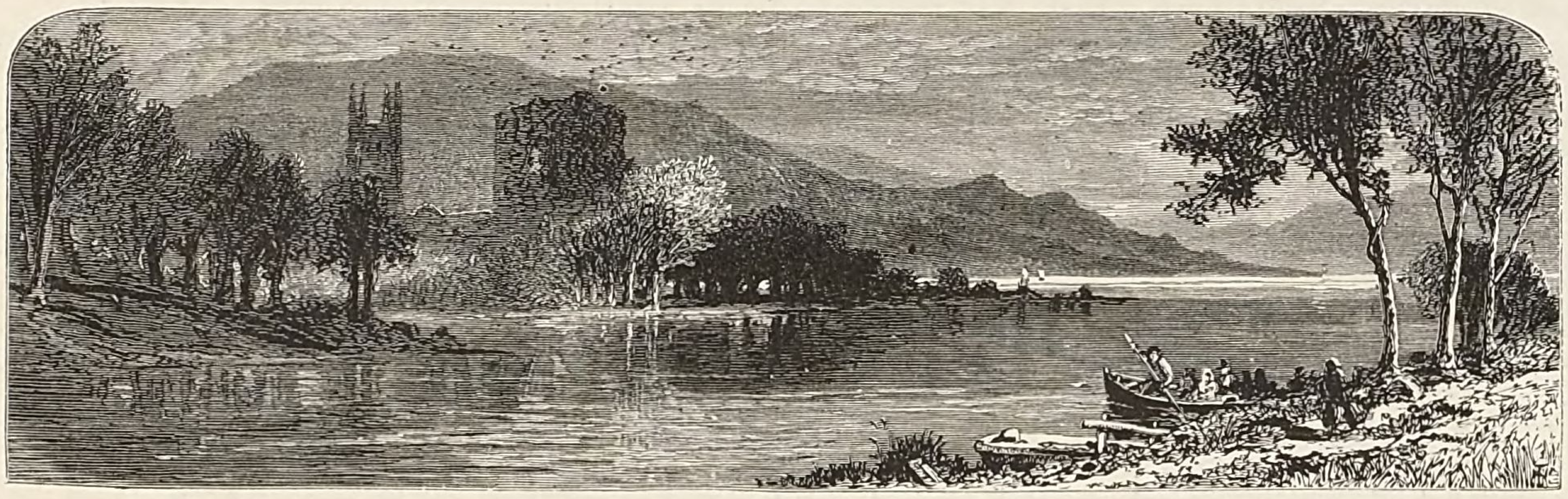
Unweit der Mündung des Schwarzwasser-Flusses, an der Südwestküste der großen Grafschaft Cork liegt Yonghal. Schon im Jahre 1209 wird der Stadt als eines wichtigen befestigten Hafenplatzes gedacht; sie wurde im Laufe der Kriege, die jenem Jahre folgten, mehr als einmal gestürmt und wieder zurückerobert. Zeuge dessen die zahllosen unverlöschlichen Narben an den alten Wällen und Bastionen. Die großen Familien der Desmond und Ormonde haben Yonghal oft übel mitgespielt und es mehr als einmal geplündert. Als ein Desmond



Schloß Strancally.

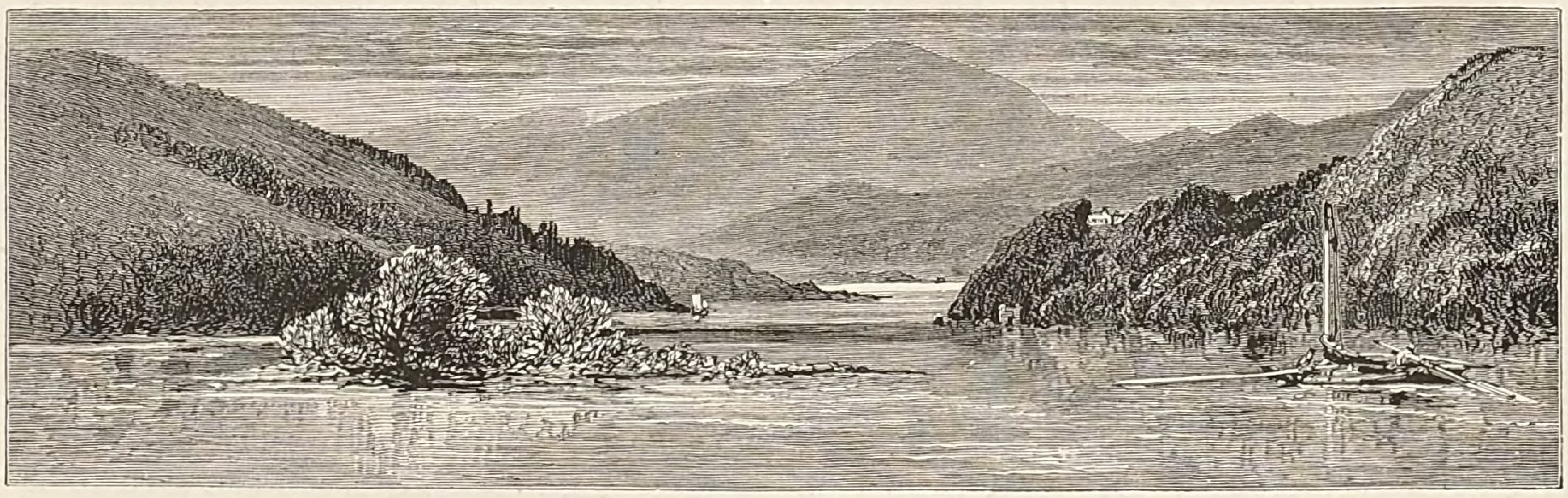
des Landesverraths schuldig erklärt wurde, confiscirte die britische Krone seine Ländereien, die nicht weniger als 574,628 englische Acre Landes umfaßten. Außer seinen Vasallen zählte er nicht weniger als fünfhundert Gentlemen, die den Clan-Namen der Desmond als Taufnamen trugen, zu seinen Anhängern. Es wurde schwer Gericht gehalten. Als der den Desmonds gewogene Mayor der Stadt sich weigerte, eine englische Garnison aufzunehmen, knüpfte man ihn vor seinem eigenen Hause auf, das noch heute steht und eine darauf bezügliche Inschrift trägt. Ein ansehnlicher Theil der Desmond'schen Güter wurde dem wackeren Soldaten und geistreichen Abenteurer Sir Walter Raleigh verliehen, der auch dort einige Jahre verlebte. Das ganze reiche Thal des Schwarzwassers von Lismore bis zur See fiel ihm zu als Prä-

mie für seine in Irland geleisteten Dienste. Er verwaltete im Jahre 1588 das Amt eines Mayors der Stadt. Sein Landhaus bei Yonghall steht noch, mit den alten spitzen Giebeln des Elisabethischen Zeitalters von Epheu und Azaleen umrankt. Noch spiegelt sich die Sonne in einigen aus kleinen runden, bleiumfaßten Scheiben zusammengefügten Fenstern. Das Haus



Templemichael: Schloß und Kirche.

steht auf einem Grundstück „Myrten-Hain" geheißen, wo der Arbutus und die Myrte blühen im wohligen Klima des südwestlichen Irland. Die schöne altenglische Weise, die Zimmer mit geschnitztem Eichenholz zu täfeln, wurde auch hier beobachtet, und die traulichen hervorspringenden Erker sind in allen Gemächern wiederhergestellt. Man kann es sich wohl vorstellen, wie Sir Walter Raleigh, der von seinen Reisen zuerst den Tabak und die Kartoffel nach Europa hinüberbrachte, vor diesen Kaminen mit seinem Freunde Spencer, dem Poeten, sich in sinnige Gespräche vertiefte. Letzterer arbeitete gerade damals an seinem Poëm „die Feenkönigin".



Dromana.

In dem Garten dieses Hauses wurden die ersten Kartoffeln gesetzt, die das Brot der Armen in ganz Europa werden sollten. Bekanntlich hielten die Leute Anfangs die grünen Samenkapseln am Kraut für die gepriesene Frucht und fanden ihren Geschmack widerlich und warfen sie bei Seite. „Paddy", der Irländer, pflegt in seiner drolligen Weise zu sagen: „Es schmeckt mir eben so gut, Tabak zu rauchen als Kartoffeln zu essen, sintemal beide ein Geschenk Raleigh's für Alt-Irland gewesen".

Die Legende erzählt, daß Sir Walter Raleigh eines schönen Sommerabends in seiner geliebten Myrtenlaube saß, die bis heute noch nicht verwelkt ist und sich aus dicken Stämmen verjüngt, und sich ganz dem Genuß seiner Tabakspfeife hingab. Vielleicht wanderten seine Gedanken zur jungfräulichen Königin Elisabeth, vielleicht zu seinem großen Gönner, Dudley, Earl von Leicester, oder er träumte wieder von den Eldorados in Amerika. Genug, er qualmte so tiefsinnig wie ein Moslem seinen Tschibuk. Seine Magd ging eben mit einem Eimer Wassers an der Laube vorbei und sah mit Entsetzen, daß dicke Rauchwolken den Lippen ihres Herrn und Gebieters entströmten. Sie trat ängstlich näher, und weil sie vermeinte, „der Herr brenne inwendig", so schüttete sie rettungseifrig ihm den ganzen Eimer Wasser in's Gesicht und rief alle Hausbewohner um Hülfe zusammen!

Raleigh vermochte es nicht in einer halb barbarischen Grafschaft Irlands seine Lebenstage zu verträumen und verkaufte sein Gut. Der heutige Besitzer ist Pope Henessy, Gouverneur von Barbadoes, vor zehn Jahren noch ein heftiger irischer Opponent im englischen Unterhause; aber schon öfters hat das Cabinet von St. James verstanden, einen unbequemen Agitator mit einem einträglichen Posten jenseits des „großen Wassers" zu besänftigen.

Fünf Meilen westwärts von Cork, in einem Thale, wo zwei Flüsse zusammentreffen, liegt das kleine Dorf Blarney mit seinem uralten Schlosse, dessen Ruf groß geworden in ganz Britannien, wenn auch nur zur Bereicherung unsterblicher Satyre. In diesem Schlosse befindet sich nämlich ein Stein, der Blarney-Stein geheißen, an hoch erhobener Stelle, so daß man einigen Muthes bedarf, um hinaufzuklimmen. Wer aber, so heißt die alte Regel, dieses Wagstück ausführt und dem Blarney-Stein einen Kuß giebt, empfängt wie durch ein Wunder die Gabe hinreißender und honigsüßer Beredsamkeit, so daß seiner Suada kein sterbliches Wesen widerstehen kann, alle Gemüther ihm bezaubert zufallen und er überall sich mit Anmuth und Leichtigkeit seinen Weg zum Erfolge bahnen kann. Ein alt-irischer Vers lautet:

Geh', küsse den Stein und vom selbigen Tag
Kein Weib deinen Küssen entsagen mag!
Denn Dein ist der Blarney!

Es giebt zwei Blarney-Steine, welche so wundersamen Talisman darstellen, mit eingegrabenen Datums, die drei Jahrhunderte auseinander liegen. Wer, um sicher zu gehen, beide „Steine der Beredsamkeit" küssen will, muß sich zu dem zweiten aus einem Thurmfenster an einem Strick zwanzig Fuß tief herablassen. Sonst geht's nicht! Dieser Strick mußte, um das Risiko zu steigern, von einem Freunde mit freier Hand gehalten werden und der nach Blarney Lüsterne mußte dabei mit dem Kopfe abwärts hängen. Selten hat ein so alberner Spaß sich Jahrhunderte lang erhalten. Heute macht man es den Besuchern bequemer; man hat einen dritten Blarneystein vor dem Schloß auf den Rasen gelegt zum Küssen für Jeden, den das Herz dazu treibt, ohne daß er Arme und Beine in Gefahr zu bringen braucht, und der zauberische Honigseim der gewinnenden Redseligkeit bleibt ihm trotz alledem gesichert.

Es heißt, daß es einmal einen Lord Blarney gegeben, welcher, um einen Beweis seiner Loyalität für die Königin zu liefern, die Aufforderung erhielt, sein Schloß an die Engländer zu übergeben. Er aber verstand es, durch unaufhörliche schmeichelhafte Entschuldigungen sich jener Pflicht zu entziehen und den Abgesandten der Königin in so heitere Stimmung zu versetzen, daß dieser unverrichteter Sache wieder abzog. So ist die Meinung entstanden, daß Blarney ungefähr so viel bedeutet als das gröbere Wort der Yankees: „Humbug". Noch heute pflegt man in England einen Schwätzer, welcher eine bedenkliche Sache mit süßen Redensarten zu verschleiern sucht, mit den Worten abzufertigen: „Rede kein Blarney"; aber auch einem Liebhaber, dessen säuselnde Schwüre eine Schöne voll Ungeduld anhört, kann die Abweisung zu Theil werden: „er möge sein Blarney anderswo verwerthen".

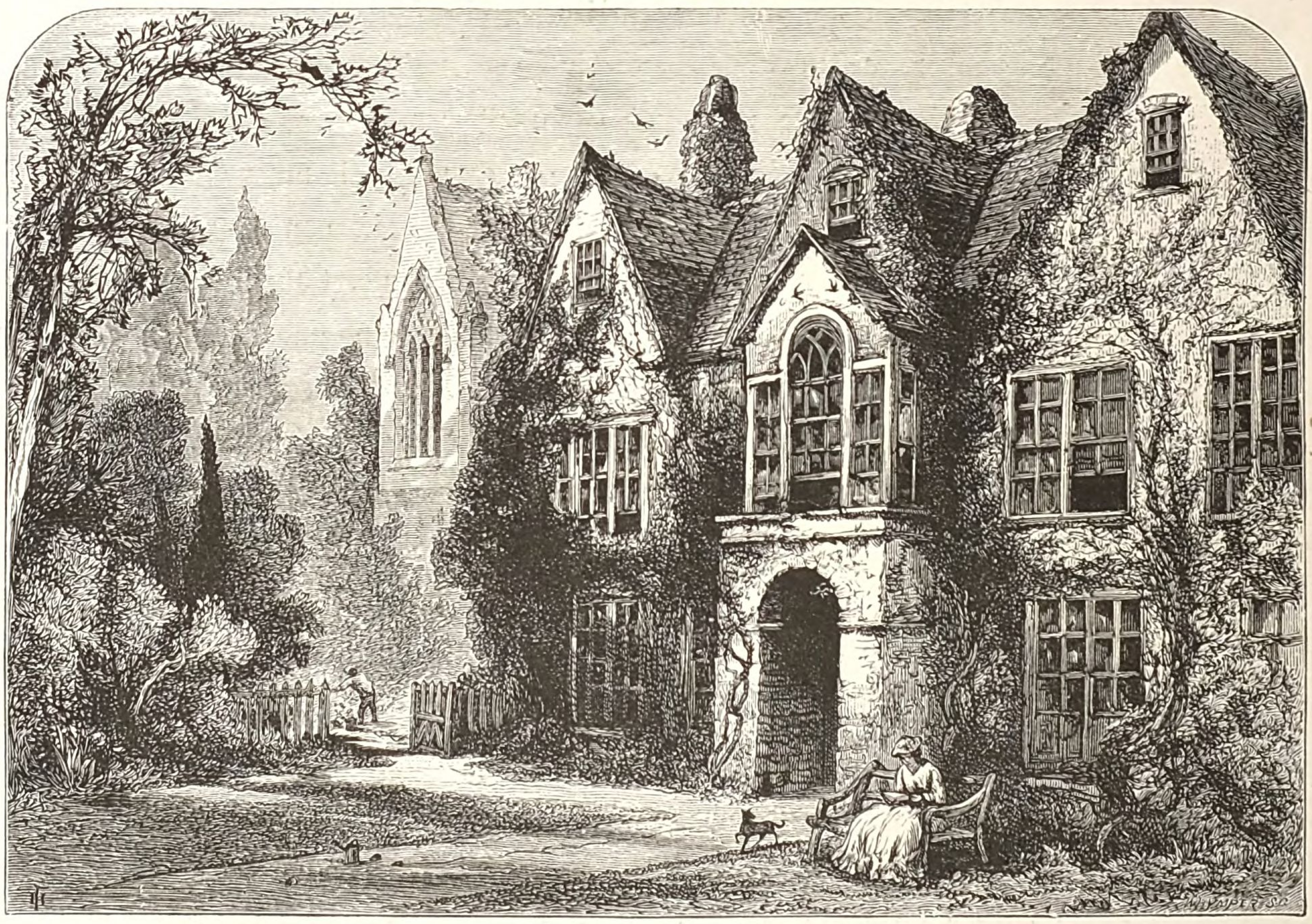
Das Schloß Blarney liegt am Ufer des Coman-Sees und galt unter Elisabeth für die stärkste Burg in der Provinz Munster; ein mächtiges Steinviereck von 120 Fuß Höhe mit Wänden von zehn Fuß Dicke. Es wurde im fünfzehnten Jahrhundert durch die MacCarthy's erbaut; ein mächtiger Familienstamm, der für die Lande von Desmond und Cork Könige lieferte vor den Tagen der englischen Invasion. Es hat zahllose Belagerungen ausgehalten. Erst im Jahre 1602 zwang ein Captain Taaffe, ein Vorfahr des österreichischen Ministers Grafen Taaffe, dessen Familie aus Irland stammt, die Veste der MacCarthy's zur Uebergabe; aber Carl der Zweite gab es diesen zurück, als Lohn ihrer Treue für die Stuart-Dynastie, und verlieh dem Familienhaupt den Adel eines Earl von Clancarthy, dessen Nachkommen noch heute leben. Als Jakob der Zweite die verlorene britische Krone durch einen Krieg in Irland wieder zu gewinnen suchte, leisteten die MacCarthy's ihm Heerfolge, was freilich Ursache wurde, daß William der Dritte, der „große Schweiger von Oranien" in 1691 Schloß Blarney belagerte und es trotz heroischen Widerstandes einnahm. Es wurde sammt allen Ländereien confiscirt — ein gewöhnlicher Vorgang in jenen Zeiten. Wurden doch seit den Tagen der Königin Elisabeth nahezu neun Zehntel des ganzen Areals von Irland mit Beschlag belegt und theils an Engländer verschenkt oder um einen Spottpreis feilgeboten!

Unterhalb des Schlosses befinden sich ausgedehnte Höhlen „wohin kein Tageslicht reicht und nur die Fledermaus und der Dachs ihre Zuflucht nehmen". Eine derselben diente lange als Burgverließ für Feinde in alten Fehden. Es geht noch heute der Glaube, daß auf dem Grunde des Sees die Schätze eines Earl von Clancarthy versenkt liegen, dessen Lehnsleute bei der Flucht aus der Burg die mitgeschleppten Werthgegenstände in's Wasser warfen. Die Stelle soll immer nur Dreien von der Familie bekannt sein, deren Jeder nach seinem Ableben das Geheimniß einem anderen Mitgliede der Familie mitzutheilen hat. Eine andere Seesage erzählt, daß an jedem Sonnenaufgang im Maimond eine Heerde weißer Kühe der Tiefe entsteigt und auf den nächsten üppigen Wiesen grasen geht.

Vielfach und farbenreich sind die Schönheiten der vielgerühmten Seelandschaften von Killarney, viele wild und schaurig in düsterem Felsenrahmen und andere wiederum lieblichen

und sonnigen Zaubers voll. Die Besucher jener herrlichen Berg- und Seegefilde empfehlen den Frühherbst als am besten geeignet für die Wanderlust und Schaufreude der Touristen. — Den Frühherbst in Killarney besingt ein irischer Poet in folgenden Stanzen:

Ich bringe Frischung dem Blumenflor
Vom Meer und der Ströme Saum.
Ich bringe Licht für des Waldes Grün
Im glühenden Mittagstraum.



Walter Raleigh's Haus in Youghall.

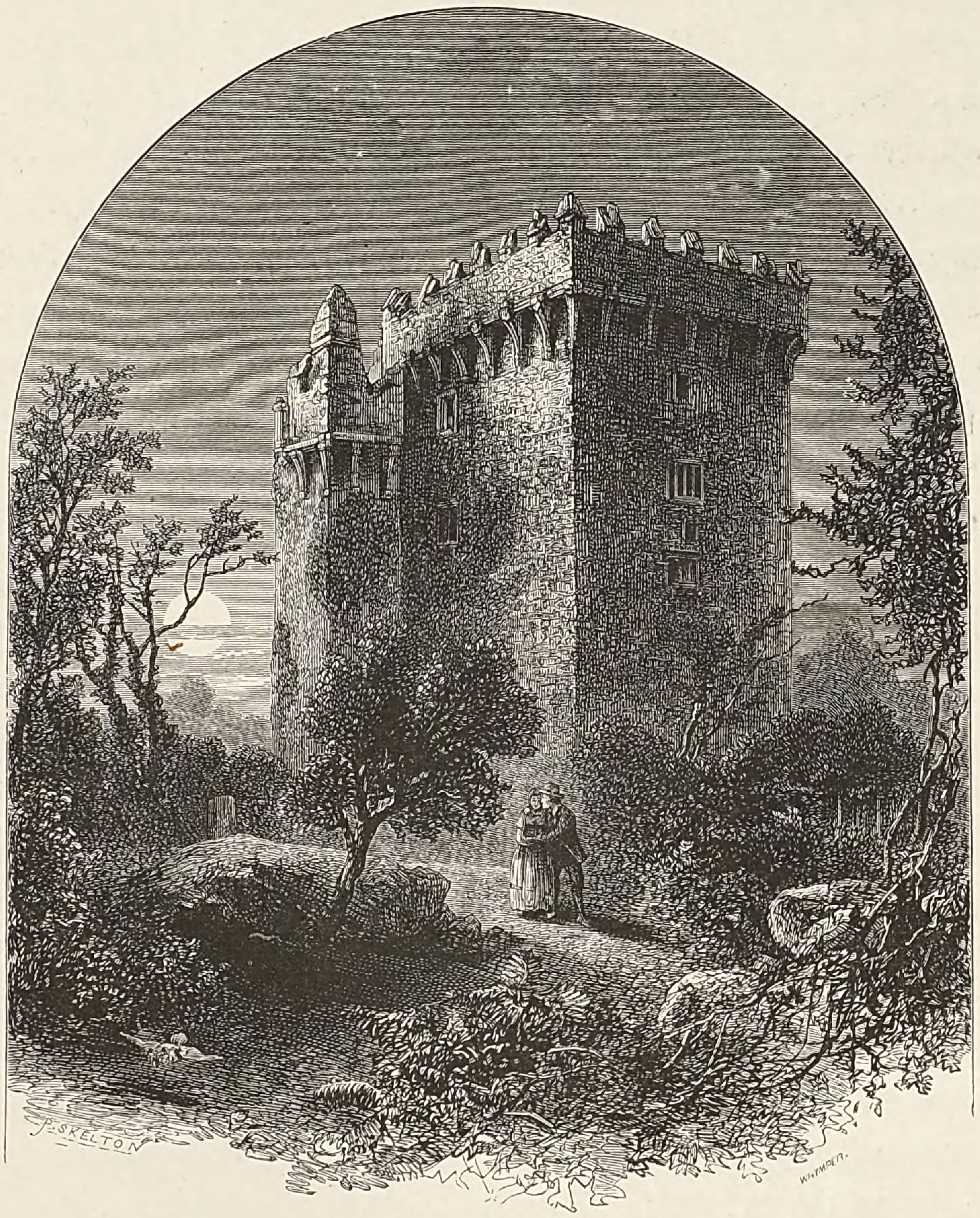
Von meinem Fittich wirbelt der Thau,
Der die Vöglein wecket mit Glanz,
Und sie flattern empor aus der Mutter Nest
Im Sonnenfunken-Tanz.

Ich dresche wohl auch mit des Hagels Sturm
Die Lande, des Segens voll!
Und löse mich auf im Regenrausch
Und lache im Donnergeroll!

Die Wolken werfen dann zumeist des Morgens Anker auf den Gipfeln der Berge von Killarney und friedlich feiert der liebe lange Tag.

Am Oberen See erheben sich die Berge auf drei Seiten, gerade aus den stillen Wassern, zu mittlerer Alpenhöhe empor, wüst und silbergrau — es fehlt nur die Schneekappe, um

den Beschauer in die Alpenwelt zu versetzen. Der Untere See gemahnt dagegen an die Gefilde Ober-Italiens — mit seinen schöngeschwungenen Bayen und dem Immergrün seiner Ufer. Der Mittlere See andererseits vereinigt den Ernst des Nordens mit der Anmuth des Südens. Und außerdem liegen in allen viele Inseln, die wie Smaragde schimmern — im Unteren See giebt es deren nicht weniger als dreißig — vor Allem Innisfallen (S. 65) und



Schloß Blarney.

Roß-Island (S. 88). Ein moderner Reiseschriftsteller hat diese Eilande mit der Isola Bella und der Isola Madre des Lago Maggiore verglichen.

Innisfallen, ein Name von fast ossianischem Klange, das „süße Innisfallen" ist voll Schatten und Licht in hinreißend schönen Contrasten — voll Wald, so dicht und düster wie die Urforste der alten Druiden, wo die Esche und die Sycomore bis zu den ersten Aesten im stachlichten Dickicht des Rothbeerenstrauches stehen. Dazwischen laufen Lichtungen voll Sonne und Blumen, und Felsen treten zu Tage, wiederum mit Trümmern und Ruinen geschmückt. Und das

Alles auf einem Raume, der nicht mehr als dreißig englische Acker Landes umfaßt. Mitten inne blickt das große Auge eines Sees empor, dessen Gewässer in allen Farben des Opals schillert — die „Königin der Seen“ genannt. Der Irländer heißt Innisfallen einen „Goldapfel in einem Silberbilde“; er meint damit eine Insel, die etwa eine Viertelstunde vom Ufer entfernt liegt. Mit der Sense mußte man dort durch eine Welt von Immergrün Wege bahnen, die unter wundervollen Baum-Arkaden, welche die Natur erbaut, hindurchführen — aber es giebt manche Dickichte von Lorbeer und Arbutus darauf, durch welche noch kein menschlicher Fuß dringen konnte. Dicht daran in lieblicher Lichtung liegt die im siebenten Jahrhundert erbaute ehrwürdige Abtei von Innisfallen. Die Annalen derselben sind von Werth für den Historiker gewesen, denn sie greifen bis in die graue Zeit des fünften Jahrhunderts zurück.

Ein irisches Mährchen berichtet, daß der große O'Donoghue, der königliche O'Donoghue, mit dessen Namen Klänge aus der fabelhaften Zeit eines glücklichen Irlands verbunden sind, im Seegrunde von Innisfallen wohne, in azurnem Palaste, und einstmals wiederkommen werde, um sein Vaterland wieder zu dem zu machen, was es einst gewesen, „der erste Edelstein des Meeres!“

Thomas Moore singt:

„Süß Innisfallen, ich grüße dich!
Fahr wohl! Ruh' sanft in Sonnentagen!
Wie schön du bist, laß And're sagen;
Wie ich dich preise, weiß nur ich!“

Roß-Island ist eine andere Insel mit den Ruinen einer Feudalburg, wo die O'Donoghue's dreihundert Jahre gehaust, bis die Mauern vor dem Parlamentsheer unter Ludlow und Waller in den Staub sinken mußten. Doch manche hohe Zinne ist noch geblieben, von welcher das Auge weit hinaus schweifen kann über das Panorama der Seen von Killarney.

Die Musik der Wasserfälle vernimmst du überall. Da sind die Wasserfälle O'Sullivans und der vom Derrycunihy, und vor Allem der Torc. Stoße in's Horn an O'Sullivan's Cascade und es antworten dir sieben Echos, in wundervoller Klarheit zuerst, und dann wie leises Windgemurmel dahinsterbend, um doch plötzlich wieder von gegenüber wie ein vollsingender Chorus zu dir zurückzukehren, bis die Musik auf den Wellen erstirbt, leise wie das Flüstern eines Kusses! Ein namenloser Dichter beschreibt den Wasserfall von Torc:

Bäumend und springend,
Flüsternd und singend,
Schleudernd im Schwalle,
Sprühend im Falle!
Kräuselnd und zischend,
Seele erfrischend!
Ringelnd und windend
Im schwindelnden Drehen,
Sammelnd, verschwindend

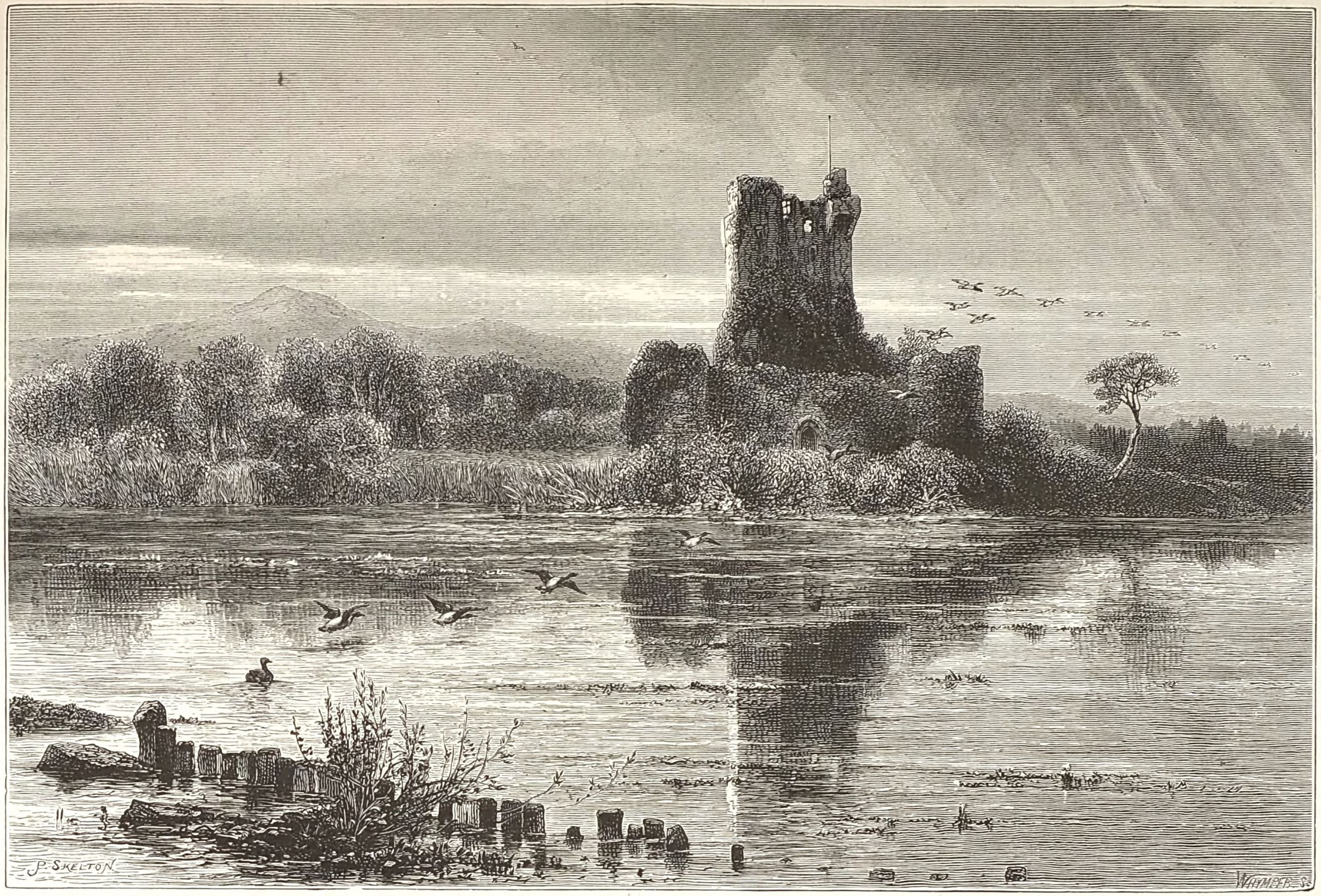
Mit Brausen und Wehen!
Schmetternd und stäubend,
Ein Jubel zu sehen!
Und Ohrenbetäubend! — —
Die Sinne vergehen!

Das ist ein Bild, das die Seele packt! Ein anderes bezauberndes Bild bietet ein Wasser, das durch eine enge Kluft in ein felsenumzacktes Becken herniederbraust, welchem der Volksmund den Beinamen „Des Teufels Pünsch-Bowle" gegeben.

Im Boote drüben fällt ein Kanonenschuß und du meinst, die Felsen des Torc wollen über dir zusammenstürzen. Da rauscht ein anderer Wasserfall, der, „des Teufels Strom" geheißen, sich zwischen die Berge von Mangerton und Torc eine Bahn gerissen hat. Freilich muß man diese Gefälle nur im Frühjahr oder Herbst besuchen, denn zur Zeit der Hundstage hüpfen nur schmale Silberfäden die Katarakte hinunter.

Ein vielgewundener Strom, der sich durch eine lange enge Catena drängt, verbindet den Oberen und den Mittleren See von Killarney unter der „Alten Wehr-Brücke" (S. 92). Da ist wildes Wasser und „kein Boot kann darin leben", wie der Seemann zu sagen liebt. Auch wenn man mit der Strömung rudert, braucht es vorsichtigen Steuerns, um nicht an dem alten Brückengemäuer zu zerschellen. Dann aber gleitet man sanft in die stillen Wasser des Mittleren Sees. In diesem, wie in dem Oberen See, giebt es wahrhaft in Schönheit gebadete Eilande, auf welchen die Cedern des Libanon wachsen und gedeihen, Eilande so verführerisch, wie sie nur der Traum erfinden kann, mit schimmerndem Gestade, wo es nicht überraschen würde, der gefeierten Nymphe Kalypso aus althellenischer Zeit zu begegnen. Eine Rhapsodie der Schöpfung!

Ein schaurig-ödes Berg-Defilé öffnet den Unteren See. Klippen, die unnahbar, springen aus dem sogenannten „Purpurberge" in den See, und auf eine Strecke von einer deutschen Meile dehnt sich das Wasser durch eine Felsenreihe von erhabener Majestät. Wenn man den Engpaß zum See durchschreitet, vermeint man, daß die überhängenden Steinblöcke über dem Haupte zittern und jeden Augenblick, durch die Luft sausend, herabstürzen wollen. Sie sind so öde, wie der berüchtigte Karst, ehe man, aus Kärnthen kommend, Triest an der Adria erreicht, und kaum eine einzelne Föhre oder ein Epheugeschlinge winkt tröstend dem suchenden Auge. Ein schmaler Wassersturz, der Loe, windet sich mit reißender Schnelligkeit dahin. Ein Riese, der eine Viertelmeile lang gewesen, soll jenen Engpaß, in dem der Fußtritt zagt, aus dem lebendigen Felsengethürm mit einem tausend Fuß langen Schwerte gehauen haben. Auf einer Seite steigen die Höhen perpendikulär bis zu 3400 Fuß hinauf, zum höchsten Berggipfel in ganz Irland. Dieser heißt seiner eigenthümlichen Gestalt zufolge „die umgekehrte Sichel". Eine Gruppe schwarzer Felsen, welche diesen Engpaß von Dunloe vervollständigt, der auch „das Thal der Todesschatten" genannt wird, heißt auf Irisch „Cruacha dhu Mac Gillicuddy" nach einer Familie von Feudallords gleichen Namens, die zehn Mal

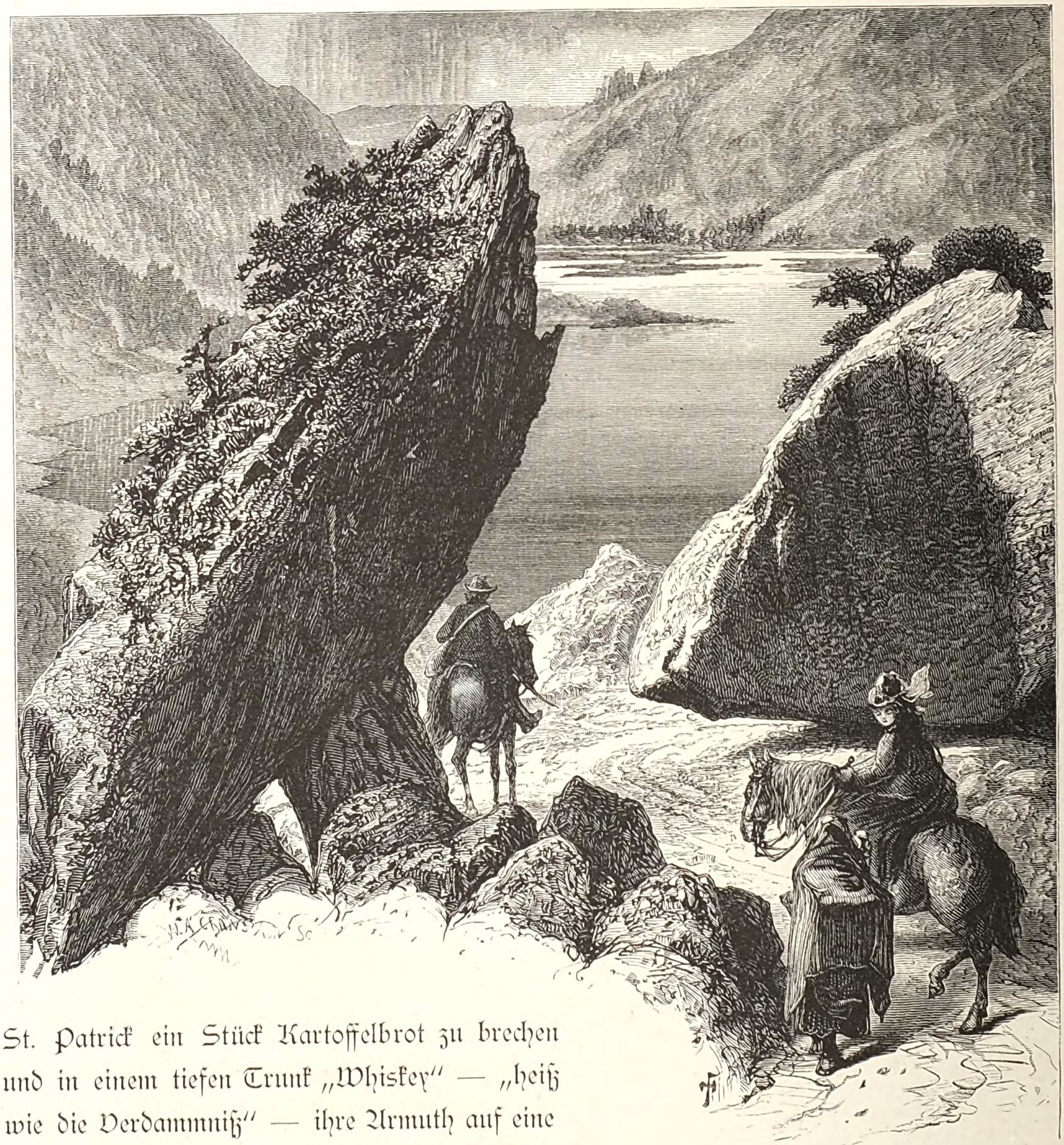


Roß-Island, Killarney.



Der Wasserfall des Torc, Killarney.

als Landesverräther verurtheilt und zehn Mal pardonirt wurden. Und noch heute wohnen hier die Reste eines alten Clan, welche einen Mac Gillicuddy als ihren Häuptling anerkennen, haben sie auch kaum so viel, um mit ihm am Feiertage des irischen Nationalheiligen

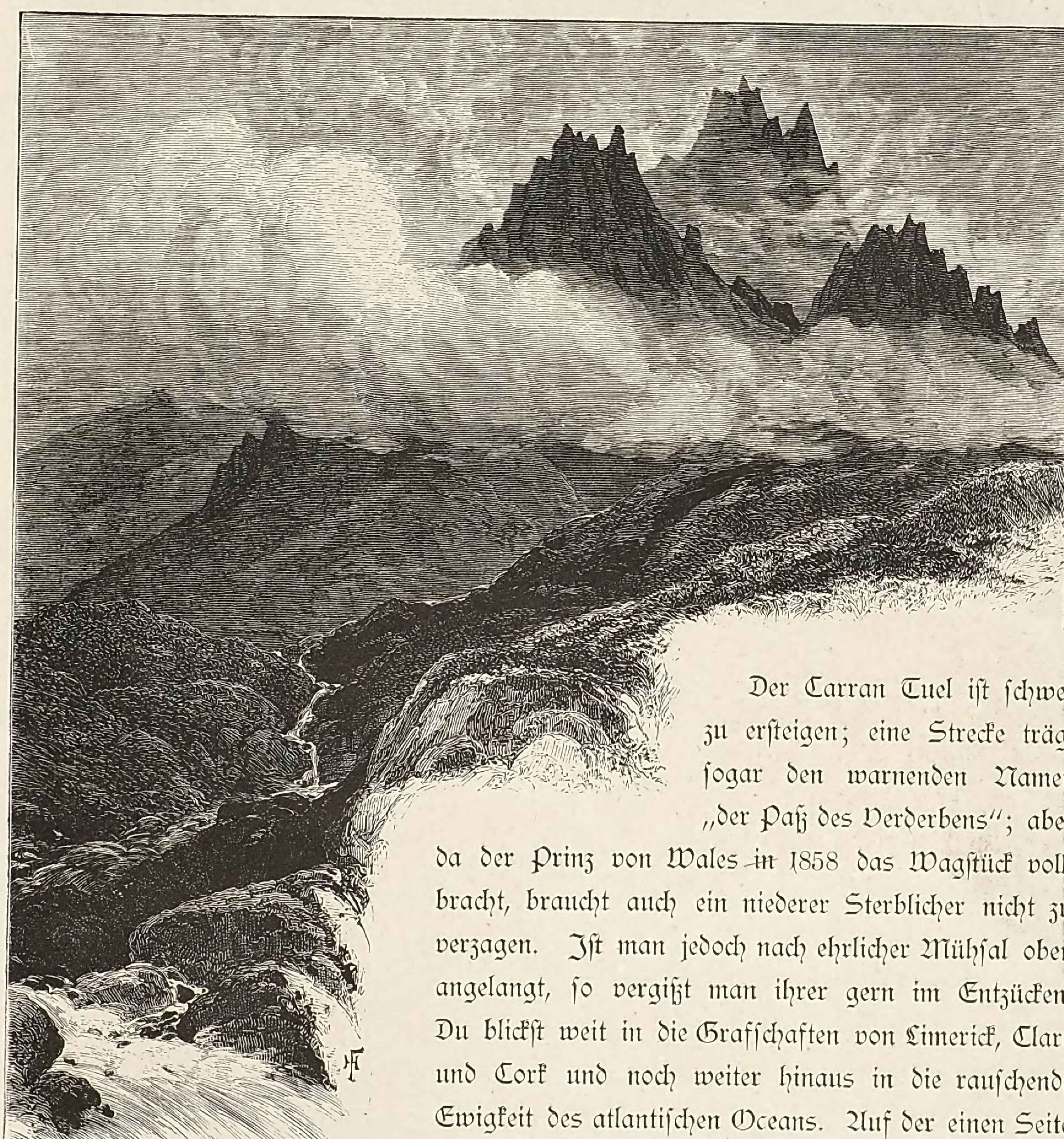


Der Engpaß von Dunloe.

St. Patrick ein Stück Kartoffelbrot zu brechen und in einem tiefen Trunk „Whiskey" — „heiß wie die Verdammniß" — ihre Armuth auf eine laute Nacht zu vergessen. Eingesunkene Gräber begegnen dem Wanderer an manchen Stellen — vergessene Kirchhöfe, um die Canavan trauert mit den Worten:

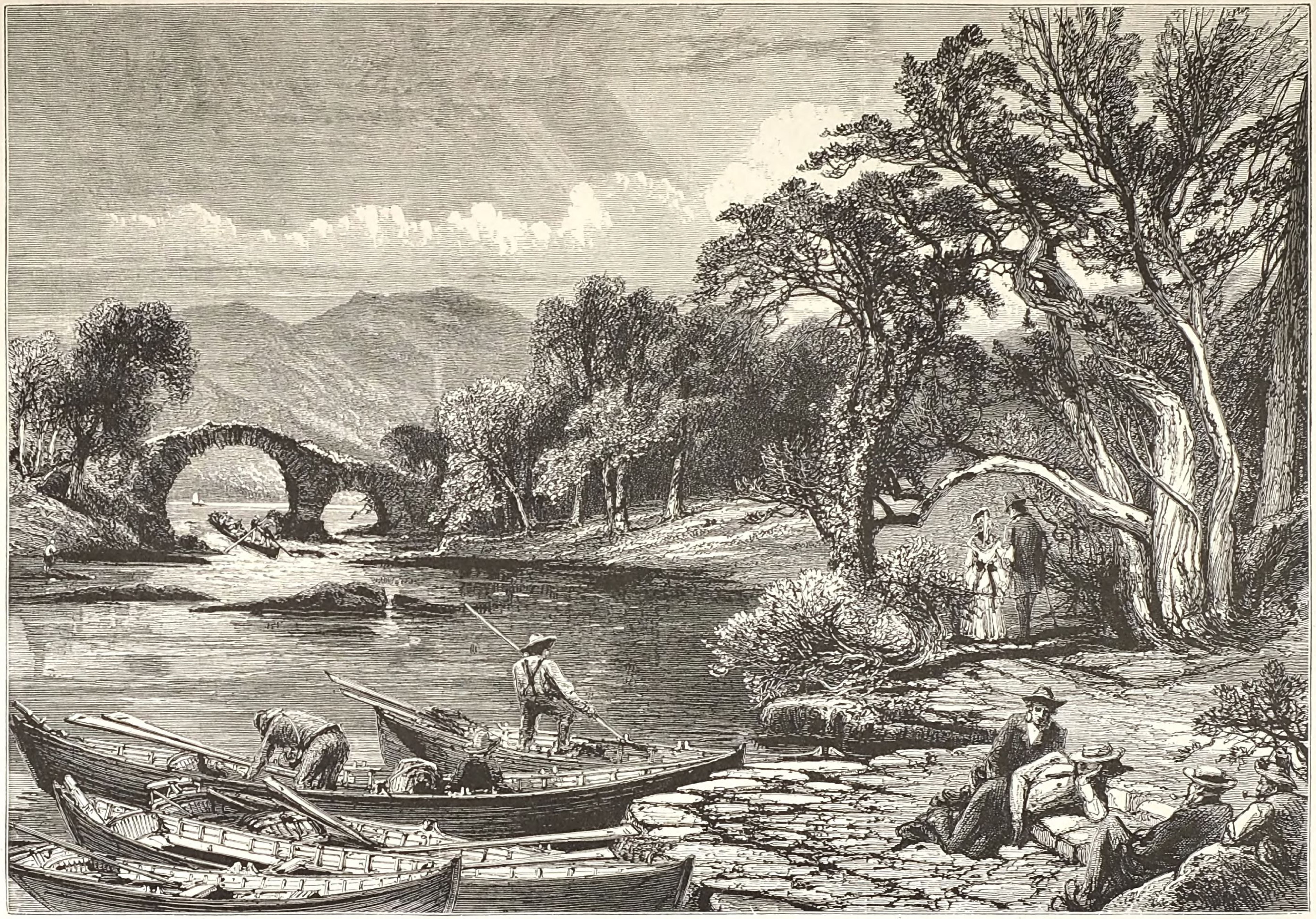
„Im Felsenschatten ganz allein
Wölbt sich der Rasen in stillen Reih'n;
's sind Todtenzellen! in tiefen Truhen
Die Ahnen der Verarmten ruhen."

Auch ein „Hexenthal“ hat diese feierlich düstere Landschaft, wie der deutsche Brocken seinen „Hexentanzplatz“. Weit dem Auge sichtbar steigt der spitze Pik des „Carran Tuel“ in die bernsteinfarbenen Wolken des sinkenden Abends, der, wie man im Irischen so schön sich ausdrückt, „den Seufzer des Wanderers als Tribut verlangt“.



Cruacha dhu Mac Gillicuddy.

Der Carran Tuel ist schwer zu ersteigen; eine Strecke trägt sogar den warnenden Namen „der Paß des Verderbens“; aber da der Prinz von Wales ~~in~~ 1858 das Wagstück vollbracht, braucht auch ein niederer Sterblicher nicht zu verzagen. Ist man jedoch nach ehrlicher Mühsal oben angelangt, so vergißt man ihrer gern im Entzücken. Du blickst weit in die Grafschaften von Limerick, Clare und Cork und noch weiter hinaus in die rauschende Ewigkeit des atlantischen Oceans. Auf der einen Seite winkt das Landschaftsbild des Flusses Kenmare, auf der anderen schimmert die Bay von Dingle. Das Auge verfolgt den Lauf des größten Stromes in Irland, des Shannon, von den gewaltigen Klippen von Loop-Head bis zu Kilrush und Tarbert, wo seine Wasser die Breite eines Sees erreichen und man sieht sie mehr als einmal hie und da wieder aufleuchten bei Ennis und bei klarem Wetter vor der Seestadt Limerick. Man erblickt die Galtee-Berge von Tipperary in einer



Die Alte Wehr-Brücke, Killarney. (Siehe S. 87.)

Entfernung von fünfzehn deutschen Meilen gen Osten und die Berge von Bandon im Süden, die Höhe von Mizen Head und die mächtige Bantry-Bay im Südosten, in welcher alle Flotten Europa's zehn Mal Platz finden würden. Ein unendliches stilles Wasser, von dem Freiligrath singt:

— — — — — — — — — —
Das Segel ruht, das Ruder lungert,
Das macht, der Fischer, der ist todt,
Das macht, der Fischer ist verhungert.

Das Auge durchmißt einen Radius von zwanzig deutschen Meilen — Berge und Thäler und Ströme, Seen und Inseln, groß und klein, und im fernen Westen strahlt die Sonnenglorie des Weltmeers. Adler streifen durch die Luft aus hundert Felsennestern. Ich stand einst dort, im Angesicht der unermeßlichen Herrlichkeit und die folgenden Stanzen schrieb ich zur Erinnerung:

„Siehst du den Sonnenregen
Wandeln über die Seen?
Und dem rauschenden Segen
Dürstend und schwül entgegen
Sausend die Wälder weh'n?

Hoch in den grauen Forsten
Leuchtet noch Abendruh',
Klippen, vom Blitz geborsten,
Decken mit Adlerhorsten
Langsam die Sonne zu.

Die letzten Flammen säumen
Glühend noch am Gestein,
Tief in purpurnen Bäumen
Alle die Vögel träumen
Leisen Gesanges ein.

Einsam im letzten Strahle
Blieb noch ein Adler wach;
Wiegt sich vom Felsenmale
Flügelbreitend zu Thale
Sehnend der Sonne nach!"

Francis Broemel.



Die Clare-Insel an der Clew Bay.

Die Westküste Irlands.

Unter den stolzen Liebesnamen, welche der Irländer seinem Vaterlande giebt, ist der „Die Insel der Heiligen" oder „Die Insel St. Patricks", des Nationalheiligen. Vor ihm hatten mehrere Sendboten die Bekehrung der „Heiden mit dem stürmischen Blut" vergeblich versucht, bis St. Patrick i. J. 430 von der schottischen Insel Jona, der ersten Ansiedelung von Bekennern des Christenthums in Britannien, nach Irland hinüber kam, viele Häuptlinge bekehrte, das erste Bisthum gründete, das Volk in der Buchstabenschrift unter-

richtete und ihm als National-Wahrzeichen das „Kleeblatt" (sham rock) gab, das christliche Demuth bedeuten sollte und bis auf diesen Tag in den Liedern der Dichter frisch und grün geblieben ist. Im frühen Mittelalter schon blühte die theologische Schule Irlands, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn Irländer behaupten, daß die Sonne des Evangeliums für den Nordwesten Europas dort aufgegangen, wo im Meerwesten des Erdtheils die leibhaftige Sonne täglich untergeht. In Frankreich, in der Schweiz und in Deutschland gründeten die irischen Prediger Schulen und Collegien und in der Geschichte wird ihrer Thätigkeit mit Rühmen gedacht, denn sie half mit an den ersten Rodungen im alten Urwald der Barbarei.

Ein eigenthümlicher theologischer Enthusiasmus hat sich auch unter den freisinnigsten Choregen des Landes bis in die neueste Zeit erhalten, und diesem charakteristischen Umstande muß man Rechnung tragen, um das Wesen und Trachten dieses eigenthümlichen Volkes beurtheilen zu können. Der große irische Patriot Daniel O'Connell verband mit dem glühenden Ungestüm der Freiheitsliebe eine tiefe, kindliche und schwärmerische Gläubigkeit. Seine Biographen erzählen, daß er eines Tages aus seinem Studirzimmer tretend, seinen draußen versammelten Freunden zugerufen: „Ich hatte eine himmlisch schöne Vision! Die ganze Welt wird katholisch werden und Irland wird das Werk beginnen!" Man darf über die Kühnheit eines solchen Gedankens lächeln, aber O'Connell war eben ein Irländer, in dem sich jener Geist seines Volkes verkörperte, welcher im schwersten Unglück sich gern mit hohen Träumen tröstet. Es giebt zwei Irland — sagte ein irischer Schriftsteller — eines auf der Erde, eines in den Wolken. Wir leben zu viel im zweiten, sonst wäre es uns im irdischen Vaterlande besser gegangen. „Die süßen Takte des Harfenspiels sind uns geläufiger gewesen, als die unerbittliche Strenge des Einmaleins."

Auch die Rebellenlieder des Irländers, selbst bis zum Jahre 1848 hinab, sind halb religiös, so das Lied von der „schwarzen Rosalinde", unter welchem Namen der Sohn Irlands sein unglückliches Vaterland besingt. Das Lied hat seitdem die Benennung „die irische Marseillaise" erhalten. Es ist dennoch königlichen Ursprungs, aus der schottischen Jacobitenzeit. Die gälischen Hochländer besangen ihr Vaterland unter dem Bilde der „schwarzen Rose" (Roisin Dhu), welche durch die Stuart-Prätendenten erlöst werden sollte. Von da wanderte das Lied nach Irland — als das Lied um die arme „schwarze Rosalind" — und ging in der Neuzeit auf die Rebellen des „jungen Irlands" über. Es beginnt sanft wie ein Liebeslied und endet in einem Sturm-Päan voll großer dichterischer Inbrunst. Hier ist der Text:

„Weh' und Gram, Gram und Weh'
Ward ich Tag und Nacht gewohnt,
Seit ich dein süßes Antlitz sah
So trauervoll wie der Mond.
Doch wieder wird ein Thron einst Dein
In Tagen, golden und lind,
Und dann wirst herrschen Du allein,

Meine schwarze Rosalind'!
Mein düster schönes Kind!
Ein goldner Thron wird wieder Dein
Und herrschen sollst nur Du allein,
Meine schwarze Rosalind'!

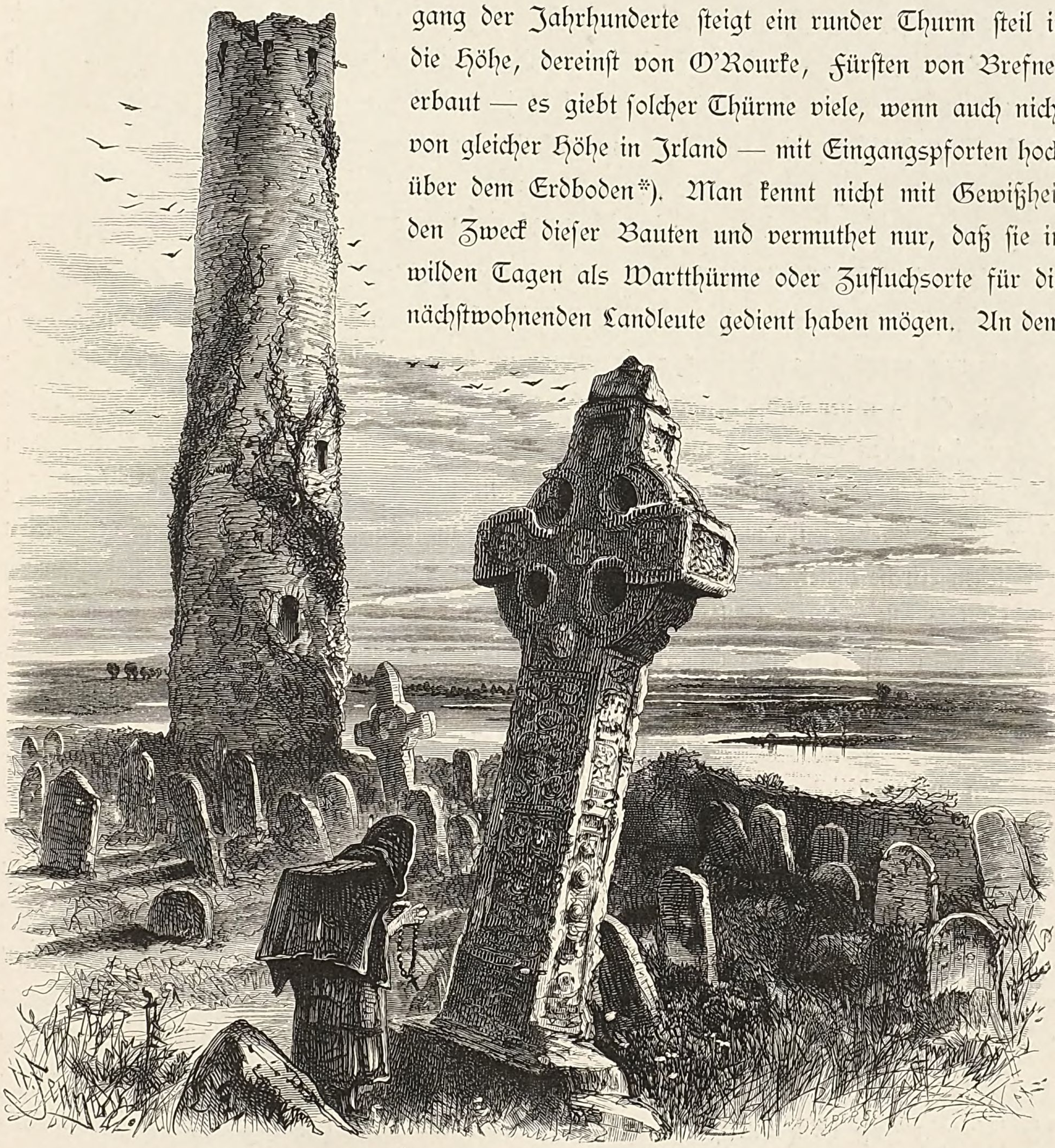
Ich könnte schweben zur Bläue Pracht,
Könnt' pflügen die steilste Höh',
Ich könnte beten Nacht um Nacht,
Zu heilen Dein großes Weh'!
Meinem Herzen ist der Muth entflohn,
Wenn's für seine Königin sinnt,
Meines Lebens Leben, meiner Heiligen Kron'
Meine schwarze Rosalind'!
Meine eigenste Rosalind'!
Hör' ich Deiner Klagen süßen Ton,
Meines Lebens Leben, meiner Heiligen Kron',
Meine schwarze Rosalind'!

Eh' ströme der Ern*) vom Kampfblut voll,
Und von uns'res Marsches Gewalt
Der Erdball früher erbeben soll,
Voll Flammen um Hügel und Wald!
Erst krachen die Salven beim Slogan-Getön**)
Wo die Thäler am stillsten sind;
Eh' Du darfst welken, eh' Du vergehn,
Meine schwarze Rosalind'!
Mein gotterbarmtes Kind!
Erst müßten vor'm jüngsten Gericht wir steh'n,
Eh' Du darfst sterben, eh' Du vergehn,
Meine schwarze Rosalind'!"

In der trostlosen Oede halbversumpfter Wiesen liegen abermals sieben Kirchen zu Clanmacnoise. Der Name bedeutet „Die Zuflucht der Söhne der Edelleute", weil dorthin die Häuptlinge westirischer Clans ihre Söhne zum Unterricht zu senden pflegten. Das vornehmste Gebäude ist die Abtei von St. Kevin, gegründet von Diarmid, einem irischen Könige, zugleich mit hundert andern Kirchen. Die sieben Kirchen von Clanmacnoise liegen sämmtlich in einem großen gräbervollen Kirchhof, der noch heute benutzt wird. Manche Grabsteine tragen noch Inschriften in Altirisch, im sogenannten „Erse", dessen Alphabet mit den Schriftzügen der altchaldäischen Sprache einige Aehnlichkeit hat. Unter den aufgepflanzten Steinkreuzen ist eines von vierzehn Fuß Höhe „Cros na Scrieptra" d. h. „das Kreuz der Inschriften" und datirt aus dem Gründungsjahr der Abtei, dem Jahr 548. Es ist auf allen Seiten mit uralten Inschriften bedeckt, während angebrachte Steinmetzarbeit Ereignisse aus dem Leben und Leiden des Heilands verbildlicht.

*) Ein Fluß im westlichen Irland.
**) Celtischer Schlachtgesang.

Die größte der Kirchen, die von St. Kieran, liegt vollständig in Trümmern, welche aber noch die architektonische Schönheit des ehemaligen Baus verrathen. Eine andere ist wiederhergestellt und wird zum Gottesdienst für die im Westen von Irland sehr wenig zahlreichen Protestanten verwendet. Unerschüttert durch den Donnergang der Jahrhunderte steigt ein runder Thurm steil in die Höhe, dereinst von O'Rourke, Fürsten von Brefney erbaut — es giebt solcher Thürme viele, wenn auch nicht von gleicher Höhe in Irland — mit Eingangspforten hoch über dem Erdboden*). Man kennt nicht mit Gewißheit den Zweck dieser Bauten und vermuthet nur, daß sie in wilden Tagen als Wartthürme oder Zufluchsorte für die nächstwohnenden Landleute gedient haben mögen. An dem



Clanmacnoise.

Sumpflande vorbei zieht der prächtig strömende Shannon, der von Athlone bis hierher nur eine weite düstere Oede bespült.

*) Auch in der Umgegend von Quedlinburg am deutschen Harz finden sich ähnliche einsame Thürme mitten auf flachem Felde. Der Verfasser.

Die Westküste der Grafschaft ist eine große Klippenlandschaft, nur hin und wieder durch Bayen und Sandufer unterbrochen. Die Wogen des Weltmeers kommen dort an in einem ununterbrochenen rollenden Zuge von der Küste des fernen Amerika, und haben die schwarzen Felsen vielfach unterhöhlt und weit überhangende Klippen geschaffen, von oft bizarrer Gestalt, als hätte eine riesige Explosion hier ihre schleudernde Gewalt ausgeübt. Und die Wasser rauschen in diese Höhlen und treten wieder zischend zu Tage, um dann immer von Neuem das tausendjährige Spiel in jeder Minute zu wiederholen, wie die Alten die Scylla und Charybdis geschildert und Schiller im „Taucher" besungen:

„Und will sich nimmer erschöpfen und leeren
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären!"

Die kleine Stadt „Kilkee", von welcher vor einigen Jahren viel gesprochen ward, weil phantasievolle Touristen dort einen Besuch des berühmten Ungethüms, der „Seeschlange", mit eigenen untrüglichen Augen wahrgenommen haben wollten, — ist zugleich ein Seebadeort. Ganz in der Nähe befinden sich abermals Höhlenwunder unter einer rundgeschichteten Felsenmasse, deren Gestaltung an ein altrömisches Amphitheater erinnert. Vor den Höhlen stehen von der Wogenwuth geformte Felsenbogen und einzelne wildgezackte Säulen. In einer dieser Seehöhlen, welche den Anblick einer ungeheuren, roh zusammengeschichteten gothischen Kirche bietet, erweckt die Stimme ein donnerndes Echo und von der Wölbung senken sich zahllose glitzernde Stalaktiten hernieder, gleich wie in der berühmten Adelsberger Grotte in Krain. Einen seltsamen Eindruck machen die vielen von der Natur geformten Felsenbrücken über brüllender Meeresbrandung auf weite Strecken an der Küste entlang — eine derselben liegt wohl hundert Fuß über dem Wasser. Eine Felsenbrücke bei Roß erscheint auf den ersten Blick von Menschenhand aus Ziegelsteinen errichtet; so regelmäßig und symmetrisch sind die Schichtenlager des Gesteins in schwindelnd hoher Wölbung. Die „Blasende Höhle" ist eine Curiosität. Sie ist wohl auf fünfzig Fuß Tiefe in den Felsen gebohrt; ungefähr in der Mitte öffnet sich ein dreißig Fuß weiter Riß, auch eine Arbeit des unermeßlichen Wogenanpralls. Wenn Fluthzeit ist und der Wind obendrein aus Westen weht, so werfen die in die Höhle stürzenden Wasser Wolken von Schaum und Sprühregen durch jene Oeffnung in die Höhe und diese erscheinen dem Auge wie der aufsteigende Silberflor isländischer Geyser; in der That schnellt der Seeschaum in dichter Masse oft sechzig bis siebenzig Fuß hoch durch den Höhlenriß und sinkt dann kataraktartig, langsam niederhüpfend, wieder in sich zusammen, umschimmert und umfunkelt von Milliarden Tropfen, die bei Sonnenlicht in allen Farben des Regenbogens spielen.

In diesen armen Grafschaften des westlichen Irlands hat von jeher jedes Rebellen-Motto auf Gläubige und Anhänger rechnen können. Druck erzeugt eben Gegendruck! Nach dem Sturze der Stuart-Dynastie begann man auf englischer Seite Irland abermals als ein neuerobertes Land zu behandeln und den hinübergesandten Beamten wurden weitgehende



Felsen in der Umgegend von Kilkee.

Vollmachten gegeben, die nur zu oft mit grober Willkür ausgebeutet wurden. Da entstand, insbesondere im Westen der Insel, der Geheimbund der sogenannten Defenders, welche mit Anwendung einer Art von Lynchjustiz gegen „bureaukratische Ungesetzlichkeit" Front machten. In gleichem Sinne hatten die White boys (Weißburschen) zu wirken. Dieser Geheimbund entstand ungefähr um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die Mitglieder trugen als Uniform ein weißes Hemd über der Kleidung und wandelten gleichsam in den Fußstapfen der Vehme des deutschen Mittelalters. Der Beamte, welcher seines Amtes mit Härte waltete, der Pächter, welcher

Staatliche Bibliothek Bamberg

es mit dem verhaßten „ausländischen", weil englischen, Grundherren hielt, der Priester, der die Gemeinde vor einer Betheiligung an den „Clubs der Rächer" warnte, erhielten des Nachts Besuche von dieser oder jener Rotte von Weißbuben und wurden oft fürchterlich mißhandelt oder gar am Leben gestraft. Gelang es der englischen Justiz, — welche einmal den Galgen auf Räder setzen und von Ort zu Ort fahren ließ, um schneller mit der blutigen Arbeit fertig zu werden! — einen dieser Geheimbünde zu Paaren zu treiben, so entstand in anderer Gegend sofort ein neuer, welcher die Vehme von Volks wegen wieder aufnahm. So that der Bund der Hearts of oak (Eichenherzen), zumeist aus ländlichen Arbeitern bestehend, welche Solche aus ihrer eigenen Klasse, die zur Pflichtarbeit am Straßenbau von den Behörden gezwungen wurden, zu wiederholten Strikes zu ermuntern suchten. Das führte zu vielen blutigen Raufereien mit der berittenen Polizei, welche noch heute zwölftausend Mann umfaßt und die Aufgabe hat, unabläßig im Lande zu patrouilliren und nach Friedensbrechern zu fahnden, die bis noch vor einem Jahrzehnt im mildesten Falle nach Australien transportirt wurden. Seitdem indessen die aufblühenden australischen Colonien sich diese Uebersiedelung verbeten hatten, nahmen die Transporte der Verurtheilten eine Zeit lang ihren Weg nach den Bermudas-Inseln oder nach der Norfolk-Insel, beides seeumspülte Strafanstalten im Norden und Süden des atlantischen Oceans. Jetzt werden Rebellen in die englischen Zuchthäuser gesperrt.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts verfehlten der Unabhängigkeitskrieg der nordamerikanischen Colonialländer und die große Revolution in Frankreich nicht, einen aufregenden Einfluß auf das leicht entzündliche Gemüth der irischen Celten zu üben, welche gerade im Westen der Insel sich am Wenigsten mit anderen eingewanderten Rassen vermischt haben. Im Nu stand dort ein Heer von Freiwilligen auf den Beinen, welche den drohenden Hintergrund in einer Campagne bildeten, die mit Sturmpetitionen an das Londoner Parlament eröffnet wurde. Diese Drohung hatte einige Wirkung. Ein reformatorisches Gesetz zur Hebung schlimmer Mißbräuche in Irland folgte dem anderen; trotztem wuchsen die Forderungen der Irländer unabläßig. Der Bund der Right boys (Rechtsburschen) wollte die Abschaffung des Zehnten ertrotzen, und aus der aufgelösten Armee der Freiwilligen rekrutirte sich der größere Bund der vereinigten Irländer „United Irishmen", welche die Parole der französischen Revolution zu der ihrigen machten und mit den neuen Machthabern an der Seine in geheimem Einverständniß standen. Abermals griff man in London zu beschwichtigenden Maßnahmen und ein hartes Gesetz nach dem andern, welches bisher die Katholiken in ihrer staatsbürgerlichen Freiheit arg beschränkt hatte, wurde dem Papierkorb überantwortet. Der Bund der vereinigten Irländer zählte indessen schon eine halbe Million Mitglieder, und die verspätete Politik der Milde verfehlte ihren Zweck. Man nahm jetzt auf englischer Seite seine Zuflucht zu neuen Strafmaßregeln. Der blutige Aufstand vom Jahre 1798 und seine ebenso blutige Unterdrückung kostete nicht weniger als 30000 Menschen das Leben und zwar fast ausschließlich in den südlichen und westlichen Grafschaften des Landes,

Cork, Tipperary, Mayo und Galway. Die Regierung blieb Siegerin trotzdem von Frankreich aus verschiedene Male der Versuch gemacht wurde, die aufständische Bewegung in Irland gegen das „perfide Albion" durch maritime Expeditionen zu unterstützen.

Der Süden und Westen von Irland hat auch in diesem Jahrhundert jeder Zeit das Hauptcontingent für jede gegen die englische Regierung gerichtete Bewegung gestellt, so in den dreißiger Jahren für die Repeal-Bewegung unter Daniel O'Connell, welche den Widerruf der parlamentarischen Union mit Großbritannien bezweckte; ebenso im Revolutionsjahre 1848, desgleichen bei der Fenier-Rebellion Ende der sechziger Jahre, und in neuester Zeit wieder für die „Land-Liga" von Irland, welche unter Charles Stewart Parnell dahin arbeitet, die Pächter zu Eigenthümern des von ihnen bebauten Grundes und Bodens zu machen. Der Irländer sagt: „Unsere Sonne geht im Westen auf und Englands Verlegenheit ist meine Gelegenheit." Das soll so viel bedeuten, daß zu jeder Zeit, wo es anderswo im ungeheuren Gebiete des britischen Weltreichs brodelt und gährt und die Londoner Regierung alle Hände voll zu thun hat, um in weiter Ferne ihre Autorität zu retten, gleichzeitig der Irländer bald in dieser oder jener Form die Gelegenheit ergreift, um mit Ungestüm auf seine alten Forderungen zurückzukommen und John Bull's Verlegenheiten zu verzehnfachen und auszunützen.

Vor einem halben Jahrhundert hat Thomas Moore zum Gedächtniß des unablässigen Ringens und Kämpfens seines Vaterlandes nachstehende Strophen gedichtet:

O vergiß nicht das Feld, wo sie starben,
Die an letzten Getreuen es gab,
Wo die Hoffnungen starben, verdarben
Und mit ihnen sanken in's Grab!

Doch wer will von Neuem mit Ketten
Beladen uns, blutend und wund?
Nicht Erde, nicht Himmel erretten
Tyrannen vor ihrer Stund'!

Vorbei! Und schmückt die Geschichte
Den Sieger, der mit uns stritt.
Ein Fluch folgt dem Ruhm zu Gerichte,
Der die Herzen der Freien zertritt!

Denn süßer ist Grab und Gefängniß,
Wo dein Name gestrahlt — Patriot!
Als Trophä'n aus Völkerbedrängniß,
Als Ruhm aus der Freiheit Tod!

Zwischen den Grafschaften Mayo und Galway liegt eine Perlenschnur von Seen. Zwei — die größten darunter — sind durch eine unterirdische Wasserstrecke miteinander verbunden, aus welcher es braust und tobt, denn diese Seen haben ein ungleiches Niveau. Die Höhlung, durch welche der Strom herniederstürzt und bei Cong zu Tage tritt, hat den Namen „Pole na g—columb" d. h. Taubenhöhle, weil ehemals darin Taubenschwärme ihre Wohnung

genommen hatten. Drinnen haben dichtes Moos und Ephen und Farrnkraut alle Risse überwuchert und unheimlich hört man die Wasser durch die Finsterniß toben, als hieße es, über den Acheron zu fahren. Auch hier blitzen tausend Stalaktiten auf, wenn eine Fackel ihre Strahlen in die Tiefe wirft.

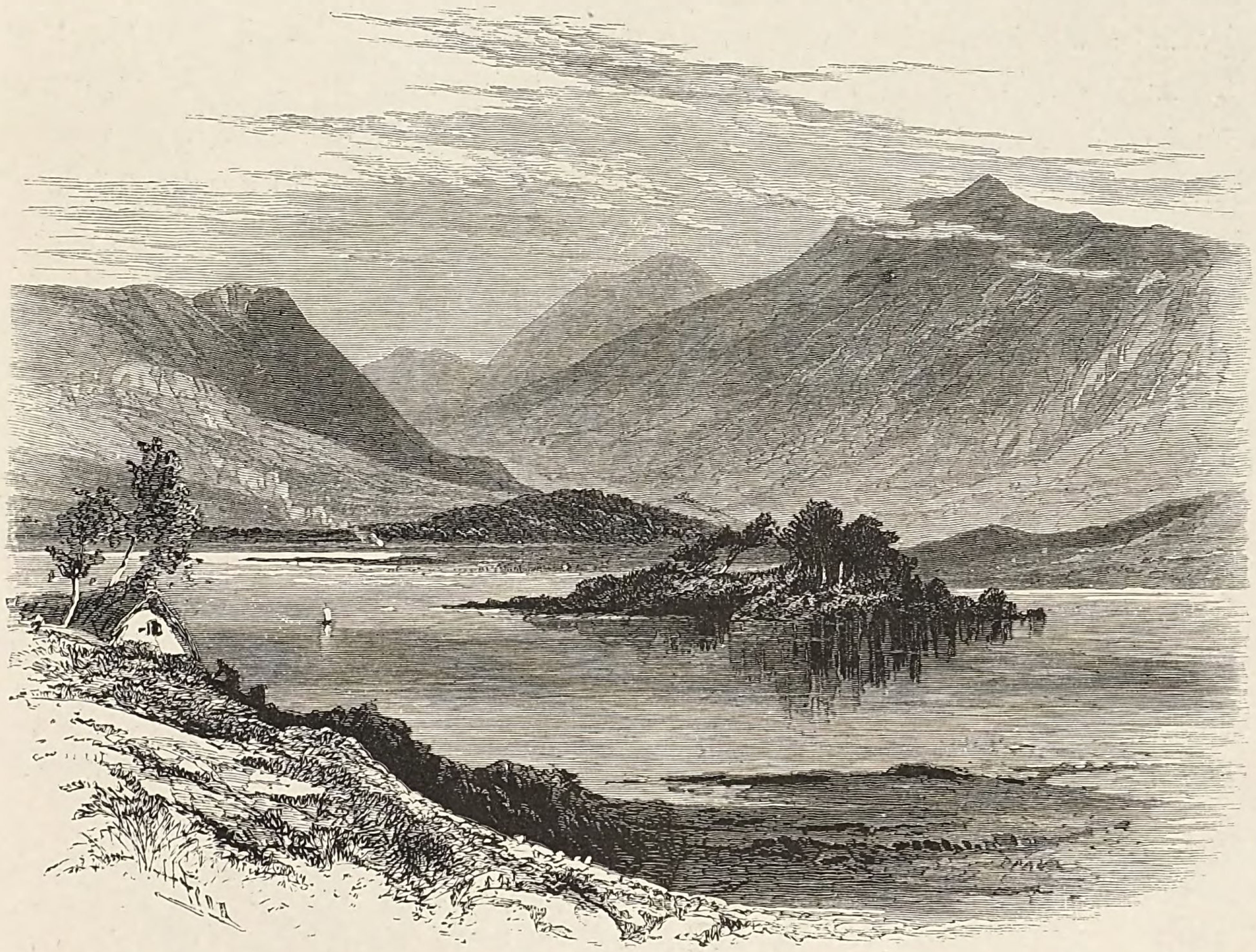


Die Taubenhöhle.

Cong (cunga — ein Nacken) ist eine Insel, an einer Stelle gelegen, wo die Gewässer von allen Seiten zusammenströmen, bald vom breiten Shane her, bald von den Felsen herunter und es kocht und siedet in ringelnden Wirbeln; und anderes Wasser rieselt aus zahllosen Felsenrissen herzu, oder steigt aus Höhlen flüchtig zu Tage, um sofort wieder mit gurgelndem Tone zu verschwinden. Cong war in alter Zeit die Residenz der Könige von Connaught. „Heute steht dort ein schönes Kloster der Augustiner, das aus finsteren Ruinen wieder aufgerichtet ward durch Sir B. L. Guinness, beiläufig „der Bier-Millionär“

geheißen, denn sein Gebräu erfrischt ganz Großbritannien und Irland. In Cong beschloß in 1198 der letzte unabhängige Monarch Irlands, O'Connor, seine Lebenstage. Das Museum der Irischen Akademie bewahrt ein Kreuz das in Cong gefunden wurde, von alter meisterhafter Metallarbeit und reich an feinem Zierrath in Email und Juwelen.

Der oben beschriebene Distrikt gilt wegen seiner wunderbaren Gegensätze von düsterer Oede und lachender Fruchtbarkeit, wildester Erhabenheit und sanfter Schönheit für einen der reizvollsten der britischen Inseln.



Die zwölf Nadeln von Binabola.

In der Grafschaft Galway, auch „das wilde Connemara" geheißen, „das Land der Bayen", haben Charakter und Gewohnheiten des Volkes noch viel Alterthümlichkeit bewahrt. Die Sitte der Leichenwachen mit fröhlichem Zechgelage, während die Leiche im Sarge aufrecht gesetzt und ihr die kurze irische Pfeife in den Mund gesteckt und ihr zugetrunken wird, sind hie und da noch Gewohnheit „unter dem Mannsvolk" in entlegenen Dörfern. Ebenso giebt es der Klageweiber nach orientalischem Muster in Fülle, welche in der Nacht vor dem Begräbniß erscheinen und gar jämmerlich um den Todten weinen und Asche auf ihr Haupt streuen und altirische Chöre von wehmüthig ergreifender Musik singen. Wenn der Tiroler raufen will, so steckt er, zum Zeichen dessen, sich eine nach vorn gebogene Hahnenfeder auf

den Hut. Der Mann von Galway, dem im Getümmel eines irischen Jahrmarkts ein gleiches Gelüst ankommt, zieht seinen kurzen Nationalfrack aus und schleift ihn mit der Hand über

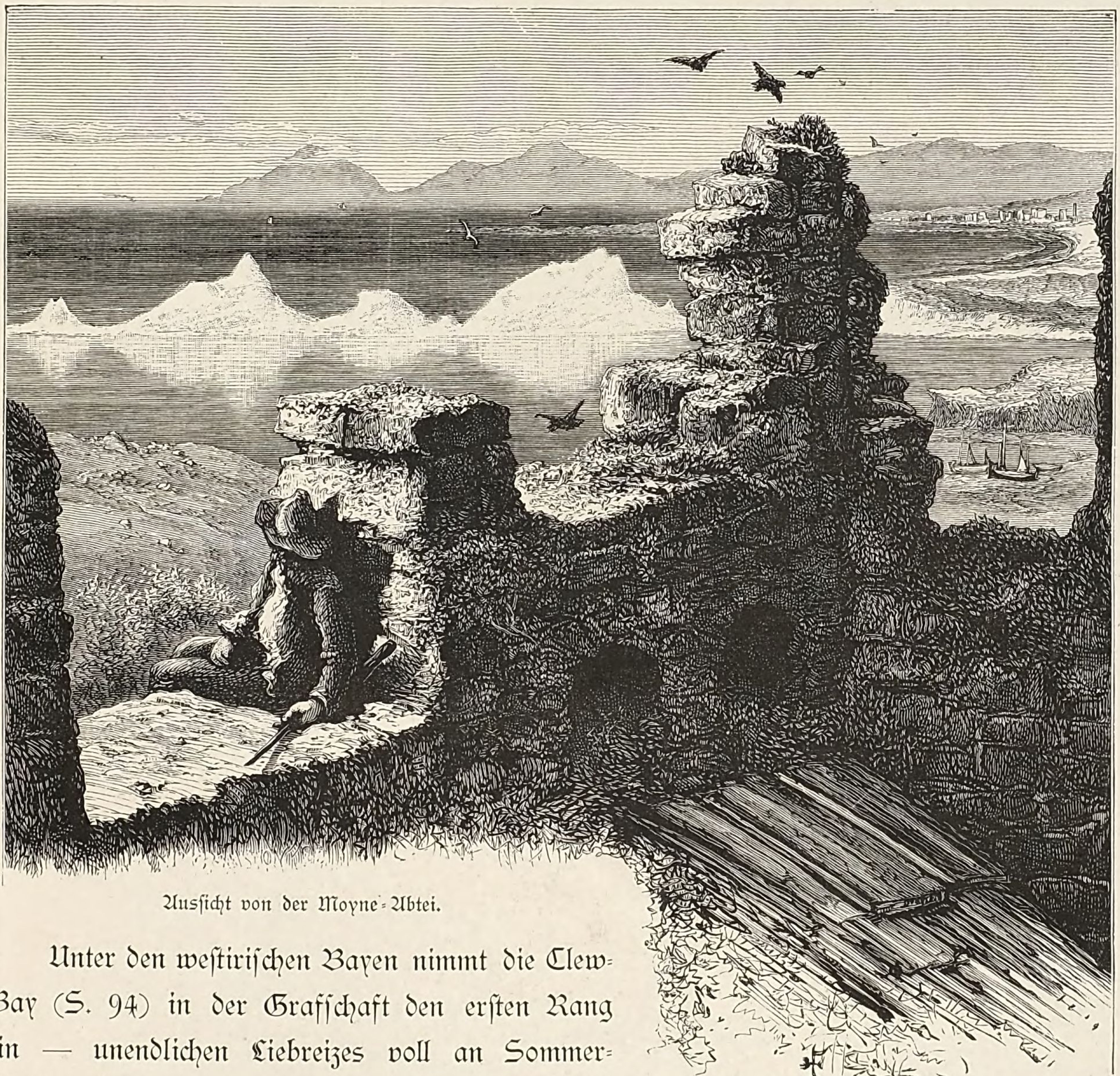


Kilala.

die Gasse. Das ist die Herausforderung zum Duell. Sein williger Gegenpart tritt auf das Kleidungsstück. Damit ist die Forderung angenommen und das melée ist fertig. Wie es einst von der pfälzischen Kirmeß hieß, so mußte sonst auf jedem großen Jahrmarkt in West-Irland „mindestens Einer hin werden".

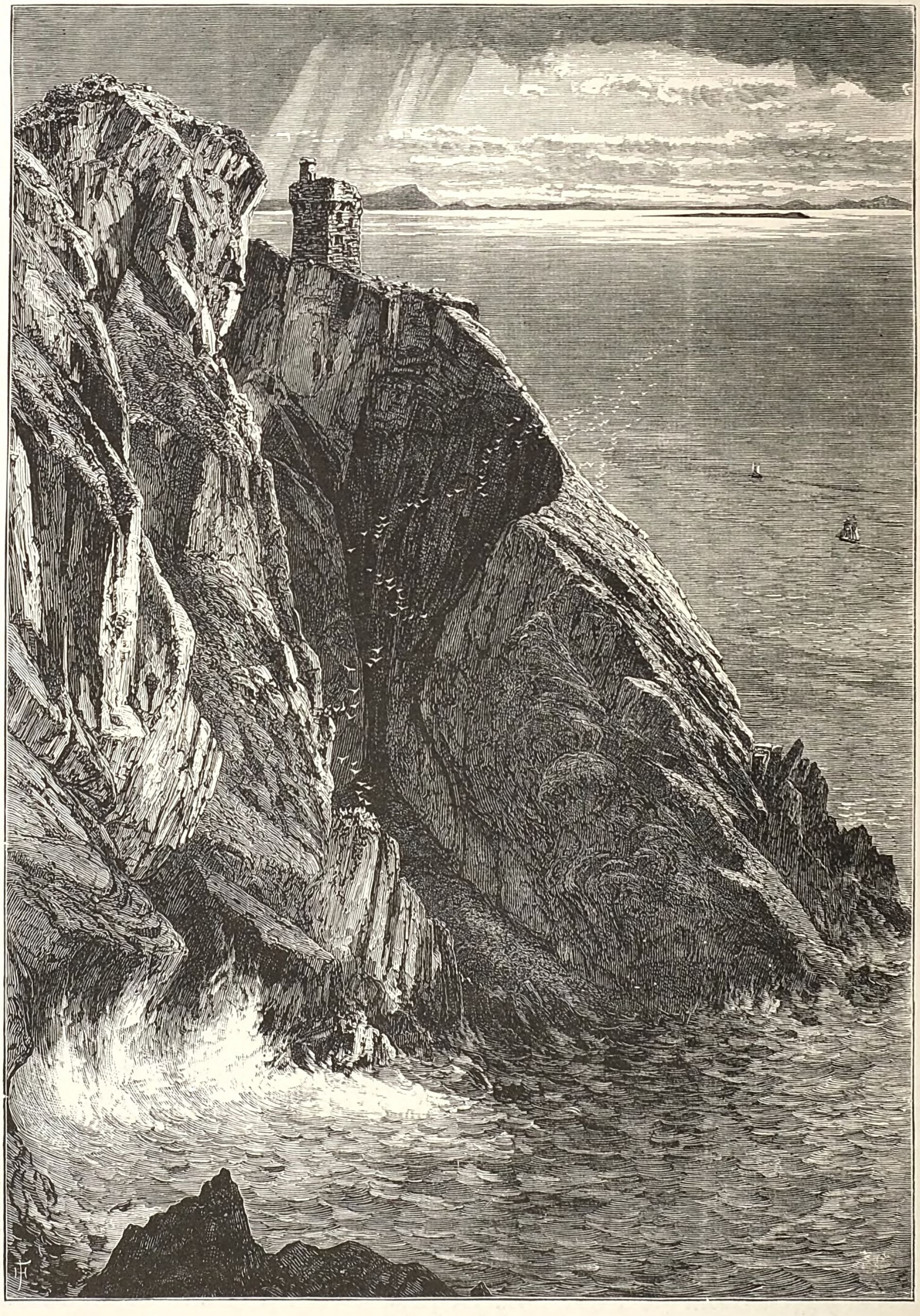
Auch das Land von Galway — Connemara — ist ein Bergland und reich „an blauen Augen der Seen". Die sogenannten „zwölf Nadeln von Binabola" sind steile hochragende Felsen-Piks, die oft durch Wolken dem Auge entzogen werden, welche ihre wandelnden Schatten in einem herrlichen

See wiederspiegeln. Diese Fels-Spitzen sind Landmarken weit und breit und können bei klarem Wetter auch von der See aus erblickt werden. — Die höchste, Bencorr geheißen, ist 2336 Fuß hoch. Es ist, wie ein Schriftsteller sagt, die „einsame Majestät der ungezähmten Natur" die uns überall entgegentritt.



Aussicht von der Moyne-Abtei.

Unter den westirischen Bayen nimmt die Clew-Bay (S. 94) in der Grafschaft den ersten Rang ein — unendlichen Liebreizes voll an Sommerabenden, wenn der ewige leuchtende Sonnenball im Westen in die atlantische See versinkt jenseit der „Clare-Insel", und dabei mit seinen Purpurstrahlen einen weitverstreuten Archipel lieblicher Eilande in Glorie badet und die unendlichen Berge in ihrer wilden Blumenpracht erglühen läßt. Wie eine versteinerte Riesenwacht am Meere steigt der Croagh Patrick, ein dem National-Schutzpatron geheiligter Berg, dritthalb Tausend Fuß hoch perpendikulär empor. Dort kommen an bestimmten kirchlichen Feiertagen Tausende aus Irland zusammen und klimmen hinauf von einer sogenannten Passions-Stätte zur anderen, um bei jedem Christus- oder Marienbilde und bei jeder Statue St. Patricks ihr Gebet angesichts des unendlichen Oceans zu verrichten.



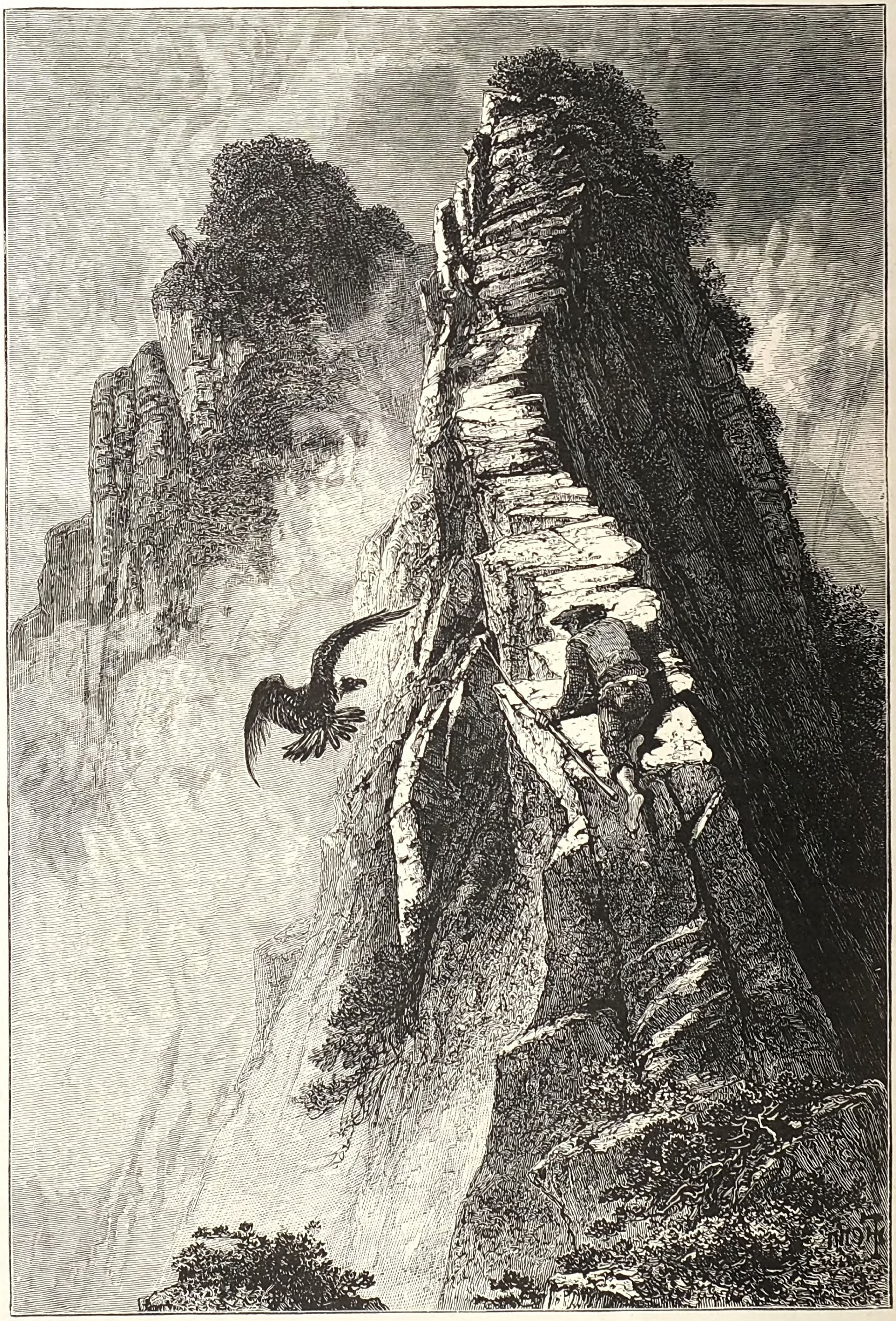
Carrigan Head.

Die oben erwähnte Clare-Insel trägt die Ruinen der alten Burg eines großen Häuptlings verklungener Tage, des O'Maille. Als er starb, übernahm seine Tochter die Führung des wilden Clans auf den Fehdezügen zu Lande und auf Piratenfahrten in offener See.

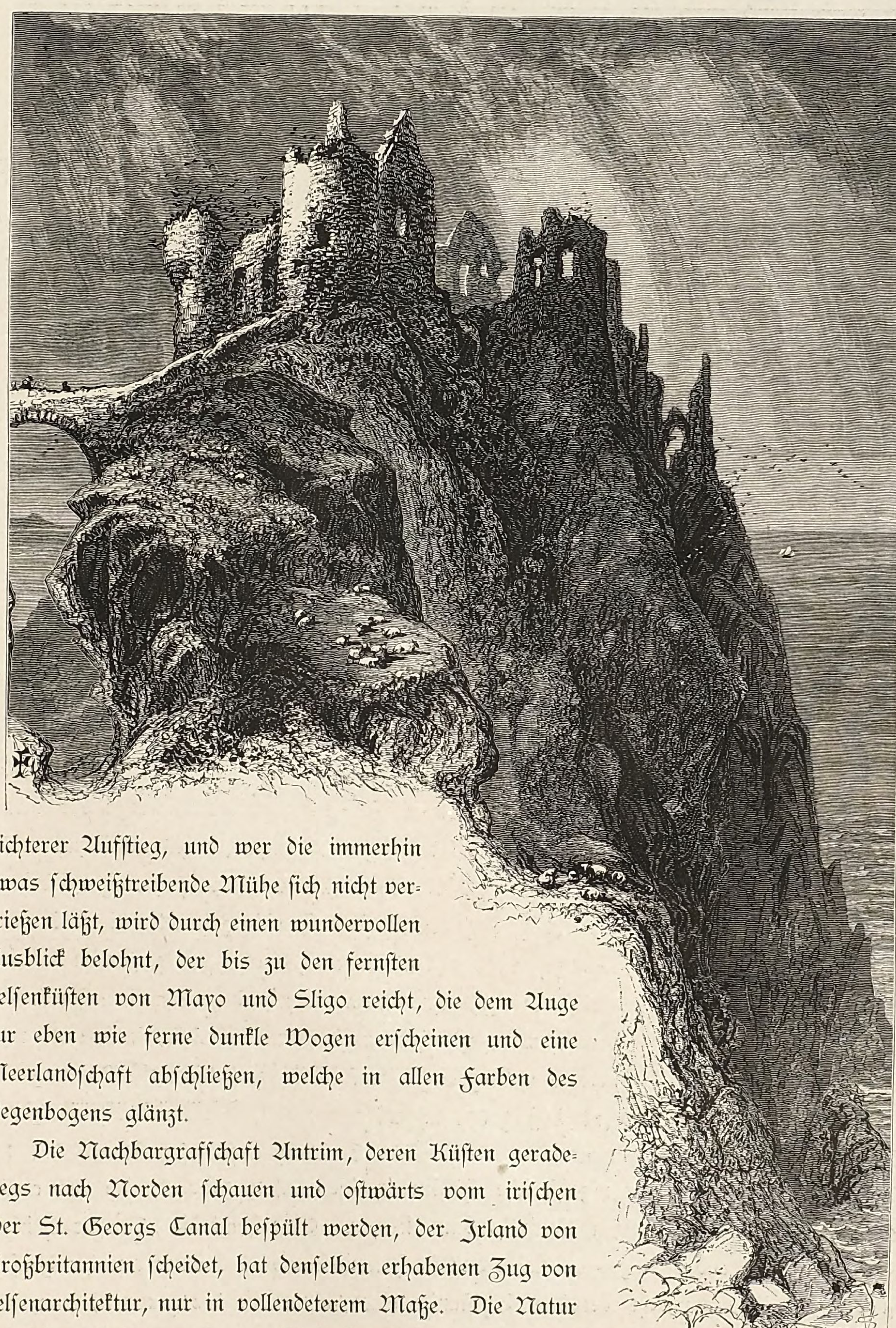
Eine andere Bay von Mayo, die von Kallala (irisch: Kil-Aladh) — war im Jahre 1798 die Scene einer französischen Invasion. Dort erschien General Humbert mit drei Fregatten und landete Truppen bei Killala, dessen englische Garnison die Flucht ergriff. Die französischen Bataillone marschirten bis Castlebar, wo Lord Cornwallis ihnen ein Gefecht anbot, sie bis Killala zurücktrieb und dort aufs Haupt schlug. Es war dies um dieselbe Zeit, wo die erste französische Republik, um den Aufstand der Irländer zu unterstützen, ein Geschwader nach den Küsten der Grafschaft Wicklow entsandte. Der Commandeur der zur Landung bestimmten Truppe hieß — Bonaparte! Aber die Landung gelang nicht; das Geschwader mußte unverrichteter Sache heimkehren.

Wo wäre in Irland ein besonders schönes Thal, ein blitzender Strom, eine von Felsenwänden eingerahmte Bay, ohne daß die Stätte von Mönchen ausgeforscht worden wäre, um dort ein Kloster zu errichten, mit einem besonders feinen Spürsinn für landschaftliche Herrlichkeit und reichliche Naturgaben zugleich. Ein Beispiel wiederum die Abtei von Moyne, an der Bay von Killala, unweit der Einmündung des Flusses Moyne. Da sind weite fruchtbare Aecker und grüne Wiesen, so tiefgrün, wie man sie nur in der Nähe des Meeres unter dem befruchtenden Einfluß der Salz bergenden Luft zu finden im Stande ist. Die Bucht hat stilles Wasser, wohlgeschützt vor Wind und Wetter, so daß die Klosterbrüder vom Orden des heiligen Franciskus ohne Mühe die reichen Ernten ihrer am Meeresstrande ausgebreiteten Ländereien einheimsen und landen konnten. Jetzt ist die Moyne-Abtei eine imposante Ruine, von deren Zinnen der Wanderer eine weite Aussicht in die vielgestaltige Ferne, über Wald und Thal und Berg und See genießt.

Wir betreten jetzt die Grafschaft Donegal, wild, erhaben, eine Felsenburg, von der Natur erbaut, gleichsam als Panzer für das Land gegen die Stürme und Wogen, die aus Nordwesten kommen. Ueberall treten dem Auge Ernst und Feierlichkeit entgegen und ergreifende Einsamkeit — am meisten auf der Strandlinie vom Carrigan-Head bis Slieve League. Ersteres ist das südlichste Vorgebirge der wilden Grafschaft und steigt aus dem ewig brandenden Seeschaum zuerst bis zu 745 Fuß Höhe, um dann nach Norden zu bis zu 2000 Fuß emporzuwachsen. Die Besteigung von der Seeseite erfordert alle Kunst des Turners und geübten Aelplers; der Zugang, wenn man einen so euphemistischen Ausdruck anwenden will, — vom Lande her ist so schmal zwischen zwei Abgründen, vor denen dem Auge schwindelt, daß zwei Personen einander kaum ausweichen können und es an manchen Stellen gerathener erscheint, auf allen Vieren zu kriechen, als aufrechtschreitend sich auf die eigene Balance zu verlassen. Der Name „Nur Eines Mannes Paß" entspricht demnach der Naturwahrheit im buchstäblichsten Sinne. Nach Slieve League zu ist ein



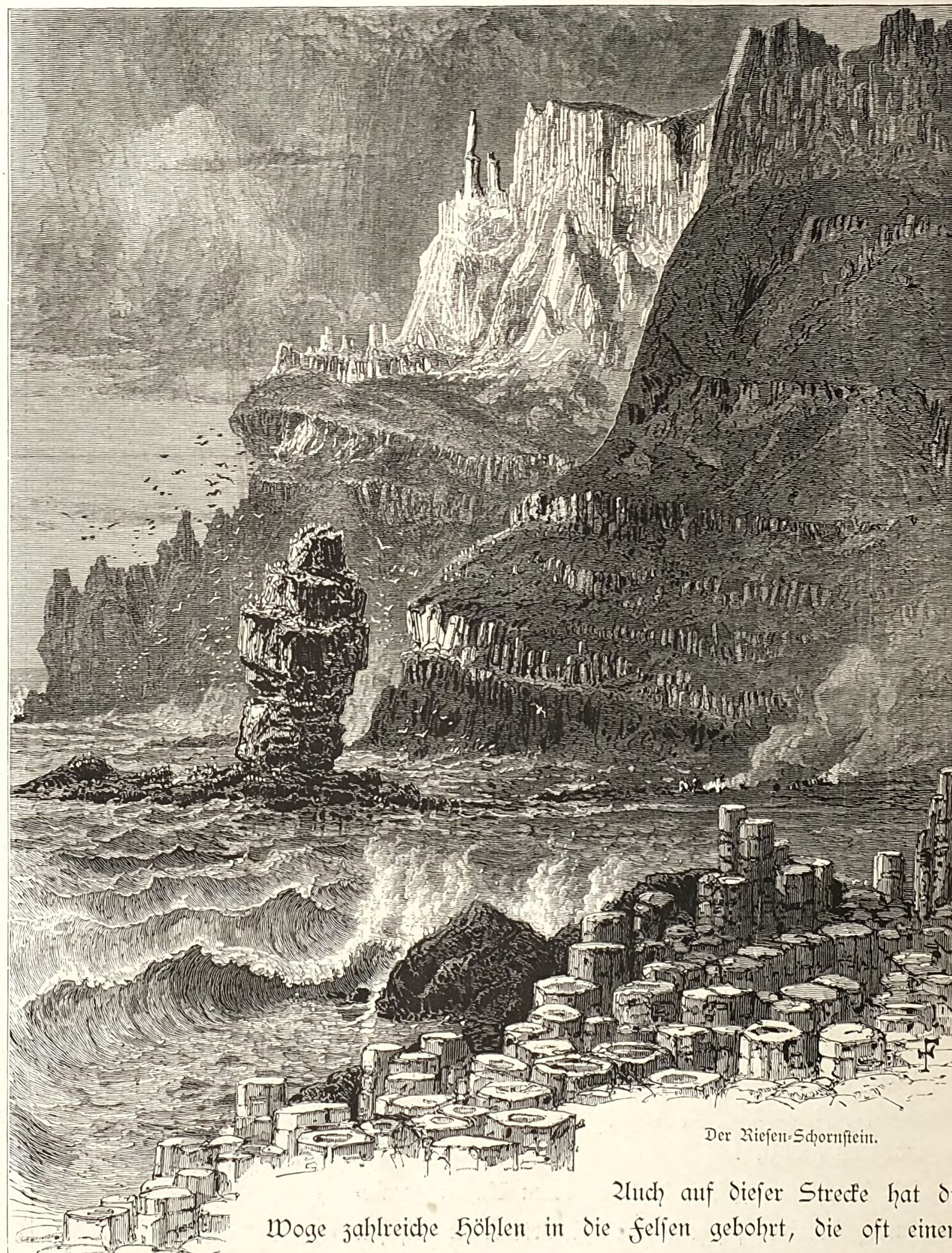
„Nur Eines Mannes Paß."



Dunluce Castle.

leichterer Aufstieg, und wer die immerhin etwas schweißtreibende Mühe sich nicht verdrießen läßt, wird durch einen wundervollen Ausblick belohnt, der bis zu den fernsten Felsenküsten von Mayo und Sligo reicht, die dem Auge nur eben wie ferne dunkle Wogen erscheinen und eine Meerlandschaft abschließen, welche in allen Farben des Regenbogens glänzt.

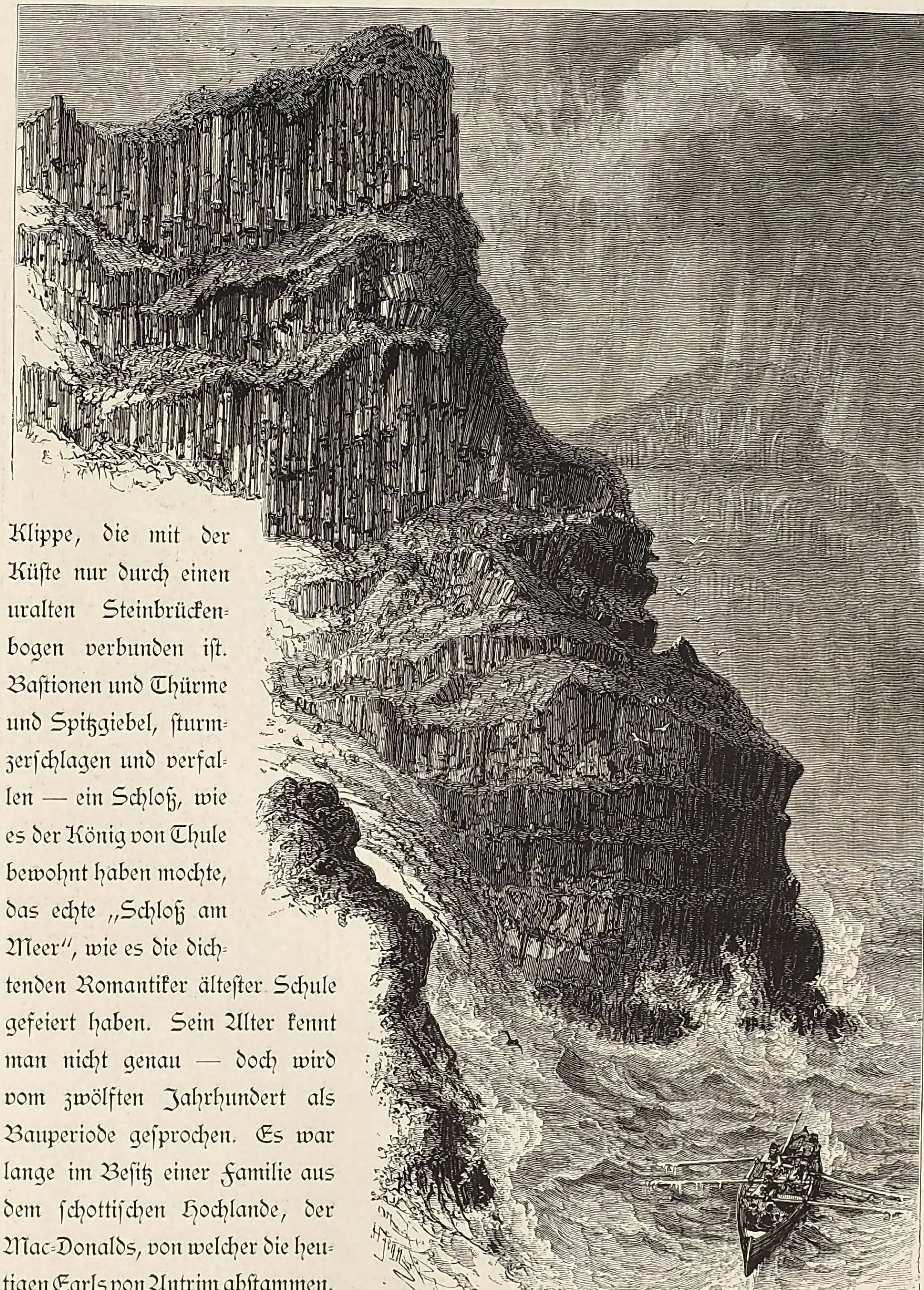
Die Nachbargrafschaft Antrim, deren Küsten geradewegs nach Norden schauen und ostwärts vom irischen oder St. Georgs Canal bespült werden, der Irland von Großbritannien scheidet, hat denselben erhabenen Zug von Felsenarchitektur, nur in vollendeterem Maße. Die Natur hat hier Wunderwerke in Säulenbasalt aufgebaut, auf der ganzen Meeresküste von Londonderry bis Fairhead.



Der Riesen-Schornstein.

Auch auf dieser Strecke hat die Woge zahlreiche Höhlen in die Felsen gebohrt, die oft einem riesigen Kaninchenbau gleichen. Eine heißt die „Priester-Höhle", angeblich weil während der „großen Rebellion" in Irland Anno 1798 einer aus der großen Zahl der Geistlichen, welche bei dem Aufstande eine Führerrolle übernommen, von den englischen Truppen verfolgt, an dieser Stelle in die See sprang, anstatt sich ergeben zu wollen.

Dort liegt Dunluce Castle, ein mächtiges gespensterhaftes Ruinen-Schloß auf hoher

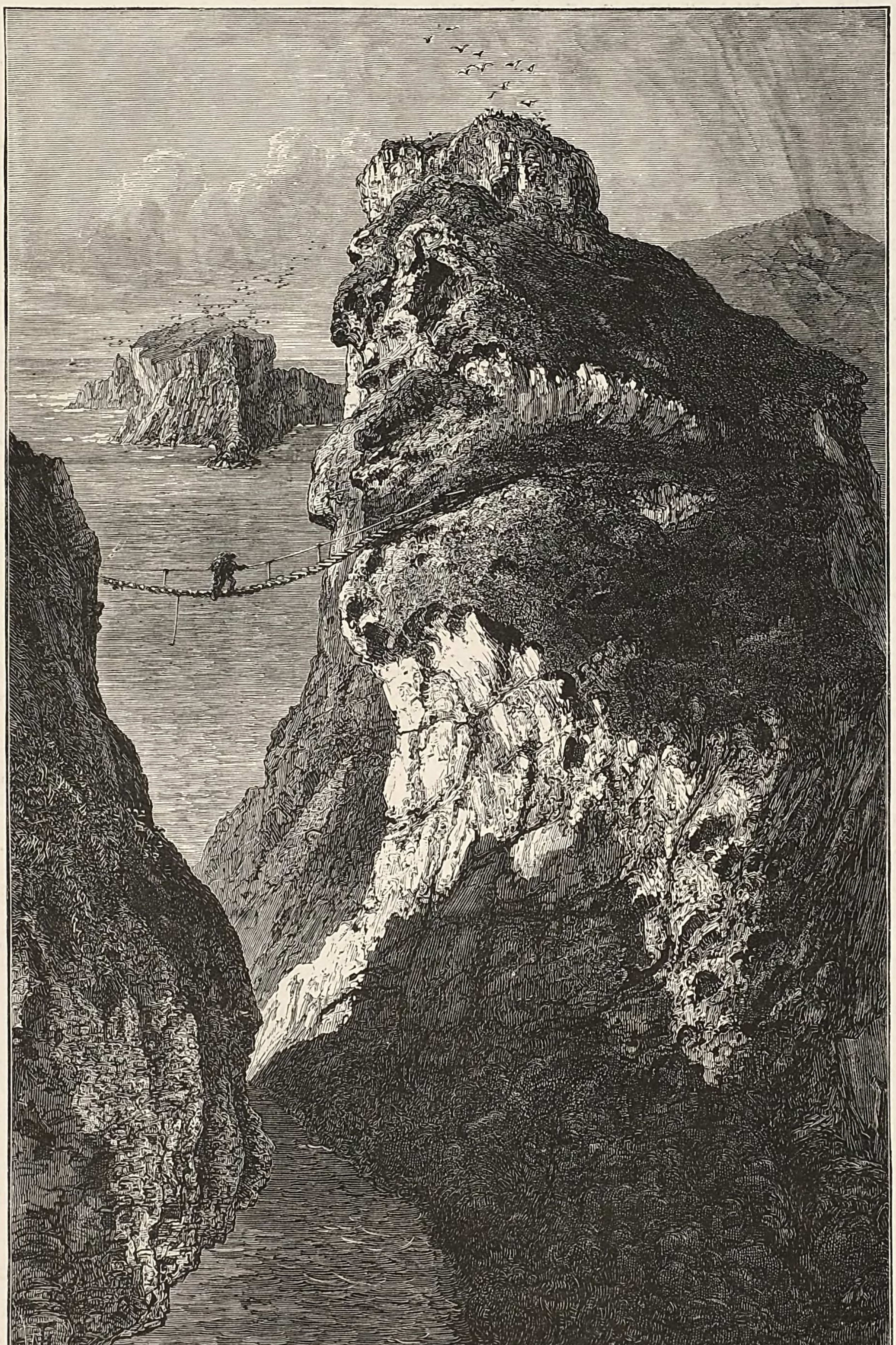

Die Riesen-Orgel.

Klippe, die mit der Küste nur durch einen uralten Steinbrücken-bogen verbunden ist. Bastionen und Thürme und Spitzgiebel, sturm-zerschlagen und verfal-len — ein Schloß, wie es der König von Thule bewohnt haben mochte, das echte „Schloß am Meer", wie es die dich-tenden Romantiker ältester Schule gefeiert haben. Sein Alter kennt man nicht genau — doch wird vom zwölften Jahrhundert als Bauperiode gesprochen. Es war lange im Besitz einer Familie aus dem schottischen Hochlande, der Mac-Donalds, von welcher die heu-tigen Earls von Antrim abstammen.

Auf dem Wege weiter nach Osten zum sogenannten



Der Felsensteg der Riesen.



Carrick-a Rede.

„Felsensteg der Riesen" (Giant's Causeway) findet sich eine gewaltige Felsenhöhle, Portcoon, ebenfalls das Werk tausendjähriger Sturmfluten. Sie ist 45 Fuß hoch und 150 Fuß tief und wird nur noch durch die Meerhöhle von Dunkerry übertroffen, welche 50 Fuß in der Höhe und 700 Fuß in der Länge mißt.

Und jetzt ist der „Felsensteg der Riesen" erreicht, wie die geographische Bezeichnung lautet. Derselbe ist ganz aus Basalt gebaut und hat ein weites Vorland aus demselben Gestein mit drei einzeln aufstrebenden Basaltgruppen, „der Riesenschornstein" geheißen — überall Basalt in terrassenförmigem Aufbau soweit das Auge der Seeküste folgen kann. Der Riesensteig selber erhebt sich von einem, wie mit Riesensteinen gepflasterten Vorgebirge mehrere hundert Fuß hoch in die Höhe, auf drei- und sechseckigen Basaltprismen ruhend. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Steinformation dereinst die Fortsetzung der schottischen Hochlande gewesen, bis gewaltige Erdumwälzungen die Felsensperre durchbrachen und das Weltmeer seinen Weg hindurch nehmen konnte. Die Legende freilich hat für poetisch-gläubige Gemüther eine andere Erklärung. Danach fühlte sich der große irische Krieger Finn Mac Coul gar zu einsam und baute einen Felsenweg nach Schottland hinüber, damit die Riesen beider Länder sich Besuche machen könnten. Als aber beide Geschlechter ausstarben, kam die Brücke in Verfall und es blieb auf schottischer Seite nur die Wunderhöhle von Staffa und auf irischer der Riesensteg von Antrim über Wasser, dessen Basaltsäulenmenge auf hunderttausend an der Zahl geschätzt wird. Wir haben noch immer mit Riesen zu thun. Die „Riesen-Orgel" heißt eine wundersame Struktur aus dicht nebeneinander gereihten Basaltsäulen von hundertundzwanzig Fuß Höhe, ebenso vielen riesigen Orgelpfeifen vergleichbar. Des „Riesen Webstuhl", „des Riesen Amphitheater, „des Riesen Kanzel" und des „Riesen Kegelbahn" deuten darauf hin, daß jene gewaltigen Fabelwesen sich häuslich und vergnüglich einzurichten verstanden. Der vorerwähnte „Riesen-Schornstein" wurde von der spanischen Armada, welche jene Wasser passirte, thatsächlich für den Schornstein eines großen Schlosses gehalten und — beschossen!

Riesen spielen eine große Rolle in irischen Liedern. Aus dem sechszehnten Jahrhundert ist in einer Chronik folgende Strophe aufbewahrt:

Vor langer, langer, grauer Zeit,
Zwei Tausend Jahr' ist's her
War Erin einem Volk geweiht,
Größer als Roma's Speer!
Wie Eichen und Thürme im Riesengang
Und schnell, wie des Urwalds Gethier,
Unsre Schäferfürsten beim Wogengesang
In des Westens Waldrevier!

Eine Bootfahrt längs dieses Küstenstriches läßt mächtige Bilder für die Erinnerung zurück. Pleaskin heißt ein anderes Basalt-Vorgebirge; es steigt steil aus dem Meer bis zu vierhundert

Fuß. Dann folgt weiter nach Osten das Ruinenschloß von Dunseverick auf einem Basaltsäulenfelsen, der sich vom Festlande isolirt. Hier wohnten finstere, die Einsamkeit liebende Geschlechter aus Tagen, die nicht mehr sind, wo Nornen weissagten auf mondbeleuchteten Klippen in öder Nacht, und Seekönige, mit den Barden am Kiel, auszogen zu verschollenen Fahrten in die weite wogende Meerfluth. Zedlitz singt von jener Zeit:

Sie waren eines anderen Geschlechts
Und ihre Amme war die Milde nicht,
Ihr sucht vergebens heute noch die Spur
Von dem Geschlecht; längst schon hat die Natur
Zerbrochen jene Form!
Nur aus der Skalden goldnem Spiegel strahlt
Der Zeiten Bild auf dunklem Grund gemalt!

„Carrick-a-Rede" — „Carrick-a-Rennaath" d. h. „der Felsen im Wege", ist ein anderes mächtiges Schaustück benannt, eine Klippenhöhe, die vom Lande her nur auf einer zitternden, aus Seilen geformten Brücke erreicht werden kann, welche von den Lachsfischern zur Fischzeit von einem Felsen zum anderen geschlungen wird. Unaufhörlich hat das Meer sich eine enge Bahn landwärts gebohrt; so an einer Stelle, die „der Gray-Man's Steg" geheißen wird, wo zwischen zwei Felsenhöhen eine quer dazwischen gestürzte, zerbrochene Basaltsäule für Wagehälse eine natürliche Brücke geschaffen hat.

Den Schluß des gewaltigen Schauspiels bildet das Cap Benmore „Schönhaupt" — sechshundert Fuß hoch. Es steigt geradeauf aus dem Meere mit Säulencolossen aus prismatischem Basalt, einzelne darunter zweihundert Fuß in der Länge und über dreißig Fuß breit an den Seiten, eine schwindelnde Hochwarte am Meere, wie ihrer in so vollendeter Formenschönheit kaum je wieder gesehen wird!

Und nun haben wir die Reise um Irland herum vollendet. Die Bay von Dublin, ein weitgeschwungenes Bild unvergleichlicher Schönheit ist wieder erreicht. Man hat sie mit jener von Neapel und Navarino verglichen. Im Norden zieht sich eine niedere Halbinsel in's Meer; darnach erheben sich die hohen Hügel von Howth, die sich in sanftschwellenden Gefilden zur See absenken, und, oft von Quarzblöcken unterbrochen, mit goldenem und purpurnem Haidekraut bekleidet sind, in welchem sich breite Oasen fruchtbaren Landes öffnen. Villen schimmern von Zeit zu Zeit aus grüner Umhüllung. Die Stadt Howth (S. 118) wird, wie das in Irland nicht anders sein kann, von einer Abtei-Ruine geziert, welche wohl sechs Jahrhunderte alt, schroff, fast überhängend, in die See hinaustritt. Auch ein altes Schloß schaut von einem Hügel in die Stadt, mit Hallen und Terrassen und stattlichen Thürmen. Als Grace O'Malley, die schon an anderer Stelle erwähnte Fürstin eines westlichen Clans, von einem Besuche am Hofe der Königin Elisabeth nach Irland zurückkehrte, wurde ihr in diesem Schlosse gastliche Aufnahme verweigert. Sie rächte sich damit, daß sie sich des jungen Erben des Hauses bemächtigte und ihn erst dann wieder frei ließ, als sein Vater das Ver-



sprechen gegeben, daß die Pforten des Schlosses niemals geschlossen sein sollten, wenn drinnen getafelt würde.

Südwärts werden von den Wassern der Bay von Dublin die Gestade der Stadt Kingstown bespült, wo die aus England kommenden Passagierdampfer landen. Im Bogen dazwischen liegen Merrion, Booterstown, Blackrow, Dalkey, Killiney und Ballybrack, alle von hübsch gruppirten Villen umgeben.

Es verlohnt sich übrigens wohl eine Woche in der irischen Hauptstadt Dublin zu verweilen. Es ist eine entthronte Königin, wie Venedig, aber es pulsirt dort noch lebhaft nationales Gefühl im Herzen eines Volkes, welches heute, nach sechshundert Jahren seit der Eroberung, in Charakter und Gemüth und Lebensanschauungen so weit von der englischen abweicht,

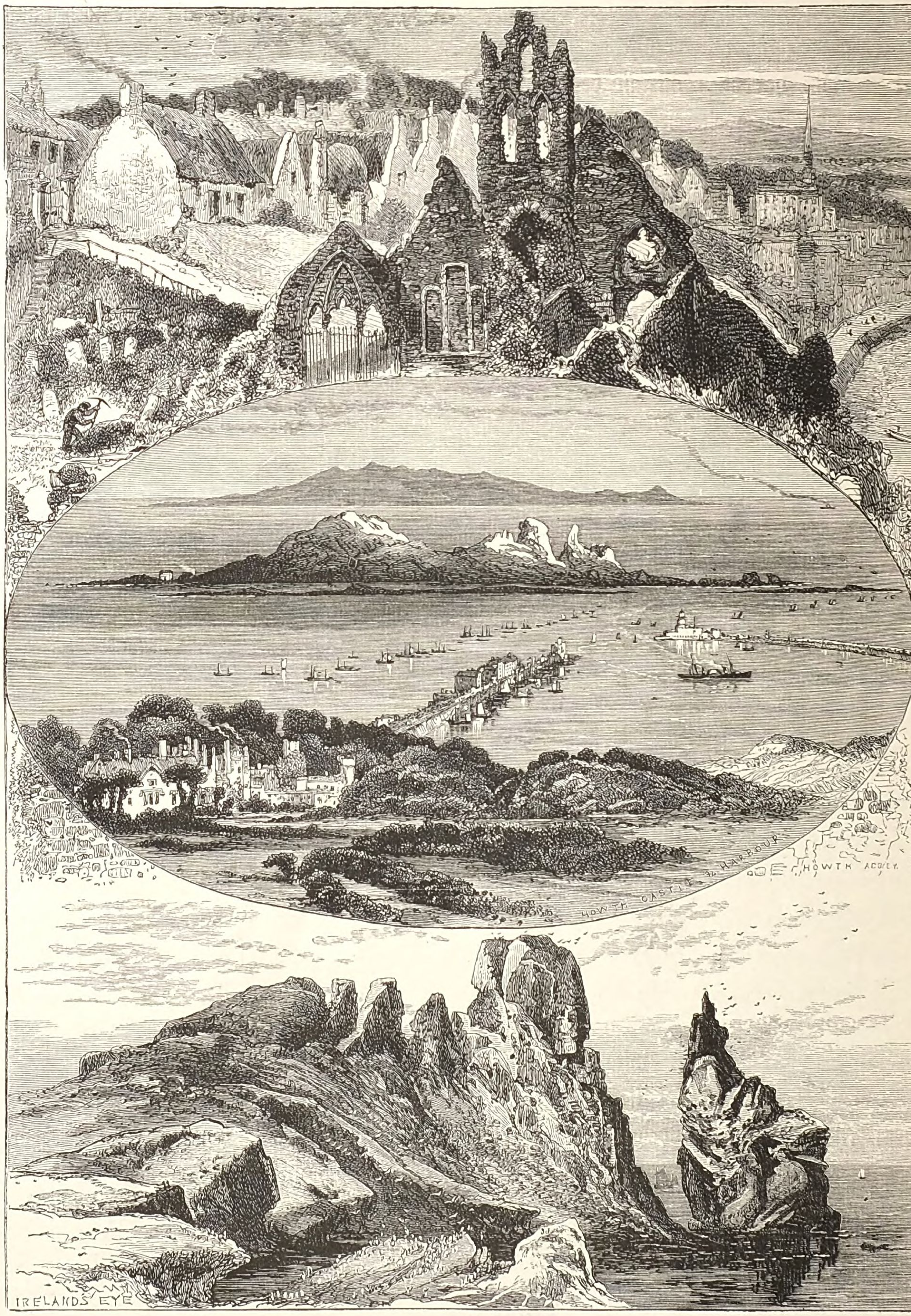
Der Gray-Man's Steg.

als der halb-italienische Südtiroler vom urdeutschen Holsteiner. Man denkt dort noch immer irisch, obwohl man in englischer Zunge redet. Blut ist mächtiger als alle Politik.

Dublin hat im Centrum des Verkehrs große breite Straßen und luftige Quais, wie Paris; aber im weiteren Umkreise deuten verlassene Häuser, die aus hohlen Augen sehen, verschlossene Herbergen mit dem Auktions-Plakat an der Hausthür darauf hin, daß Dublin für die Bedürfnisse des täglichen Verkehrs zu groß geworden ist. Wenn jedoch mit dem Elend des irischen Westens in Vergleich gestellt, „wo die Armuth ihre Thräne trinkt", kann man wohl sagen, daß Wohlstand blüht an der Bay von Dublin, bei dessen Anblick man den Süden und Westen des armen Irlands vergißt, dem wir jetzt Lebewohl sagen.

Von Altersher war Irland, in welchem der Entwickelung selbständiger Industrien durch englische, von der Eifersucht diktirte Gesetze seit der Regierung William des Oraniers die Adern unterbunden wurden und wo demzufolge der feudale Agriculturstaat sich bis auf die heutige Zeit erhalten hat, das Ideal und Land der „Sportsmen". Nur in Ungarn, wo unter der Türkenherrschaft blühende Dörfer zu Hunderten verschwanden, deren Anger sich wieder in öde Pußta verwandelte, kann der Jäger ebenso ungehindert durch Culturstätten, ebenso ungestört seinem Sport über Stock und Stein nachhängen, als im Westen von Irland. Auch hier sind tausende und aber tausende von bäuerlichen Höfen der Erde gleich gemacht und der Grund und Boden ist Viehweide oder Jagdgebiet geworden. Mit Stolz jedoch verweist heute der Irländer darauf, daß die Kaiserin von Oesterreich, eine der ersten Sports-Damen Europas sich in der irischen Grafschaft Kilkenny einen Jagdgrund erworben. Das leicht erregte Gemüth des Irländers ist eben dankbar für die kleinste Aufmerksamkeit und Freundlichkeit, denn seit zwei Jahrhunderten hat kein englischer Herrscher die „Schwester-Insel" eines Besuchs gewürdigt. Der irische Mann aus dem Volke ist nicht roher als der Engländer, ist daneben kindlich-naiv und bei hochgradiger Leidenschaftlichkeit leicht zu versöhnen. Ich befand mich in bewegter Zeit im Kreise irischer Klein-Pächter, die voll Erbitterung „Dolche" gegen ihren Grundherrn „redeten". Ich traf dieselben Leute wenige Tage darauf und sie waren fast schwärmerischen Lobes voll. „Unser Landlord" sagten sie, „hat uns und unseren Familien eine tea-party gegeben; welch' gütiger Herr!" (d. h. er hat uns und unsere Familien mit Thee und Butterbrod bewirthet und uns die Hand geschüttelt). Mit solchen Leuten ließe sich leicht Friede schließen, aber freilich nicht von Paris, Genf, Florenz, Rom, Madeira oder Cairo aus, wo heute die Großgrundbesitzer seit Generationen ihre irischen Pachtzinse in raffinirtem Luxus verzehren, die der Landagent für sie — unerbittlich — eintreibt.

Obwohl ihm kaum an hohen Festtagen die Möglichkeit erwächst, eine Fleischmahlzeit zu haben, gedeiht der ärmste Landmann mit Familie bei seinem unabänderlichen Mahl von Kartoffeln und Hafermehl zu dauerhafter Gesundheit; und was den weiblichen Theil der Bevölkerung betrifft, so sind Rosen auf den Wangen und Feuer in den Augen keine Selten-



Howth.

heit, auch in jenen Distrikten, wo „Schmalhans" der einzige Küchenmeister ist. Im Norden Irlands waltet das rothblonde Haar und das graublaue Auge vor, was auf schottische und dänische Einwanderung deutet — denn aus Skandinavien landete ehedem an diesen Küsten viel urgermanisches Seevolk und gründete Stämme und Völker. Im Westen, wo spanische Einwanderung Spuren zurückgelassen und Angelsachse und Celte sich mengten, erscheint der liebliche Typus des schwarzen Haars über stahlblauen Augen häufig vertreten, wie er sich auch in rein magyarischen Distrikten Ungarns vorfindet. Die Irländerin ist meist feurige Patriotin und mit geistvollem Mutterwitz begabt; sie unterscheidet sich darin von den spröden, kühlen und methodischen Blondinen Alt-Englands, bei denen der Verstand gewöhnlich die Herrschaft über die wärmeren Launen des Gemüths bewahrt, und die Vaterlandsliebe zu einem so selbstverständlichen sieghaften Credo erhoben ist, daß man es für überflüssig hält, sich des Landeswohls wegen beunruhigende Gedanken zu machen. England war der Eroberer, der festzuhalten versteht, was er erobert, und das arme warmblütige Erin, das nur zu oft poetischen Phantasien nachhängt, deren volle Verwirklichung unmöglich erscheint, befindet sich jener anderen Volks-Energie gegenüber nur zu oft im Nachtheil.

Eine tröstliche Gabe ist dem irischen Volke in allen Kümmernissen geblieben — ein heiteres Gemüth! An einem glücklichen Tage vergißt auch der Aermste die Trübsal der Vergangenheit und schont auch sich selber in seinen Scherzen nicht. Nicht alle Lieder Irlands reden durch Thränen — auch die Freude jubilirt oft darin mit lauter Stimme. Die Heimath vor Allem und deren Wahrzeichen, das Kleeblatt, den irischen Shamrock, feiert so manche heitere Allegorie, wie in folgenden Strophen:

Durch Erin's Land
Gingen Hand in Hand
Einst Liebe und Muth spazieren.
Da kam der Witz,
Im Köcher den Blitz,
That sie als Elfe führen.
Siehe, da schaut
Ein dreifach Kraut
Durch Thaukrystall verstohlen
In sanftem Blühn
Smaragdengrün
Empor vor ihren Sohlen.

Oh der Shamrock,
Der grüne unsterbliche Shamrock!
Den der Sänger und Held
Im Herzen hält.
Alt Erins geliebter Shamrock!

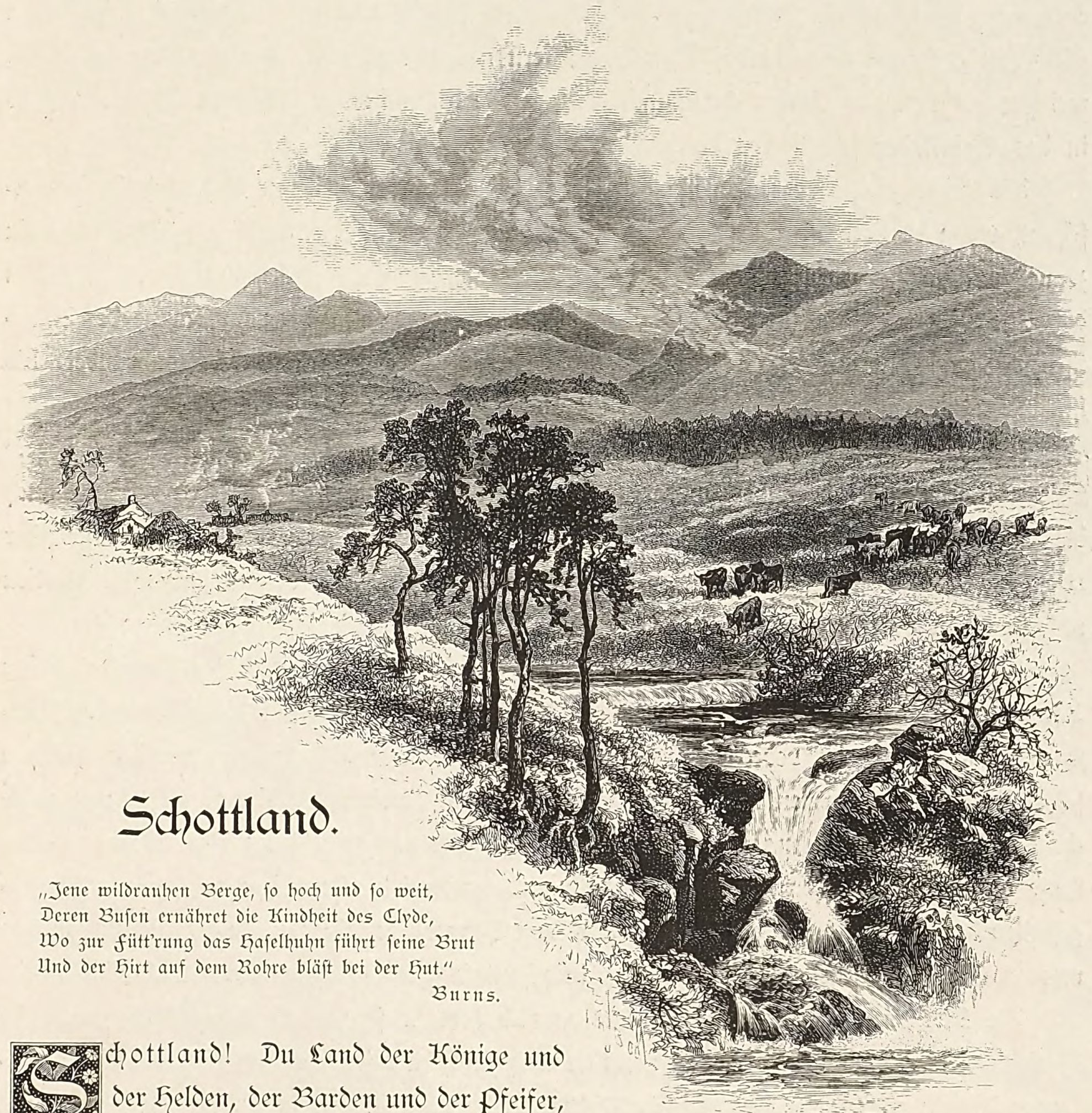
Drauf sagt der Muth:
Das ist mein Gut,
Das Kleinod dieser Frühe!
Die Liebe spricht:
Ich irre nicht,
Daß es für mich nur blühe!
Der Witz ruft: Halt!
Die Dreigestalt
Des Blatts dürft Ihr nicht trennen!
Wir Dreie soll'n
Nach Gottes Woll'n
Uns himmlische Freunde nennen!

Oh der Shamrock,
Der grüne unsterbliche Shamrock!
Den der Sänger und Held,
Im Herzen hält
Alt Erins geliebter Shamrock!

Mögen Irland wieder Tage des Glanzes und des Segens beschieden sein, wie in altbesungener Vergangenheit und möge dem Volke nach den Trostesworten seines geliebten Thomas Moore „aus glücklichen Thränen ein Regenbogen des Friedens erstehen". Schon manches trauernde Volk war in der Geschichte eine schlummernde Größe!

Dublin im Januar 1881.

Francis Broemel.



Die Grampians, vom Boat of Garten.

Schottland.

„Jene wildrauhen Berge, so hoch und so weit,
Deren Busen ernähret die Kindheit des Clyde,
Wo zur Fütt'rung das Haselhuhn führt seine Brut
Und der Hirt auf dem Rohre bläst bei der Hut."

Burns.

Schottland! Du Land der Könige und der Helden, der Barden und der Pfeifer, des Kampf- und Jagdgetümmels, der Lehnsherrlichkeit und der Vasallentreue, Land der Schönheit und Majestät, der Anmuth und der Wildheit, Land der geschichtlichen und romantischen Weihe, Schottland, du Land der Dichtersehnsucht! Wo ragen deine Berge und schimmern deine Seen, wo brausen deine Wässer und dunkeln deine Schluchten, wo wallen die Nebelschemen deiner Moore und Haiden? Wo liegt die geheimnißvolle Zauberwelt, die über Reiche und Meere und über den Strom der Jahrhunderte hinüber den Sinn des Menschen gefangen hält? —

Der Schotte selbst pflegt unter seinen Hochlanden — highlands, — welche er in eine westliche und in eine nördliche Hälfte scheidet, im engern Sinne nur den mitternächtlichen Theil seiner Heimat, die kahlen, grauen Nebelberge Nord-Caledoniens mit deren düstern

Felsmassen und öden Moorflächen zu begreifen. Richtiger jedoch, natur- und namen-entsprechender ist es, die südlichere Grampiankette, Schottlands mächtigsten und erhabensten Gebirgszug, sammt deren nordöstlichen Ausläufern und sammt dem schmalen Vorhügelgürtel, welcher zwischen den Flüssen Forth und Tay, von Mittag her zu ihr emporführt, ebenfalls in das Gebiet der schottischen Hochlande zu verweisen.

Die Grampians, deren duftblauen Wall der Fremde an heiteren Tagen wol schon erschaut, wenn er von der alten Veste der schottischen Hauptstadt entzückt den Blick über ein Panorama von unvergleichlichem Reiz und überwältigender Liniengröße schweifen läßt, bilden das Rückgrat des Landes, das sie in mehrfacher Reihe durchstreichen, vom Saume des Atlantischen Ozeans, der in Moray, in Inverneß und in Inverary ihren Fuß umbrandet, bis hinein in die Grafschaft Mar oder Aberdeen, deren Küsten die Nordsee bespült.

Wie in ganz Schottland, ja selbst in England und Irland die nach Westen gekehrte Seite sich schroffer und rauher, wilder und nackter darstellt, als das Ostende, so bauen auch die Grampians ihre trutzigsten und wildesten Gruppen an den Fjorden und Buchten der West- und Nordwestgestade auf, zerrissen, zerstückt, zerklüftet gleich den verwittertsten Partien unserer Kalkalpen.

Hier ist es, wo die beiden höchsten Berge Großbritanniens, der Ben Nevis und der Mac-Dhui, bis mehr als 1330 Meter über den Meeresspiegel sich erhebend, ihre bis in den Sommer hinein mit Schnee bedeckten Firste in die Wolken recken, hier auch, wo das Gebirge seine pittoreskesten Formen und die ganze dämmerhafte Romantik entfaltet, die es vor manchem andern Berglande magisch umwebt. Hier zeigt es uns seine herrlichsten Bilder: Meer, Land und See berauschen das Auge zugleich und rundum tauchen die wundersamen Traumgestalten der Ossianischen Gesänge auf, aus dem Donnern der Wogen, dem Heulen des Sturmes und dem Kreischen der Möven uns in phantastische Märchenregionen entrückend.

Die Südfronte der Grampians fällt da und dort in sanften Senkungen ab zu weiten Thalflächen und milden Fluren, die, meist ziemlich fruchtbar, jenen verständnißvollen und sorgsamen Anbau zeigen, welcher der schottischen Landwirthschaft zu so hohem Rufe verholfen hat. Eine Scenerie von wahrhaft idyllischem Liebreize, trotz der finsteren, in dunkles Haidebraun gekleideten Berge und der schwarzgrauen Felswände im Hintergrunde, frisch und grün, von Waldes- und Wiesenduft durchhaucht, ein caledonisches Thüringen. Das hat — wir lesen es in den eigenen Aufzeichnungen der Königin Victoria, — unser deutscher Prinz Albert fast auf jeder der vielen Hochlandsfahrten geäußert, auf denen er den Südrand der Grampians überschritt.

„Ganz wie meine thüringische Heimat!" ruft er mehr denn einmal aus; und dieser thüringische Zug der Landschaft mag ihn nicht zum kleinsten Theile dahin bestimmt haben, sich dort an den forst- und wildreichen Ufern des Dee, des ungestümen Sohnes der Cairngorm-Höhen, sein nordisches Reinhardsbrunn, das stille Balmoral, seine eigenste Schöpfung, zu gründen.

Die Fülle des Wassers in den verschiedensten Gestalten zählt nicht allein zu den Hauptmerkmalen, sondern auch zu den anziehendsten Schönheiten der Grampiankette. Hunderte von Wasseradern, breiteren und schmäleren, schwächeren und volleren, rieseln und rinnen und schießen an den Gebirgsflanken, aus dem Schoße der Thäler, durch die Enge der Klüfte nach rechts und links hernieder. Überall rauscht es und murmelt, stürzt es und purzelt, schäumt es und plätschert von klaren, kühlen Fluten, überall blinken die silbernen Schalen tannenumfangener Lochs; überall tosen jähe Bäche über Tausende von Felsblöcken dahin, Gesteine und Bäume mit fortreißend in ihrem nimmer ruhenden Wirbeltanze. Durch solche wellenbelebte Felsenöffnungen winden sich die Pfade in die Bergwelt empor, auf welchen niemals ein fremder Feind in das Land einzudringen wagte; es sind jene vielgenannten Hochlandspässe, die Pässe von Lennie, Aberfoil, Glenshee und Killiecrankie, welche erst vor hundertundfünfzig Jahren von General Wade, dem verdienstvollen Erbauer der nordschottischen Straßen, mit Schaufel und Spitzhaue dem friedlichen Verkehr der Menschen und Völker eröffnet worden sind; jene schauerlich malerischen Schluchten, die jetzt allsommerlich internationale Touristenkarawanen erfüllen, durch welche aber noch im letzten Jakobitenaufstande, 1746, eine der englischen Truppenabtheilungen zu marschiren sich weigerte, weil sie den Eingängen der Hölle zu nahen glaubte. Soviel, um den allgemeinen Charakter der Landschaften zu zeichnen, denen wir zutrachten. Nicht einmal bis zur Gipfelhöhe der Sudeten aufstrebend, haben sie begreiflicherweise nicht die phänomenale Natur, den Erscheinungswechsel und die Farbenskala der Alpenzone aufzuweisen, dafür aber wirken sie durch Reize eigener Art. Ihre nördlichere Lage hebt sie über die Zahmheit und Zugänglichkeit unserer Mittelgebirge empor, und der Ozean, in dem ihre stolzesten Häupter sich spiegeln, umgiebt sie mit einem Abglanz seiner ewigen Größe und Glorie. Anklänge jener ergreifenden skandinavischen Bergöde und Bergeinsamkeit, jener urgewaltigen norwegischen Fjeld-Wildniß werden in uns wach, wenn wir Hochschottland durchstreifen, das bereits an das in geisterhaften Nebeldunst gehüllte Niflheim der nordischen Mythe erinnert, wo ja auch die seltsame Sommerhelle der Nächte die Nachbarschaft des räthselvollen Polarkreises verkündet. Alle diese mächtigen Eindrücke werden noch verstärkt durch die uns auf Schritt und Tritt begegnenden Spuren einer ereignißreichen Vergangenheit, die unsere Einbildungskraft um so tiefer erfassen, je düsterer die Menschen und ihre Thaten sind, von denen sie erzählen, und je unentwirrbarer Sage und Geschichte, Fiktion und Wirklichkeit ihre Fäden in einander schlingen. Endlich ist es auch ein merkwürdiges Volksthum, sein Auftreten, seine Sitten und seine Sprache, welches wir mit Interesse verfolgen während wir durch die weltentlegenen Berge und Thäler wandern, in denen sich seine Reste erhalten haben, — ein Volksthum, welches, obwol im Beginn des Erlöschens, durch eine Menge von Kundgebungen, von Lebensgewohnheiten, von Namen und Bezeichnungen dem Lande sein Andenken in unverwischbaren Zügen eingegraben hat.

So ist die Physiognomie des Hochlandes, das uns erwartet.



Die Stonebyres-Fälle des Clyde bei Lannark.

Begeben wir uns nun in den Bann seiner Wunder.

An der Grenze, da, wo der Soloway Firth tief in's Land eingreift, passiren wir das so vielen flüchtigen Liebenden theuer gewordene Dorf Gretna Green mit seinen großen Häusern und von Bäumen überschatteten Strohdächern — im Hintergrunde bilden in einem weiten Bogen die Cheviot-Berge eine grüne, aber nicht bewaldete Kette.

Die Hauptströme des Landes sind der Clyde und Tweed, welche ungefähr in der Mitte des Landes nahe bei einander ihren Ursprung nehmen, aber sich bald von einander trennen, indem der eine links, der andere rechts geht; der Clyde gegen Nordwesten, um Glasgow zu begrüßen, der Tweed, um bei Berwick in die Nordsee zu tauchen; jener ein wildes Naturkind, das seine Freude daran hat, von den kühnsten Felsen herunterzuspringen, dieser ruhiger und sanfter.

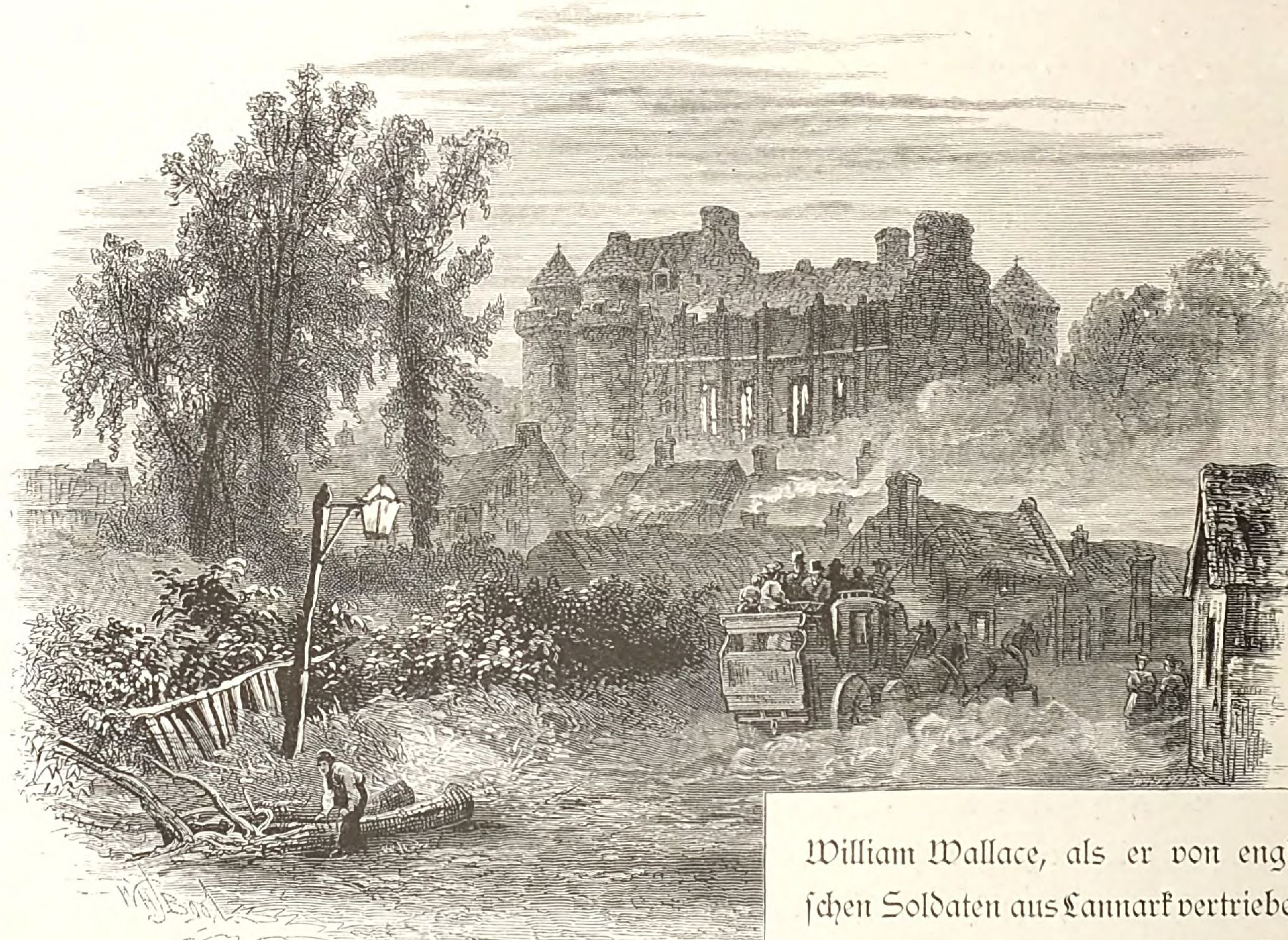
Der Clyde ist der bedeutendste Fluß der Westküste Schottlands. Bei Elvanfort entspringt er aus einem kleinen See an der Südgrenze von Lannark und eilt raschen Laufes durch eine der fruchtbarsten und bevölkertsten Gegenden Schottlands, durch die Carse of Clyde, dem Meere zu.

Die Ausmündung der Gewässer des Loch Lomond in den Clyde bewacht von einem herrlich geformten hohen Felsen herab das alte Schloß Dumbarton. Dumbarton ist aber nicht die einzige alte Schloßruine, deren Piedestal hier von den Wellen des breiten Flusses bespült wird, Newark-Castle und Dun-Glaß sind ebenfalls interessant.

Der Clyde war der erste Fluß in der alten Hemisphäre, welcher ein Dampfschiff trug. Ja, wie die schottischen Schriftsteller versichern, ward dieser Fluß schon von mehr als zwölf Dampfschiffen befahren, bevor die Fische in der Themse nur von einem einzigen in ihrer Ruhe gestört wurden. Von Greenock an wird das Wasser des Flusses salzig, und der Strom erweitert sich zum Frith (Meerbusen) of Clyde, welcher gleich mitten in die Hochlande hineinführt, die an seinen Ufern großartige und mannichfaltige Scenen herbeizaubern. Bewunderungswürdig sind die Anstalten, welche man für die Verbesserung der Schifffahrt des Flusses gemacht hat.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zur Quelle des Flusses zurück. Bei Lannark bildet der Clyde seine berühmten Wasserfälle (Linns). Cora Linn, Bonnington Linn und Stonebyres Linn sind es, deren wildromantische Schönheit die patriotische Muse der Dichter Bowring und Wordsworth in ihren Gesängen feiert. Lannark ist ein freundliches Städtchen mit reinlichen Häusern und Straßen, auf unebenem Boden, umher Höhen und Ackerfluren. Auf einer Berghöhe stehend, liegt unter uns ein großer weiter runder Kessel, in dem es wallt und wogt und tobt, während weithin zwischen hohen, mit Bäumen und Gebüsch bedeckten Felsenbergen wie eine einzige Schaummasse der Fluß selbst in seinem ziemlich breiten Felsenbette dem Anschein nach ganz ruhig hinfließt, bis er dann auf einmal aus dem allmählich breiter gewordenen Passe mit furchtbarem Gebrause hinab in den Kessel stürzt. Ruhig und sorglos fließt der Clyde, den man in seiner Felsengasse weithin überschauen kann, seines Laufes dahin, als ob er gar nicht ahne, daß er

seinem Falle so nahe. Dazu kommt die herrliche Einfassung der Waldnatur, während gerade dem Sturze gegenüber, von dem steilen Rande des Kessels zwischen dem Laub der Bäume und Gebüsche melancholisch die Ruine der Burg Cora hervorblickt, von welcher der Fall seinen Namen Cora Linn trägt. Zum Ueberfluß hat die menschliche Kunst noch auf der Höhe einen runden Pavillon erbaut, den hohe Buchen beschatten, in dessen Wandspiegeln sich der schäumende Wasserfall recht lieblich darstellt. Hier, in dieser Gegend war es, wo der kühne und tapfere



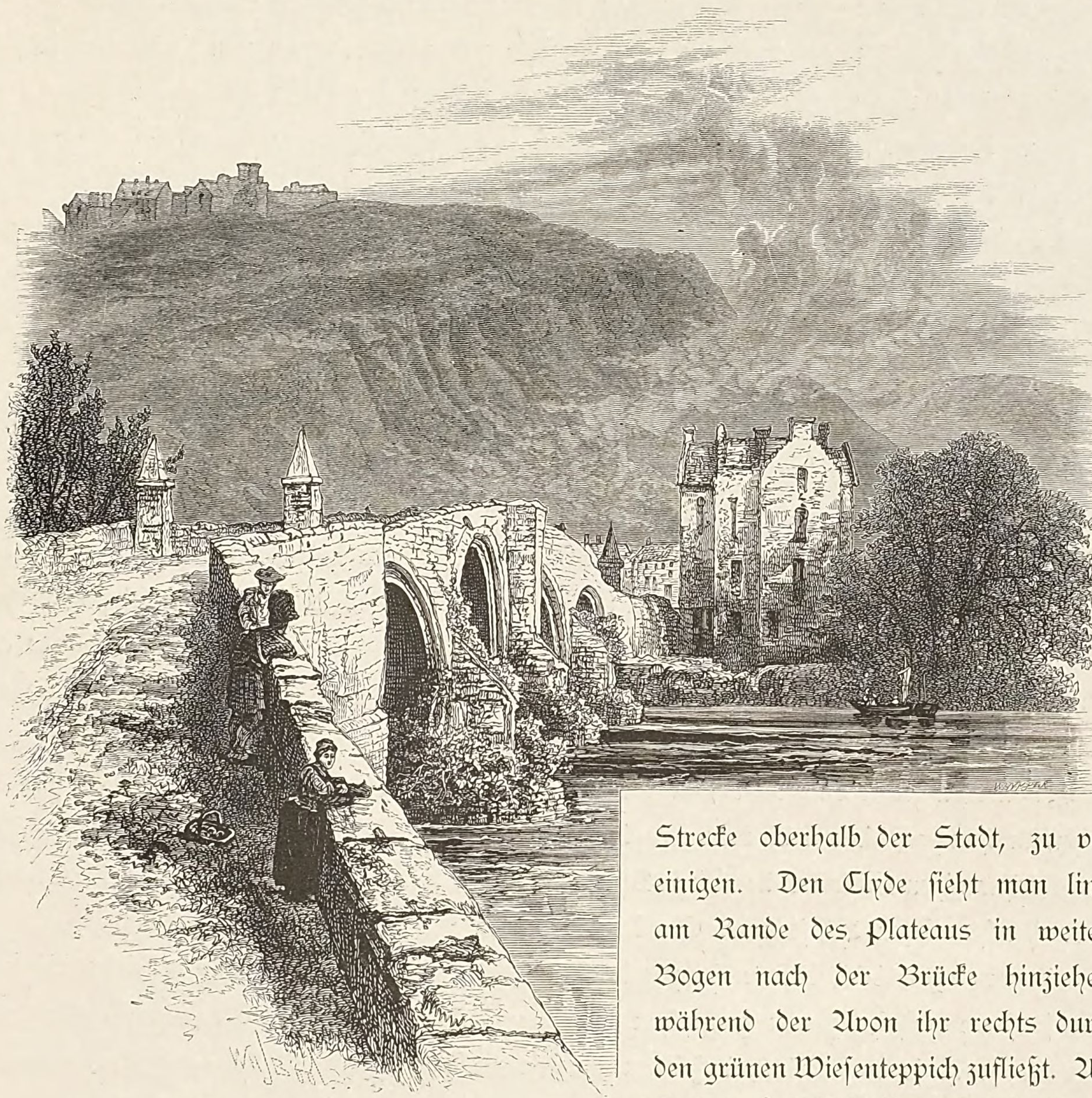
Schloß Falkland.

William Wallace, als er von englischen Soldaten aus Lannark vertrieben und verfolgt wurde, für einige Zeit einen Zufluchtsort fand.

Zu den wilden, zerklüfteten Stonebyres-Fällen führt ein Pfad, den wir dem bekannten Socialreformer Robert Owen zu verdanken haben; dort hemmen den wilden Lauf des Flusses zwei vorstehende Felsen, über welche in drei besonderen Fällen das schäumende Wasser hinwegstürzt. Vergeblich bemühen sich zur Laichzeit die Lachse auf ihren Zügen stromaufwärts die schroffen Wände zu überspringen. Die der alten Familie Weir gehörige Besitzung Stonebyres hat den Fällen ihren Namen gegeben. Die Ufer des Clyde liegen oberhalb der Fälle 170 Meter über dem Meeresspiegel, der hier plötzlich eine rapide Senkung von 140 Meter auf eine Entfernung von kaum 6 Kilom. nimmt.

Kaum haben sich die tosenden Wässer beruhigt, dann erweitern sich die Ufer des Clyde und geben zu beiden Seiten üppigen Wiesenplänen und wogenden Getreidefeldern Raum,

die ihn auf seinem Weiterlaufe begleiten. Von Lannark aus lohnt sich wohl ein Ausflug nach dem Städtchen Hamilton am linken Ufer des Clyde auf unebenem Boden, in ziemlich offener Gegend gelegen, Hochflächen am rechten Ufer, am linken felsiges Waldrevier. Aus letzterem tritt der Avon in einen Wiesengrund, um sich daselbst mit dem Clyde, eine kleine Strecke oberhalb der Stadt, zu vereinigen. Den Clyde sieht man links am Rande des Plateaus in weitem Bogen nach der Brücke hinziehen, während der Avon ihr rechts durch den grünen Wiesenteppich zufließt. Am Zusammenflusse Beider führt eine lange, steinerne, hübsche Brücke über den vereinten Strom, der von da rechts um die Stadt herum fließt.



Die Brücke bei Stirling.

Ein fließendes Wasser hat viel Anziehendes, aber noch mehr fesseln zwei Flüsse da, wo sie, lange auseinandergehalten, nun sich brüderlich die Hände reichen, und so verbunden, wie ein liebendes Paar, sich nicht mehr trennen, bis sie vereint zur selben Stunde ihrem alten Vater, dem Ozean, in die ausgebreiteten Arme sinken und verschwinden.

Ehe wir den Fuß weiter setzen durch die fruchtbare Carse (Niederung) von Stirling, wollen wir es nicht versäumen, dem alten Schlosse Falkland einen Besuch abzustatten,

welches längst schon von seinen königlichen Bewohnern verlassen und jetzt der Edelsitz der Familie Bruce geworden ist.

In Fifeshire, am Fuße des Lomond, liegt der Königsbau, von dessen südlichen Wällen man eine herrliche Aussicht genießt. Auf der einen Seite ziehen sich die grünen Abhänge der beiden Lomonds hin, und strecken ihre kegelförmigen Spitzen bis in die Wolken, auf der andern windet der blaue Eden seinen Lauf durch das fruchtbare Thal; von Strathniglo her, wo die Thürme von Cupar den Horizont begrenzen, liegt jene breite Thalebene, das Howe of Fife. Vor uns, näher an das Schloß heran, wo einst tiefdunkle Waldungen sich hinzogen, in denen die schottischen Könige dem edlen Waidwerk oblagen, haben die neuen Besitzer junge Nadelwald-Pflanzungen angelegt.

In seinen architektonischen Einzelnheiten ähnelt das Schloß dem ältesten Theile des Palastes Holyrood.

Die Könige Jakob III. und Jakob IV. restaurirten das alte mittelalterliche Kastell, in welchem einst die Grafen von Fife hausten, und in welchem der Herzog Rothesay so barbarisch von seinem Onkel Alban ermordet ward. Dann wurde es der Lieblingsaufenthalt des guten alten Königs Jakob V.; hier starb derselbe im Jahre 1542 an gebrochenem Herzen, als er die Nachricht von der Niederlage bei Salway empfing. Ostwärts von Falkland dehnt sich eine große Ebene aus, von welcher sich einzelne Erdhügel abheben. Das jetzt durch Abzugsgräben trocken gelegte Moor war vordem Loch Rose, die Erdhügel aber waren kleine Eilande auf demselben. Noch heute erinnern sich ältere Anwohner, daß sie auf diesem Gartensee der fürstlichen Stuarts wilde Enten geschossen haben.

Weiterhin führt eine uralte, in der Mitte hohe, auf vier Pfeilern ruhende Brücke mit hohen Brüstungen, bis vor Kurzem der einzige Uebergang über den Fifefluß, nach dem am Fuße des gleichnamigen Schlosses liegenden Städtchen Stirling, das uns mit seinen steilen Straßen und alterthümlichen Häusern an Edinburg erinnert.

Das von Jakob V. erbaute Hauptgebäude des Schlosses Stirling zeigt in seinem Aeußern eine seltsame Mischung von gothischen Verzierungen und mythologischen Renaissancefiguren. Das Ganze ist so wunderlich, daß man glauben muß, der Architekt habe damit das Gebilde eines wüsten Traumes in Stein verewigt, denn Abgeschmacktes ist durch Ueberlegung schwerer zu erfinden, als man denken sollte. Die vielen weitläufigen Paläste und Gelasse, aus denen das Kastell besteht, liegen unsymmetrisch ohne Ordnung neben einander.

Wann das Schloß gegründet ist, weiß man nicht genau, doch muß es in den ältesten Zeiten geschehen sein, da es schon sehr früh als bedeutende Festung, als Gegenstand des Kampfes aufgeführt wird. Die Gebäude auf der Südseite des Hofes sind die ältesten.

Zu den Wällen gelangt man durch die Gärten. Sie werden als die Spielplätze Jakobs I. von England bezeichnet, der hier unter Aufsicht des Grafen und der Gräfin Mar seine ersten Lebensjahre zugebracht hat.

Der Aussicht, welche man von Stirling Castle genießt, gebührt einer der reichsten Kränze; vor den weiten Stirling'schen Gebirgsthoren kommen drei Flüsse in einem zusammen: der Allan, der Teith und der Forth. Die Windungen, besonders des letzteren, sind reizend, denn er schlägt einen Halbbogen nach dem anderen. Die dadurch entstehenden Halbinseln nennt man links (Glieder oder Ringe), und da die Flußhalbinseln äußerst fruchtbar sind, so hat man in Schottland den alten Reim:

„A link o' the Forth
Is worth an earldom in the North."

d. h. auf gut Deutsch: Eine Delta des Forth ist soviel werth, wie eine Grafschaft im Norden.

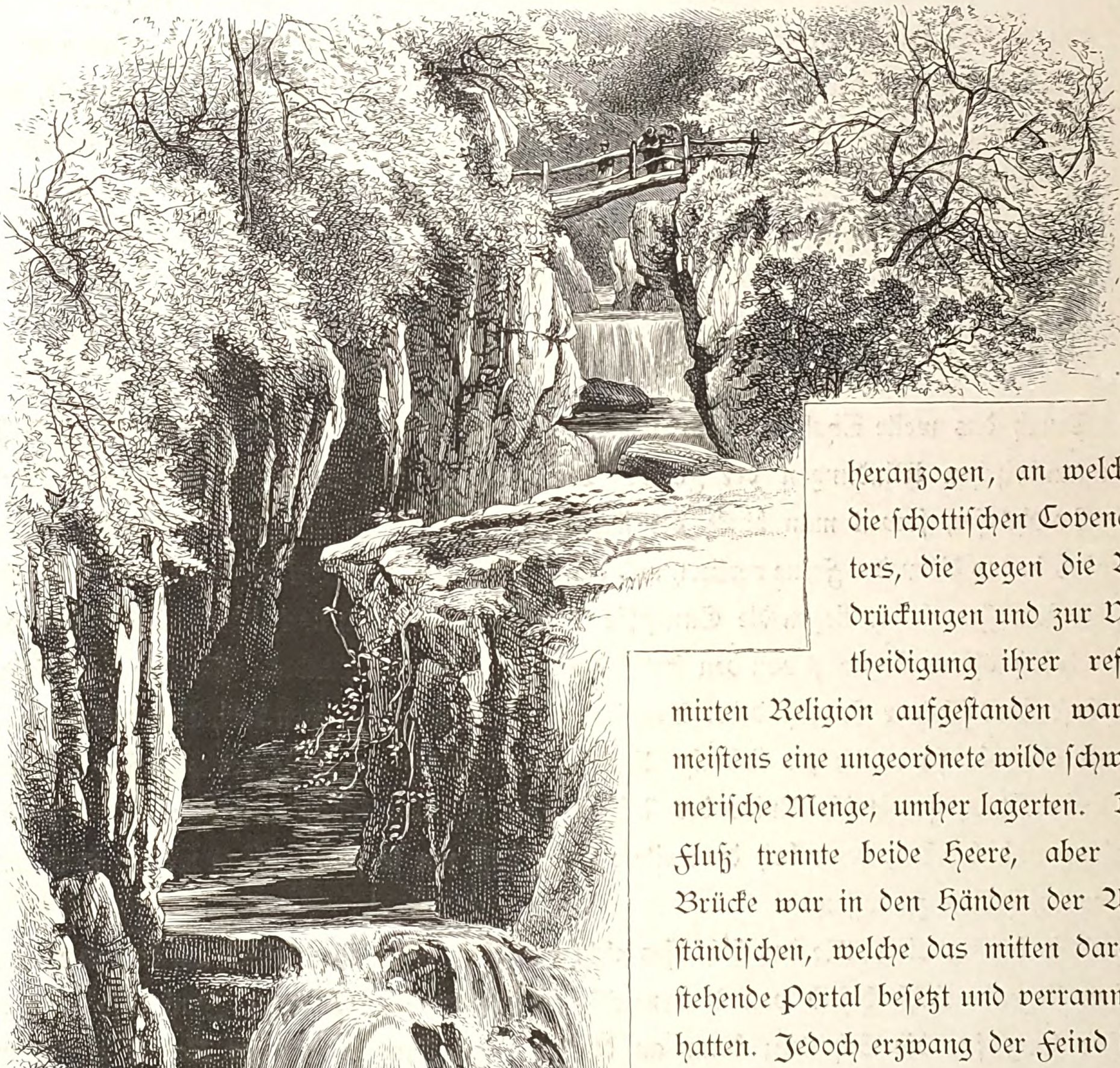
Durch das weite Thal, das sich gen Norden vor dem Felsen ausbreitet, schlängelt sich in mäandrischen Windungen der Forth. Das Thal ist trefflich angebaut: überall Dörfer und Landhäuser, soweit man blickt, bis sich endlich das frische glänzende Grün des Vordergrundes in das Blau der Ferne verliert, und die Ochil-Hills das Thal gegen Osten und Norden abschließen. Im Süden liegen die Campsie-Hills, während sich nach Westen das Thal von Monteith öffnet, begrenzt von den stattlichen Bergen des Hochlandes. Einzelne Felsenspitzen von besonders schöner Form sind der Ben Lomond, der Benvenue, Ben Ledi, Ben Voirlich u. A. Es ist eine ebenso weite, als liebliche Rundschau, und die am Fuße des Schlosses sich ausbreitende Stadt, sowie die Ruine der Abtei von Cambuthkennet tragen, indem sie den Vordergrund beleben, dazu bei, die weitere Landschaft um so stiller, die Ferne um so träumerischer erscheinen zu lassen.

Wir dürfen die Wälle des Schlosses nicht verlassen, ohne einen Blick auf das zu unseren Füßen liegende Schlachtfeld von Bannockburn zu werfen. Der 24. Juni 1314 war ein großer Tag für die Schotten; denn an diesem Tage kämpfte hier ihr Robert Bruce mit 30,000 Mann erfolgreich gegen 100,000 Engländer. Wenn ein Schotte gegen einen Engländer gereizt ist, so sagt er wol noch heute: „Ye'll never forgie us Bannockburn!

Bei Kildean, am westlichen Fuße des Schlosses, führt, einen halben Kilometer von der heutigen steinernen Brücke, eine sehr alte hölzerne Brücke über den Forth. Hier ward die denkwürdige Schlacht geschlagen, in welcher Wallace die Armee Eduard's I. vernichtete; über dieselbe Brücke zog im Jahre 1645 Montrose's Armee, um bei Kilsythe die Covenanters aufzureiben.

Geschichtlich besonders denkwürdig ist in Schottland noch eine Brücke, und das ist Bothwell Bridge, die in den Religionsstreitigkeiten des Landes bekannt geworden ist. Den Namen wird sie wol von dem alten Schlosse Bothwell führen, welches als prächtige Burgruine nicht weit unterhalb sich neben dem neuen Schlosse erhebt, in der lieblichsten Gegend, die in alten schottischen Liedern als „Bothwell banks, that bloom so fair" besungen wird.

Es war im Juni des Jahres 1679, als in den letzten Zeiten der Regierung Karl's II. die englischen Truppen unter dem Oberkommando des nachher so unglücklich gewordenen Herzogs von Monmouth über die Hochebenen am rechten Ufer des Flusses Clyde gegen die Brücke



Die Brücke über die Bracklinn-Fälle.

herauzogen, an welcher die schottischen Covenanters, die gegen die Bedrückungen und zur Vertheidigung ihrer reformirten Religion aufgestanden waren, meistens eine ungeordnete wilde schwärmerische Menge, umher lagerten. Der Fluß trennte beide Heere, aber die Brücke war in den Händen der Aufständischen, welche das mitten darauf stehende Portal besetzt und verrammelt hatten. Jedoch erzwang der Feind den Uebergang, und es war um die Covenanters geschehen, die vor Claverhouse und dessen Dragonern nicht bestehen konnten.

Plastisch schildert Walter Scott den Hergang der Schlacht: wie der finstere, hartnäckige, fanatische John Balfour von Burley, die Wichtigkeit des Punktes erkennend, sich abmüht, das Portal zu vertheidigen, und den sanfteren Norton absendet, um frische Hilfe heranzuholen; wie aber dieser von den wilden Schwärmern, die, statt zu kämpfen, mit übel angebrachten Bibelsprüchen



Loch Lomond und Insel Inveruglas.

um sich werfen, ein Verräther gescholten wird, der vor dem Feinde gelaufen sei, bis sie gleich darauf von den siegreichen Dragonern überfallen, in wilder Flucht Alles mit sich fortreißen, oder durch deren Schwerter in den blutgetränkten Staub sinken, da das harte Herz des Dragonergenerals kein Mitleid und Erbarmen kennt, und den Schonung empfehlenden Worten des Herzogs kein Gehör giebt.

Am Fuße des Stuch-a-chroan entspringt der Wildbach Keltie, der seine tosenden, schäumenden Gewässer durch das wilde Thal zwischen Brackland und Auchinlaich sendet, um 5 Kilom. von Stirling entfernt, bei dem Dorfe Callander sich über die Bracklinn-Fälle in den Teith zu ergießen.

Ueber eine lange Reihe zerklüfteter wilder Felsblöcke stürzt sich, „. . . . wild, wie Bracklinn's Wogenschwall" der ungestüme Keltie mit donnerndem Getöse und hochaufbrausendem Gischt thalwärts. Eine kleine, kaum einen Meter breite, zerbrechliche hölzerne Brücke hängt in einer Höhe von mehr als 16 Metern über dem weißschäumenden Wasser. Von dieser Brücke aus, auf welche sich nur Wenige wagen, blickt das entzückte Auge auf ein herrliches Landschaftsbild. Hochberühmt in Sang und Geschichte, erhebt sich am östlichen Ufer des gleichnamigen Sees, der majestätische Ben Lomond zu einer Höhe von über 1100 Metern. Zu dessen Füßen, dem Gardasee vergleichbar, Loch Lomond. Die Ufer dieses herrlichen Sees sind anfangs niedrig, aber weiter aufwärts thürmen sich dicht am Wasser gewaltige nackte Felsmassen auf, die ihre zerrissenen Zinken und Zacken wild gen Himmel senden. Haben gleich diese Felsenberge nur etwa die Höhe des Brockens, so hat man auch fast diese ganze Höhe vor sich, was bei den Bergen des Kontinents selten der Fall ist, wo sich der Boden selbst schon beträchtlich über das Niveau des Meeres erhebt, während dieser See nur wenig darüber liegt.

In dem unteren, breiteren Theile tauchen an zwanzig Inseln aus den Wellen empor, alle Felseneilande mit Gras und Gebüsch bewachsen, theils bewohnt, theils unbewohnt. Besondere Beachtung verdienen Inch (Insel) Murrin, auf welcher die Herzogin Isabella von Albany, Tochter des Grafen Lennox, das Unglück ihres Vaters, ihres Gemahles und ihrer zwei Söhne Walter und Alexander Stuart betrauerte, welche alle im Jahre 1424 zu Stirling hingerichtet worden waren, und weiter Inch Calliach, d. h. die Fraueninsel, weil früher ein Nonnenkloster auf derselben stand.

Das linke Ufer des Loch Lomond, an welchem der Ben Lomond und der tiefer in das Land hineingelegene Benvenue sich erheben, ist das höhere; aber wohin man auch sieht, ist die Gegend lieblich. Eine Fußtour durch diese Berge ist um so anmuthiger, als nördlich Loch Katrine, südlich Loch Long ganz nahe vom Loch Lomond liegen, so daß man fortwährend zwischen Bergen und Seen von einer pittoresken Ansicht zur andern hinübergleiten kann.

Auf dem Gipfel des Ben Lomond stehend, blicken wir hinab auf das weite Wasserbecken mit seinen zahlreichen Eilanden. Auf Inveruglaß, Inversnaid gegenüber, stand einst



Der Silberstrand, Loch Katrine.

ein Fort, um den unbändigen Clan Mac Gregor im Zaum zu halten, bis er von seinen Feinden, den Campbells unterjocht und vernichtet ward.

„Glenorchy's proud mountains, Coalchuirn and her towers,	Glenorchy's stolze Berge, Coalchuirn's Thürme,
Glenstrae and Glenlyon no longer are ours,	Glenstrae und Glenlyon sind unser nicht mehr,
We're landless, landless, Gregalich!“	Wir sind landlos, landlos, Gregalich!

In der Ferne sieht man die Städte Edinburg und Glasgow im Sonnenschein glänzen. Wir blicken hinab auf das fruchtbare Thal des Clyde mit seinen Städten und Dörfern; in derselben Richtung ist auch der ferne Atlantische Ozean und in undeutlichen Umrissen die Küste von Irland sichtbar; nordwärts ist die Aussicht wildromantisch, Alpenspitze thürmt sich auf Alpenspitze, der dunkle Ben Cruachan beherrscht den Ben Voirlich und alle seine Brüder, und noch weiter nordwärts unterscheiden wir den schneebedeckten Ben Nevis.

Die Nordseite des Ben Lomond ist von beängstigender Wildheit. Ein jäher Abgrund von mehr als 600 Metern gähnt dem Touristen entgegen. Wir befinden uns über den Wolken, die wir unter uns hinziehen sehen.

Auf der Westseite des Berges, bei Craigrostan, ist eine Höhle, in welcher König Robert Bruce nach der Niederlage, die er bei Dalry durch Mac Dougal erlitten, Schutz gefunden haben soll.

Seit der Zeit König Jakobs VI. lagen die anwohnenden Colquhouns von Luß und die auf Craigrostan hausenden Mac Gregors, welchem letzteren Stamme der bekannte Rob Roy angehörte, in längerer Fehde. Beide Clans überboten sich in wilder Grausamkeit, und es spielen sich eine Reihe finsterer Thaten ab, welche von der trüben Atmosphäre und dem wilden Lande selbst ihre Farbe annahmen. Vergeblich waren die Versuche Alexanders von Glen Strae am Loch Awe, eine Versöhnung der Colquhouns und Mac Gregors zu bewirken, bis sich die allgemeine Entrüstung gegen letztere auf's höchste steigerte und man den Clan gleich wilden Thieren mit Feuer und Schwert verfolgte und dessen Eigenthum konfiszirte. Nur wenige blieben übrig, welche späterhin wegen geleisteter Kriegsdienste beim Könige Gnade fanden.

Wir befinden uns mitten im Lande der Mac Gregors; hier in den wilden Schluchten und versteckten Höhlen suchten sie unter Rob Roy des Oeftern Schutz vor den Regierungstruppen und den Uebergriffen ihrer listigeren und mächtigeren Nachbarn. Auf einer Insel des Loch Katrine hielt im Jahre 1708 Rob Roy seinen Feind, den Laird von Killearn, gefangen, weil er während seiner Abwesenheit sein Weib schwer gekränkt hatte.

Glengyle, ein einsamer Landstrich zwischen den Bergen, am obern Ende des Loch, gehörte einem Zweige der Mac Gregors, die, so lange der Name des Clans verpönt war, es in Graham umtauften, seit der Zeit aber die alte Benennung wieder aufgenommen haben.

Die Trossachs, ein hohes Felsenriff, das quer durch das Thal setzt und von der einen hohen Bergseite desselben zu der andern hinübergeht, führen uns schnell hinab nach

Loch Katrine, berühmt durch die herrliche Dichtung des schottischen Barden Sir Walter Scott, „Die Jungfrau vom See".

„— — — — — — — — —
Die Ginsterwurzel Leitern stellt,
An Haselsträucher er sich hält,
Bis er auf freien Punkt gelangt,
Wo unter ihm Loch Katrine prangt;
Beglänzt vom Abendsonnenglühn,
Wie strömend Gold die Wogen ziehn,
Und weit gedehnt liegt er hier frei
Mit Vorgebirge, Bucht und Bai,
Mit Inseln tief in Purpurglut,
Getragen von des Lichtmeers Flut,
Mit Bergen, mächt'gen Riesen gleich,
Bewachend ein verzaubert Reich.
Hoch gegen Süd wirft Benvenue
Dem See gewalt'ge Massen zu,
Felsblöcke, Trümmer wirr gefällt,
Die Reste einer frühern Welt.
Und d'rauf erhebt sich wilder Wald
Mit grauen Gipfeln, wüst und alt;
Dagegen nördlich, weiß im Firn
Hebt sich Ben An mit kahler Stirn."
— — — — — — — —

Inmitten des dunkeln Sees aber liegt, während des Sommers versteckt von dichtem Laubwerk, die ebenfalls aus der herrlichen Dichtung bekannte Ellen's Insel, auf welcher jene verbannte Familie Douglas gewohnt haben soll. Man zeigt noch die Scenen jeder Stelle im Liede — die, wo der König die Felsen hinabkletterte, indem er den Hirsch verfolgte, die, wo er in seinem Plaid gehüllt, die Nacht schlief, die, wo er das schöne Mädchen der Wildniß zuerst erblickte.

„— — — — — — — — —
Ein Kahn schießt in die Bucht hinein,
Gelenkt von einer Maid allein;
Er kommt in anmuthsvollen Bogen,
Um's steile Vorgebirg' gezogen
Und theilt unmerklich fast die Flut,
Wo Thränenweide badend ruht,
Und Wogen küssen flüsternd leis
Das Kieselufer blendend weiß."
— — — — — — — —

Ob wir auf der Nordseite dieses majestätischen Perthshire Lochs unsere Wanderungen fortsetzen, oder im Nachen denselben befahren, überall entzücken neue Schönheiten unsere Augen. Hier ist es ein steiles Vorgebirge, dessen tiefdunkle Felsen in das unergründliche Wasser tauchen, dort sind es tiefe Baien mit „silbernen Ufern", deren Kies im Laufe der Jahrhunderte schneeweiß gebleicht ward. Auf beiden Seiten erheben sich mächtige,



steile, dichtbewaldete Klippen, die Bäume scheinen im nackten Felsen, nicht im Erdreich Wurzel gefaßt zu haben.

Nach Loch Katrine (gaelisch Ketturin, wild) können wir zu Wagen nur über Calander gelangen; Fußwanderer ziehen den Weg über das alte Fort Inversnaid vor.

Der majestätische Benvenue, der höchste Berg, der sich über Loch Katrine erhebt, führt, trotz einer Höhe von 1000 Metern, den Namen „der kleine Berg“, denn seine Nachbarn der Benledi und Ben Lomond

Ellen's Insel im Loch Katrine.



Der Benvenue.

überragen ihn an Größe. In wildem und wirrem Durcheinander thürmen sich die Felsklippen auf der Nordseite des Benvenue übereinander, als ob sie durch dämonische Gewalten von der Höhe des Gipfels in die Tiefe geworfen worden seien. Einst war der Bergriese bis zu zwei Drittel seiner Höhe mit alten Bergeschen und Silberbirken bedeckt: barbarische Hände haben ihn um's Jahr 1825 dieser Zierde beraubt.

Am Fuße des Benvenue, ernst und schweigsam über dem See gelagert, liegt Coir-nan-Uriskin (die Höhle der Kobolde):

„Von mancher Keltenbarden Zungen ward Coir-nan-Uriskin besungen",

eine runde, tiefe Höhlung im Berge, oben etwa 600 Meter im Durchmesser enthaltend, nach unten zu enger werdend, und auf allen Seiten von überhängenden, durch Birken beschatteten Felsen umgeben, welche den Sonnenstrahlen keinen Zutritt gestatten. Im Süden und Westen bis zur Höhe von 200 Metern von der steilen Bergwand begrenzt, scheint im Osten die Felsmasse zusammengestürzt zu sein. Unter den wirren, zerklüfteten Blöcken finden Füchse, wilde Katzen und Dachse willkommene Zuflucht.

Die Urisks oder Kobolde, denen dieses Coir gehörte, nach Sir Walter Scott Zwerge mit Ziegenköpfen und Bocksbeinen, waren über die Hochlande zerstreut, hier aber trafen sie zu bestimmten Zeiten zusammen.

Weiter oben am Berge ist Bealach-nam-Bo, der Viehpaß, ein herrliches Thal, beschattet von Silberbirken, das alle landschaftlichen Reize in sich birgt. Es führt in den Distrikt südlich von Loch Katrine, und scheint durch theilweise Abtrennung dieser Seite des Berges von der Kette gebildet worden zu sein.

Die Straße, die uns vom Gipfel des Ben Lomond nach Strathfillan und Perthshire führt, bringt uns durch Glenfalloch, ein herrliches mit prächtigen Waldbäumen bewachsenes Wiesenthal. Das kleine, forellenreiche Flüßchen Falloch, das an der Nordseite des Ben Chroan entspringt, durchfließt es in seiner ganzen Länge.

Glenfalloch ist ringsum von majestätischen und herrlichen Landschaften umgeben; der Hauptanziehungspunkt des Thales ist Glenfalloch House, ein Schloß des reichen Grafen Breadalbane. Vereinzelt oder in kleinen Gruppen vereinigt, stehen hin und wieder unter Silberbirken oder Tannen die armseligen, charakteristischen Hütten der Bewohner des Landes.

Die vier Wände sind bei den meisten aus rohen Feldsteinen, wie sie der Boden eben bietet, aufgeführt; von Mörtel ist keine Rede, an seiner Stelle dient Moos oder Haidekraut, mit dem man die Ritzen und Fugen verstopft, und über das eine Lage von Lehm geschlagen wird. Das Dach, welches über einigen schwachen Holzsparren aufgeführt ist, hat häufig eine an dem First abgerundete Form und erinnert dadurch an die Hütten der Wilden. Als Material zu diesem dienen gewöhnlich große Rasenstücke, die im Sommer lustig grünen und aus denen allerlei Unkraut aufschießt, so daß man einen bewachsenen



Schutthaufen statt des Daches einer menschlichen Wohnung vor sich zu haben glaubt. In anderen Fällen belegt man das Dach mit einer dicken Schicht Haidekraut, mit Ginster, oder mit dem in Schottland so üppig gedeihenden Pfriemkraut. Damit diese lockeren Materialien vom Winde nicht fortgeführt werden, zieht man Seile, die aus

Glenfalloch.

Haidekraut oder Stroh geflochten sind, querüber und beschwert diese am untern Ende mit Steinen.

In der Mitte ist die sehr niedrige Thür, zuweilen zu beiden Seiten derselben je ein Fenster, meist aber fehlen diese in den Mauern, wenn man die Hauswände so nennen darf, ganz; statt ihrer sind dann einige Scheiben in das Haidekraut des Daches eingesetzt. Treten wir nun ein. Der Fußboden besteht aus festgestampfter Erde und zeigt bedenkliche Unebenheiten, das Regenwasser dringt häufig durch die Thür von außen herein, da eine Schwelle oft fehlt.

Das Innere besteht vielfach nur aus einem einzigen Raume, hin und wieder aber auch aus einer äußeren Hälfte (butt) und einer inneren (ben). Sind Schornsteine und Kamine an den beiden Giebelseiten vorhanden, so mag das Ganze noch als höchst elende und ärmliche Menschenwohnung hingehen, wo dies aber nicht der Fall, und häufig genug kommt das vor, so glaubt man einen Stall, aber keine Behausung von Europäern vor sich zu haben. Dicht am Fußboden glimmt dann zwischen ein paar Steinen ein qualmiges Torffeuer, über dem an einem eisernen Haken ein eiserner Topf hängt. Rauch erfüllt die Luft und setzt sich als schwarze, glänzende Kruste an die Wände, an die wenigen Geräthschaften und das Haidekraut des Daches. Für seinen Abzug ist durch ein Loch im Dache gesorgt, über das man zuweilen, um den Zug zu befördern, eine alte unbrauchbar gewordene Häringstonne stülpt.

Wird eine solche Hütte ganz baufällig, was natürlich bald der Fall ist, so verläßt sie der Eigenthümer und baut sich nicht weit davon eine zweite. Die alte zerfällt allmählich, und von ihr bleibt nur ein Haufen Steine und Lehm übrig, der Aufenthaltsort von allerlei wilden und scheuen Thieren des Waldes.

Die innere Einrichtung ist die einfachste, die sich denken läßt: Dreibeinige Schemel (creepies), ein roher Tisch, eine Art Koje oder Kiste mit Strohsack und groben Decken als Bett und ein roher Wandschrank zur Aufbewahrung der wenigen bessern Habseligkeiten. Umgeben von einer rohen, aus Feldsteinen aufgeführten Mauer finden wir ein Gärtchen, einen armseligen Kuhstall, vielleicht auch noch ein Bught, das ist eine Umzäunung, in welcher die Mutterschafe zum Melken eingepfercht werden.

In solcher elenden Umgebung wird eine Rasse von Männern geboren und erzogen, welche an hochherziger Vaterlandsliebe keiner anderen Nation nachsteht, und die, wohin sie auch kommen mag, sich das volle Bewußtsein ihrer Nationalität unentwegt zu bewahren weiß.

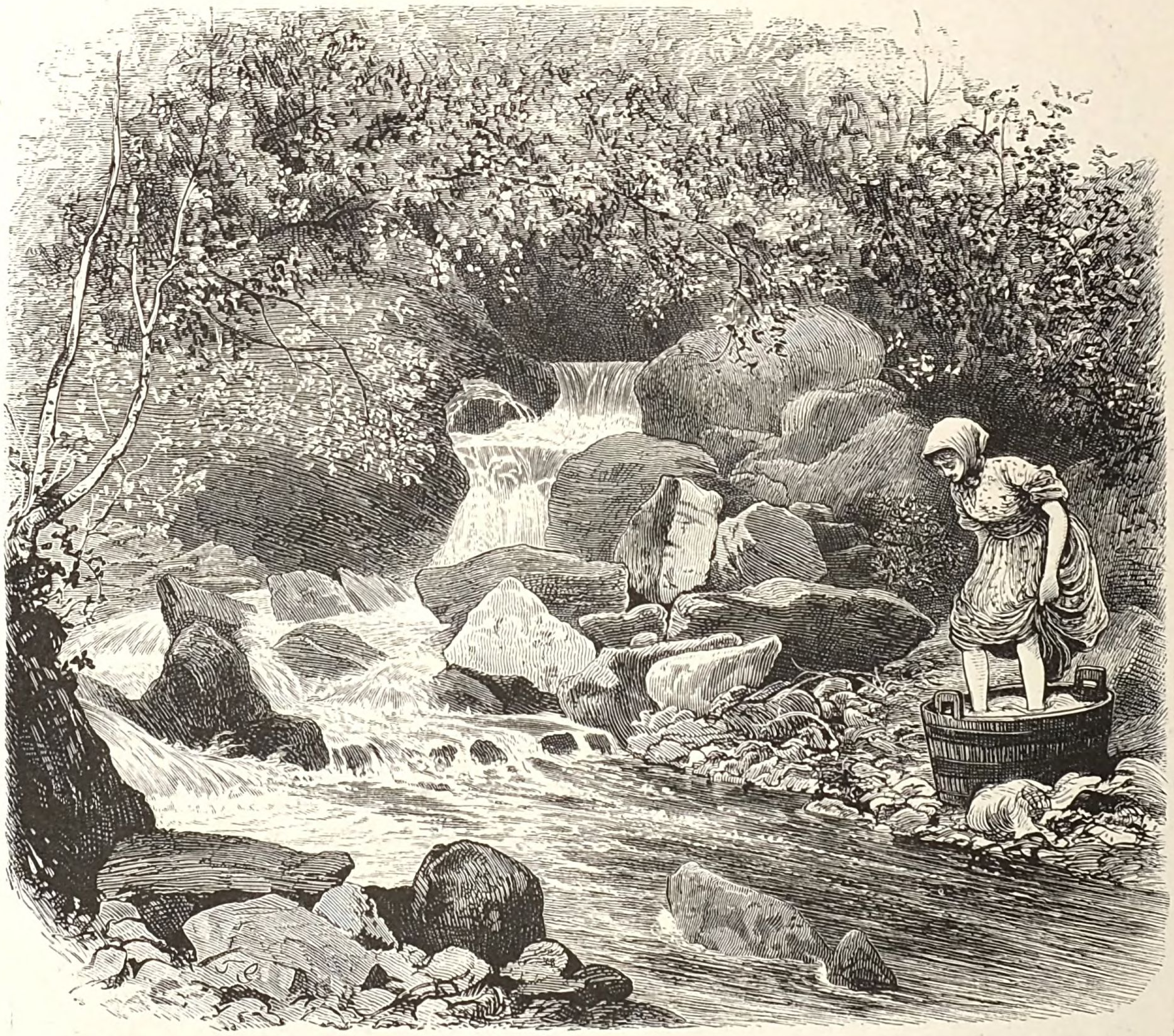
Weiter setzen wir unsern Fuß und kommen nach Glen Tilt, einer herrlich bewaldeten, tiefen, an 10 Kilometer langen Engschlucht, welche von Blair Atholl in Perthshire südwestwärts bis zum herzoglichen Schlosse in Blair führt.

Unweit seines Eingangs spannt sich über das Glen eine hohe Brücke, von welcher man einen entzückenden Ausblick auf eine herrliche Landschaft genießt, während zu den Füßen des Beschauers der Tilt brausend, tosend und schäumend thalabwärts jagt. Der erste Sturz



Glen Tilt.

ist besonders charakteristisch. Dort bildet der scharf aufstrebende Glimmerschiefer Lager gleich übereinander gethürmten Eisschollen; einzelne Blöcke sind in seltsam muschligen Brüchen abgelöst und so entsteht ein natürliches Felsengewölbe, hinter welchem das Wasser brausend herabstürzt. Weiterhin folgen höher und höher noch drei verschiedene Fälle übereinander. Die Felsen umher sind mit Nadelwaldung, Kiefern und Fichten bestanden.

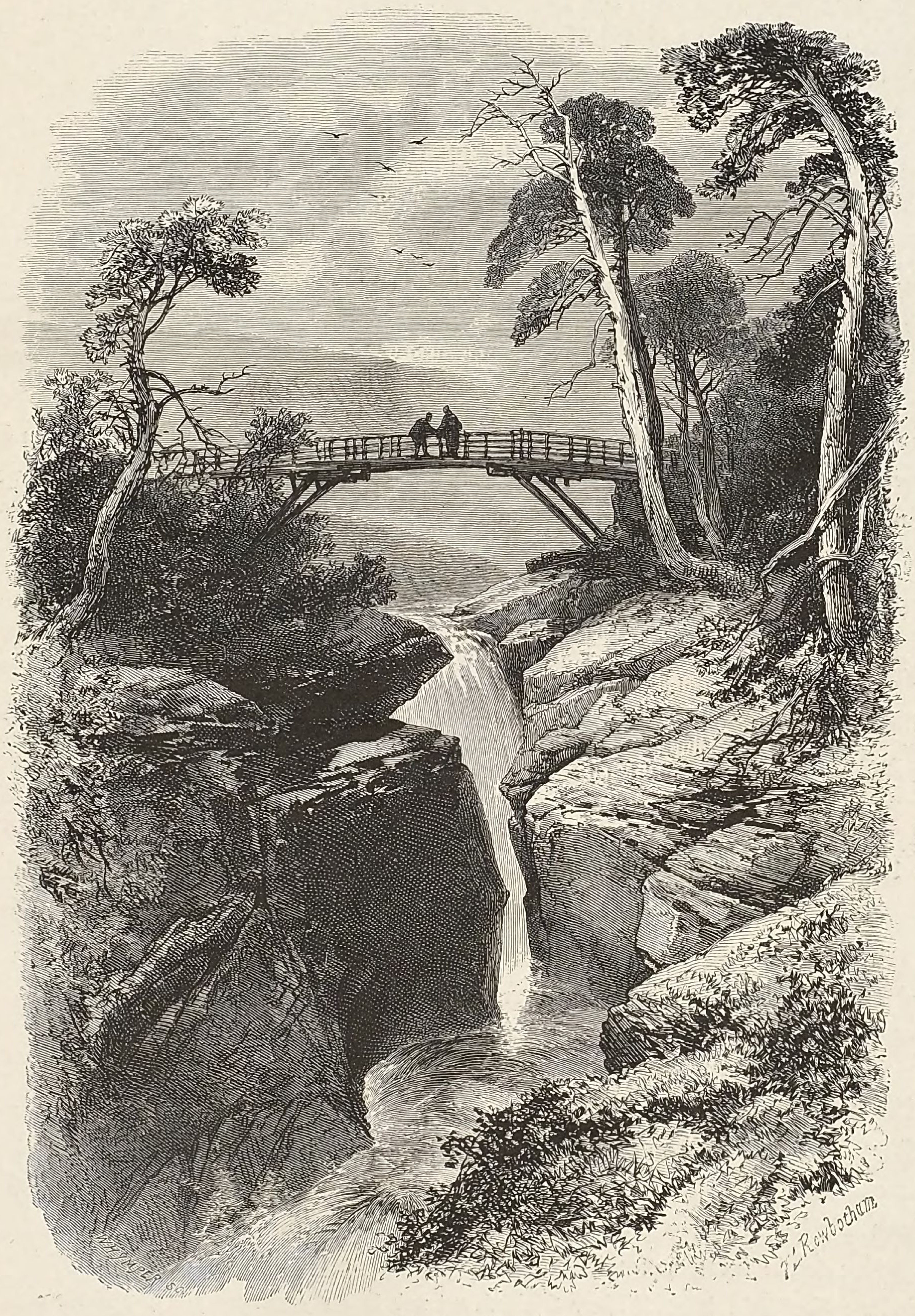


Ein Hochlandstrom.

Halbwegs im Glen, auf der östlichen Seite desselben, erhebt sich die gewaltige Kette des Ben Gloe, dessen Fuß sich an 20 Kilometer hinzieht und dessen in Nebel gehüllter Kegel alle benachbarten Erhöhungen überragt.

Nur wenige Kilometer oberhalb des Dorfes Blair Atholl verwandelt sich die Engschlucht, an welche bisher zu beiden Seiten fruchtbare Landschaft heranreichte, in ein wildes, steriles Thal, begrenzt von hohen, schroffen Bergen.

So recht mitten im Herzen der Grampians, an 350 Meter über dem Meeresspiegel, liegt der aus etwa vierzig Hochlandshütten bestehende Ort Braemar. Der offizielle Name ist Castletown, der allgemein übliche Braemar. Braemar steht auf einem sehr unebenen



Der Linn of Dee.

Boden von Gneiß, der von einer Menge kleiner Zuflüsse des Dee durchrissen und eigenthümlich ausgewaschen ist. Die benachbarten Wasserfälle von Garrawalt, Corriemulzie, Quoich und der Linn of Dee werden von Touristen gern und häufig besucht. An den klaren, fischreichen Seen horsten zahllose Reiher und nisten scheue Schneehühner; statt des Sperlings scheint der Bergfink der gemeinste Vogel im Dorfe zu sein, neben ihren größeren Verwandten tritt die Zwergbirke häufig auf. Die Wälder bei Braemar sind von großer Ausdehnung, nirgends in ganz Schottland wird der Edelhirsch in so großer Zahl als hier gefunden. Dem Jäger bietet sich in den wilden Bergen die beste Gelegenheit, dem Waidwerk nach alter Weise der Väter behend nachzugehen:

„. im Jagdrevier,
Dort jag' ich das Wild und verfolge das Reh,
Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich geh."

Im Süden steigt Loch-na-Gar auf, welches Byron, der in dieser Gegend einen Theil seiner Jugend verlebte, selbst unter Griechenlands ewig lachendem Himmel nicht vergessen konnte, und das er in einem seiner schönsten Gedichte mit den Worten feiert:

Fort, lachende Fluren und rosige Hecken!
Dort wiege der Liebling der Wollust sich ein;
Mich laßt auf die Felsen mit schneeigen Decken,
Weil diese der Freiheit und Liebe sich weih'n!
Caledonia's Felsen, euch lieb' ich vor Allen,
Und bringt euren Klippen der Sturm auch Gefahr,
Mag der Katarakt schäumen, statt rieselnd zu wallen,
Doch lieb' ich das düstere Thal Loch-na-Gar.

Und auf der andern Seite, gegen Norden, thronen die Doppelspitzen des Ben-na-Buird, im Westen endlich überragt der mächtige Ben-muich-Dhui die benachbarten Bergspitzen.

Beim Dörfchen Braemar sehen wir noch heute auf dem Gipfel eines Felsens, Clunaidh genannt, die Ruinen eines alten, von Malcolm I. gebauten Jagdschlosses. Von hier führte eine Zugbrücke nach der andern Seite des Thales, woher der in gaelischer Zeit für den Ort gebräuchliche Name Cean-an-drochart (Brückenkopf) stammt.

Am Fuße der Cairngorm Berge, nahe am Ufer des Dee, auf einer von diesem Flusse gebildeten Halbinsel, liegt die nach den Angaben des Prinzen Albert erbaute Sommerresidenz der Königin Victoria, Balmoral. Unseres deutschen Landsmanns Lob ist hier in Jedermanns Munde, sein Andenken ist hier gesegnet, überall spricht man mit Trauer von seinem allzufrühen Hingange, von seiner großen Güte.

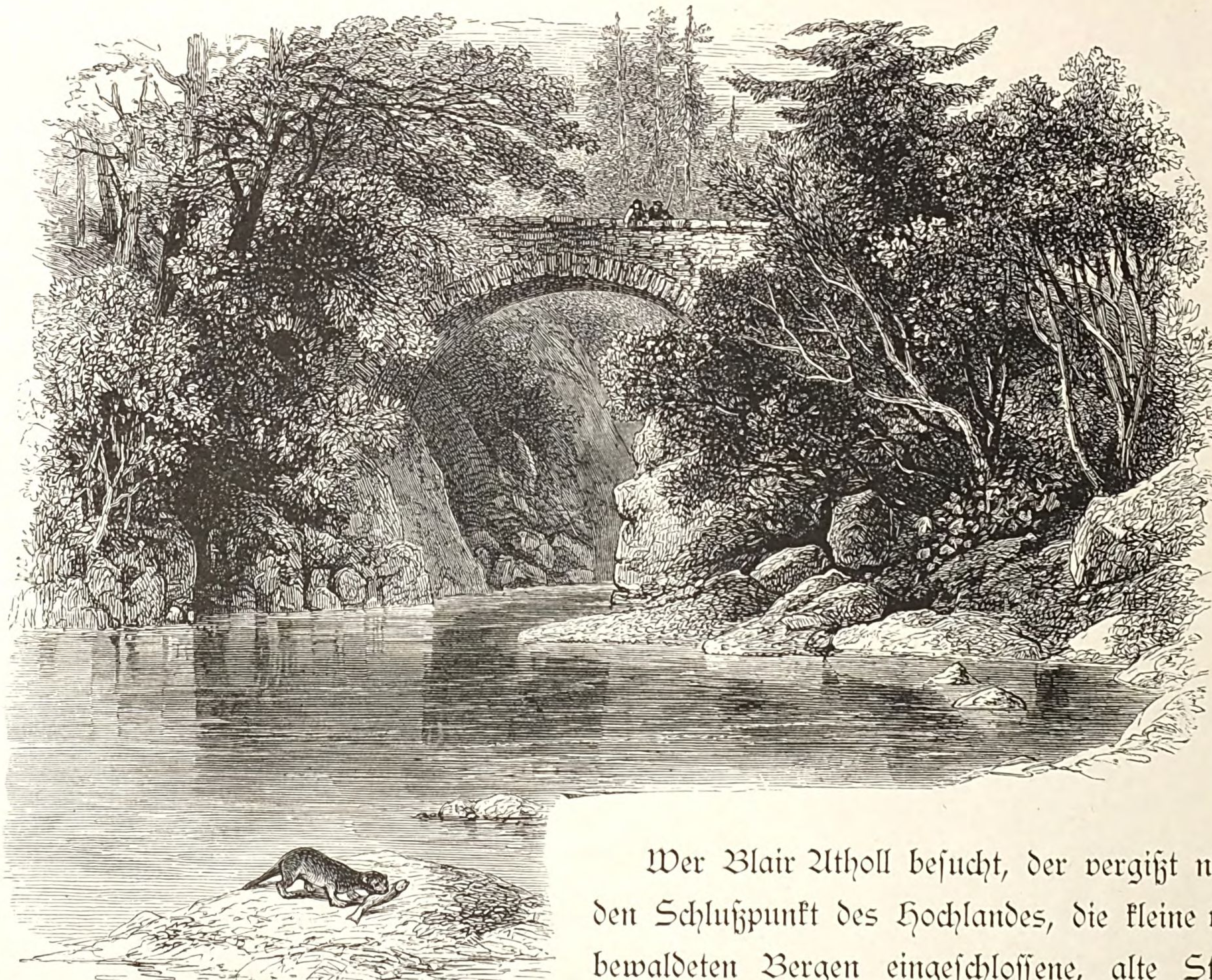
Zur Freude der Schotten ist in Balmoral Alles in schottischer Weise eingerichtet. Nur heimische Gewächse, selbst Ginster, Pfriemkraut und Haide zieren den Park, und wo eine Verzierung nothwendig wurde, da wählte man die schottische Distel. Vor dem Thore halten die herrlichen Hirsche Rauchs vom Jagdschlosse Glienicke Wacht.



Gegend um Braemar.

Hinter Balmoral werden die Berge wieder ganz kahl, mehr abgerundet und das Deethal wird breiter.

Auf dem Wege nach Balmoral kommen wir bei Cairn-na-Cumnhe (dem Hügel der Erinnerung) vorbei. Es ist dies eine historisch denkwürdiger Ort, denn wenn das „Feuerkreuz" herumgeschickt ward, hatte an diesem Hügel Jedermann bewaffnet und zum Kriege bereit zu erscheinen. Diejenigen, welche dem Rufe nicht Folge leisteten, erwartete die Todesstrafe.



Die Eremitenbrücke bei Dunkeld.

Wer Blair Atholl besucht, der vergißt nicht den Schlußpunkt des Hochlandes, die kleine von bewaldeten Bergen eingeschlossene, alte Stadt Dunkled in Augenschein zu nehmen. Man fährt über die den Bran überschreitende steinerne Eremitenbrücke hinein, und schön und romantisch nimmt sich von da über dem Wasser die große Ruine einer Abtei aus; von dem dunkeln Waldgebirge im hellen Grau des alten Gesteins sich klar absetzend. Die Mauern stehen öde und Epheu schlingt sich hinan, doch in dem alten Thurm, der sich noch viereckig und abgeplattet über den verfallenden Bögen erhebt, bewegen sich, fast gespensterhaft, der Zeiger und der Pendel der Thurmuhr des vor einiger Zeit wieder ausgebauten und als Kirche benutzten Theils.

Wer von der Eremitenbrücke aus den Bran sieht, wie er tief, schwarz und ruhig dahin fließt, der ahnt nicht, wie wild und ungestüm derselbe jetzt harmlos erscheinende Bergstrom eine kurze Strecke weiter oben sein kann.

Die Umgebung von Dunkeld ist reich an herrlichen Landschaften. Sie ist ein wahres Schatzkästlein für den Landschaftsmaler, der hier hohe Berge, dunkle Waldungen, fruchtbare Ländereien, vor Allem aber die malerischen Ufer des Tay vorfindet.

Der Dee ist von seiner Quelle im Crathie-Walde bis nach Aberdeen, wo er in die Nordsee fällt, ein von herrlichem Waldesgrün umsäumter Fluß. Auf seinem kurzen Laufe von Westen nach Osten durchströmt er Hochland und Niederung, er sieht die selbst im Sommer meist mit Schnee bedeckten höchsten Gipfel der Grampians, rauscht an dem Königssitze Balmoral vorbei und erweitert sich bei seinem Eintritt in die Nordsee zu einem der wichtigsten Häfen Schottlands. Der obere Lauf, soweit er von Bergen eingeschlossen wird, etwa bis zu dem Badeort Ballater, ist reich an romantischen Scenerien.

„Sei rauschender Dee gegrüßt noch von mir!

.

Wo wär' mir's auch heimisch, wenn fern ich von dir!"

Die gaelische Bevölkerung Schottlands, welche zu erwähnen wir verschiedene Male Gelegenheit fanden, ist auf die niedrigsten Klassen der Gesellschaft beschränkt. Hier am Dee ist eine der Gegenden, in welcher sie sich noch einen Theil ihrer Ursprünglichkeit bewahrt hat.

Die Gadhelen oder Gaelen, oder, wie sie später heißen, die Kaledonier, sind keltischen Ursprungs; vom 3. Jahrhundert ab vermischen sie sich mit den Pikten, die von den Skythen und Gothen abstammten. Ihr Gebiet hat seine Unabhängigkeit von den Römern kräftig behauptet, welche gegen sie unter Hadrian den Piktenwall von Meer zu Meer quer durch die Insel führten und ähnliche Befestigungen unter Antoninus Pius und Septimius Severus errichteten.

Die unruhige Bevölkerung des schottischen Hochlandes zerfiel in Stämme, welche Clans oder Septen genannt wurden; jeder dieser Clans hatte seinen Vorsteher oder Hauptmann, Thane genannt, welcher sie führte. Diese Clans-Verfassung bestand bis 1745, wurde aber damals durch eine besondere Parlamentsakte aufgehoben. Unter den Nachkommen der alten Kelten hat sich Zufriedenheit bei Mangel, heiterer Sinn in tiefer Einsamkeit, Muth im Unglück, Unerschrockenheit bei Gefahr, eine zum Sprüchwort gewordene Gastfreiheit und hohe Wärme der Freundschaft vererbt. Von dem sehr verbreiteten Aberglauben an übernatürliche Kräfte kann sich das Volk noch nicht lossagen.

Alles, was aus dem altgewohnten engen Kreise der Väter heraustritt, sich Bildung aneignet, zu höherer Stellung gelangt, anglisirt sich damit vollkommen und vergißt dabei sehr bald seine keltische Herkunft. Auf diese Weise nimmt in Schottland das angelsächsische Element fortwährend gaelisches Blut in sich auf, während bei den keltischen Bewohnern das Umgekehrte in ungleich geringerem Maße der Fall ist; Niemand findet darin einen Vortheil, sich zu diesem aussterbenden Volksthum zu bekennen, das darum auch in nationaler Beziehung viel reiner als das angelsächsische uns entgegentritt.

In einem Lande, wo Menschen zweier Stämme sich vielseitig vermischen, ist es schwer,

durchgreifende Unterschiede für das Aeußere derselben zu finden. Im Allgemeinen mag gelten, daß bei den Gaelen härtere Gesichtszüge, dunklere Hautfarbe, meist schwärzere, oder doch dunkelbraune Haare, kleine Gestalten, rundere Gesichter vorherrschen, als bei den Menschen germanischer Abkunft. Da wir dieses Volk, wie erwähnt, nur in den untersten Schichten der Bevölkerung finden, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß es im Ganzen einen unvortheilhaften Eindruck macht.

Wir haben bereits oben gesehen, daß Schottland keine Dörfer nach unsern Begriffen kennt; es giebt dort nur wenige Ortschaften, die dem gleich kommen, was wir nach der Zahl der Häuser und Beschäftigung der Bewohner ein Dorf nennen.

In Schottland findet man seit Jakob's VI. Zeit kein eigentliches Nationalkostüm mehr. Bis dahin trugen die Schotten Zeug, das in verschiedenen Farben gewürfelt erschien; die Kelten nannten in den Hochlanden solches Tuch Breacan, die Germanen im Tieflande Tartan; es war ehemals bei allen keltischen Stämmen in Gebrauch, und soll bei Basken, Toskanern, Albaniern, Kosaken und Kalmüken am Don noch jetzt charakteristisch auftreten. Im Tieflande verschwand der Tartan zu Ende des 17. Jahrhunderts; noch im Anfange des 18. Jahrhunderts sah man dergleichen Mäntel, und die Weiber trugen ein solches gewürfeltes Tuch aus Wolle oder Seide, immer mit glänzenden Farben, um den Kopf, indem sie sich seiner zu gleicher Zeit als Schleier bedienten. Dieser Mantel, der Plaid, sowie der als kurzer Unterrock oder Schurz getragene Kilt, welcher letztere für die Hochländer ganz charakteristisch war, wurden 1747 verboten, und sind seitdem abgekommen. Die Hochländer trugen ein Stück bunten Tuches als Schurz, und ein anderes wurde lose um Leib und Schulter geworfen.

In beiden Fällen war das Tuch buntfarbig, je nach dem vorgeschriebenen Breacan oder dem Zeichen des Stammes oder Clans, und deshalb hieß der Tartan auch wol die Schlachtfarbe, weil die Clans auf dem Schlachtfelde sich dadurch unterschieden. Eine Liste der Hauptclans und ihrer Farben enthält 75 verschiedene Tartans. In der englischen Armee tragen noch heute die schottischen (Hochlands-)Regimenter die alte Nationaltracht. Der jetzt am meisten übliche Tartan ist der des 42. Infanterieregiments: Dunkelgrün mit Roth.

Das Bein bleibt am Knie und etwas darüber, bis wohin der Schurz hängt, nach untenhin bloß; den Fuß bedeckt nur ein Stück festgeschnallten Felles oder Strümpfe von Tartan, welche bis über die Waden reichen, und Schuhe. In dem rechten Strumpf steckt ein kurzes Messer. Einige der ältesten keltischen Stämme scheinen aber auch ein dicht anliegendes Kleid getragen zu haben, das unten gefranzt und mit einem Gurte um die Lenden befestigt war.

Die Mütze, Bonnet, trugen die Hochländer längere Zeit als die schottischen Tieflandsbewohner und die Engländer; als Letztere längst sich der Hüte bedienten, hießen die schottischen Grenzbewohner noch Blaumützen. Die eigentliche schottländische Mütze ist klein, rund oder vorn spitz, dunkelblau oder grün, ohne Tartan und Federbusch. Häuptlinge hatten vorn daran drei Schwungfedern des Adlers, Herren vom Stande eine einfache Feder; die meisten

Clans trugen an derselben ein Abzeichen ihres vaterländischen Gesträuches, oder einfach das schottische Wahrzeichen, die Distel. Zur Festkleidung der Häuptlinge gehörten Schwert, Dolch, große Brosche, Wehrgehänge, Schnallen und die große, aus dem Fell eines wilden Thieres (Marder, Otter oder Dachs) verfertigte und mit silbernen Troddeln und Beschlag verzierte Tasche (Purse) für Lebensbedarf, später auch für Geld, Uhren, Patronen u. s. w., welche über den Leib vor dem Kilt herabhängt.

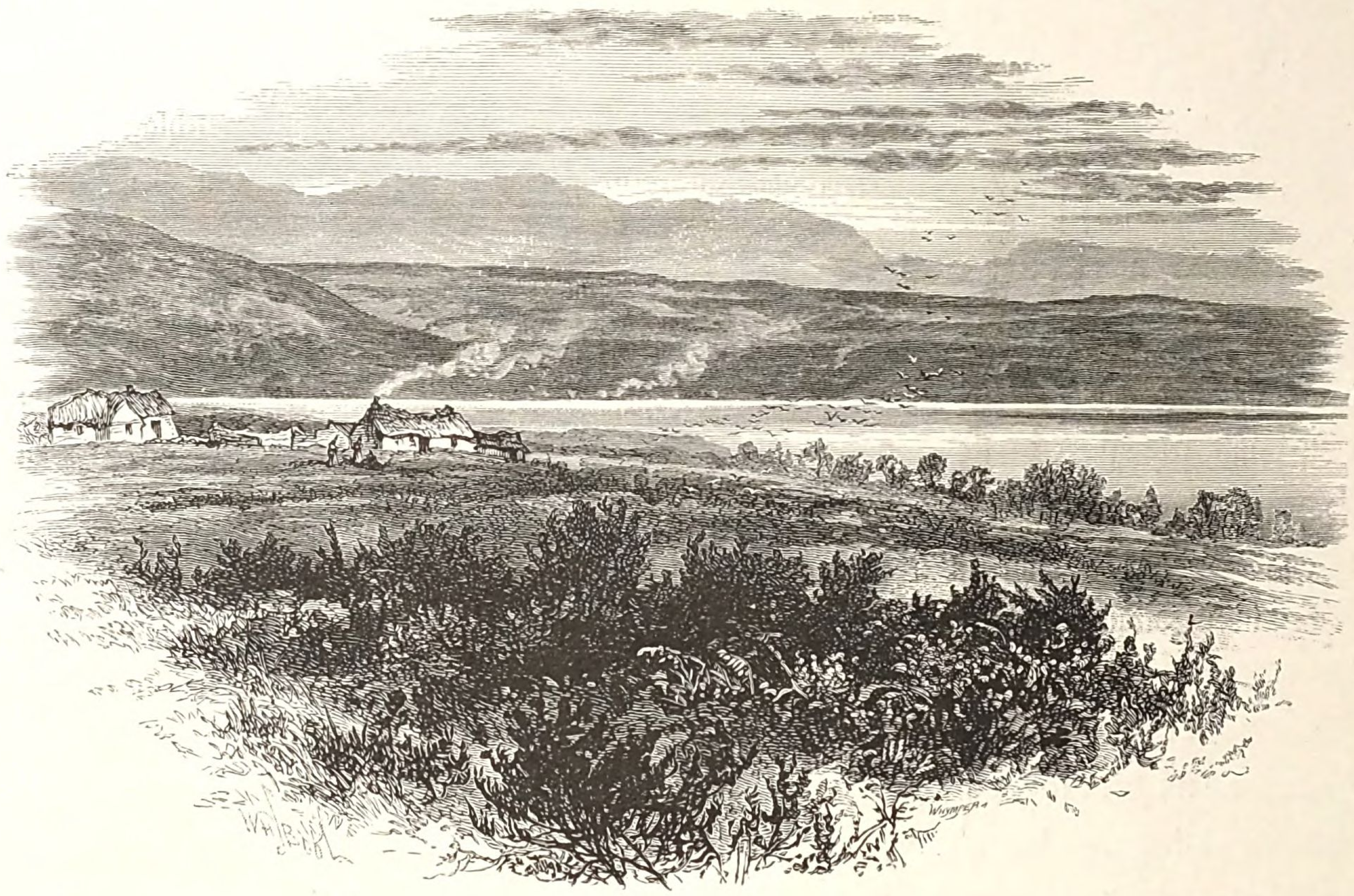
Diese Kleidung sieht man in den Hochlanden jetzt nur noch sehr selten. Im schottischen Tieflande ist der einzige Rest der alten Tracht, der gewürfelte Mantel, länger als breit, den man noch bei Schäfern und anderen Personen der Ackerbau-Distrikte findet; er ist meist weiß und schwarz. Als Volkstracht existirt die schottische Tracht nicht mehr; wo sie jetzt noch erscheint, ist sie das Kleid der Dienerschaft oder wird von vornehmen Leuten aus Liebhaberei auf Jagdausflügen angelegt. —

Ein Lieblingsinstrument der Schotten ist der Dudelsack; jeder Clan hielt sich ehedem seinen Bagpiper, dessen Instrument Wappen und Bänder in den Farben der Clanschaft trug.

Nach Richard Andree, dem wir in diesen Blättern mehrfach gefolgt sind, ist die gaelische Sprache (ein Keltisch, welches früher in den schottischen Hochlanden gesprochen ward) im schnellen Untergange begriffen. Personen, welche nur Gaelisch und kein Englisch sprechen oder verstehen, findet man selbst in den Hochlanden nur noch selten. Noch kommt es vor, daß man dort den gaelischen Begegnungsgruß hört: „Cha mara sibh an diugh“ (sprich: kamarasch an ju)? Wie geht es Euch heute? Die Antwort lautet: „Ta gu math“ (sprich: taguma). Recht wohl! Aber kein armer Mann in der gaelischen Distrikten wagt es, einen gut gekleideten Menschen in seiner Muttersprache anzureden, von der er selbst vorausgesetzt, daß außer dem Herrn Pfarrer nur schlecht Gekleidete sie verstehen. —

Aber nicht nur die gaelische Sprache ist in Schottland dem Untergange verfallen, auch der altschottische Dialekt ist im Abnehmen begriffen. Unter günstigeren Verhältnissen, wenn die politische Unabhängigkeit des Landes gewahrt worden wäre, hätte sich die schottische Mundart gewiß besser entwickeln können; sie wäre dann naturgemäß Literatur- und Staatssprache des nordischen Königthums geworden. Aber die Vereinigung mit England trat dem hindernd entgegen. Die niederen Klassen in den Städten sprechen jetzt eine Mischsprache von Englisch und Schottisch, aus der uns noch die Ueberbleibsel der alten Mundart entgegentreten.

Wie Anklänge aus der Jugendzeit, aus längst verschwundenen Tagen angenehm unser Gemüth berühren, so durchzieht Freude das Herz jedes echten Schotten, wenn ihm die bekannten Laute aus den alten schönen Volksliedern entgegentönen, oder wenn er eine verwandte Seele findet, mit welcher er sich in der Muttersprache unterhalten kann. Er findet darin nicht bloß eine Erinnerung an die großen Tage der Vergangenheit, sondern auch einen Gegensatz gegen das englische Element, dessen er sich nicht erwehren kann, was er annimmt, das ihm aber nicht sympathisch ist.



Culloden Moor.

Von Loch Neß nach Loch Eil.

Von der Nordsee bis nach dem Atlantischen Ozean zieht sich Invernessshire, der nördliche Theil des Glenmhor-nan-Albyn oder des großen Thales von Kaledonien in malerischer Abwechslung hin. An der Ostküste theilweise flach, erheben sich in seinem Norden und Westen zahlreiche hohe Bergspitzen.

Bei der gleichnamigen Hauptstadt, dem ultima Thule der Touristen, vereinigen sich die Firths (Fjörden) von Moray und Beauly. Die Gegend hat hier einen eigenen Charakter. Wenn man die Aussicht nach dem Meere hinwegdenkt, hat sie etwas von dem Trüben, Eintönigen mancher mitteldeutschen flacheren Gebirgsgegenden. Ueberall Felder, Wiesen; die Hügel und größeren Höhenstrecken sind mit Kieferwaldungen bedeckt.

Auch die Stadt Inverneß sieht in ihrem älteren Theile eigenthümlich schottisch aus. Graue kleine Häuser, die Giebel öfters nach der Straße gekehrt, die Kirchen mit spitzen Thürmen, die eigene englische Eleganz der Straßen fehlend. Der breite Neß — der Abfluß des Loch Neß — strömt hier durch und nach der Burg hinaus. Eine steinerne Brücke führt darüber und nahe dabei liegt auf mäßiger Höhe ein kastellartiges Municipalgebäude.

An dieser Stelle stand einst das von Malcolm Kenmor zerstörte Schloß Macbeths, in welchem Duncan ermordet worden sein soll.

„Das Schloß hat eine angenehme Lage;
Gastlich umfängt die leichte, milde Luft
Die heitern Sinne. Dieser Sommergast
Die Schwalbe, die an Tempeln nistet, zeigt
Durch ihren fleiß'gen Bau, daß Himmelsathem
Hier lieblich haucht; kein Vorsprung, Fries noch Pfeiler,
Kein Winkel wo der Vogel nicht gebaut
Sein hängend Bett und Wiege für die Brut;
Wo er am liebsten heckt und wohnt, da fand ich
Am reinsten stets die Luft".

Hinter der Stadt erhebt sich von der Mündung des Loch Neß nach dem „donnernden Spey" eine Hügelkette, an deren fruchtbaren Geländen von Gärten umgebene Villen der Stadtbewohner mit üppigen Getreidefeldern, dunkelgrünen Obst- und duftenden Blumengärten abwechseln; den Hintergrund aber begrenzen die gezackten Gipfel der Hochlandsalpen.

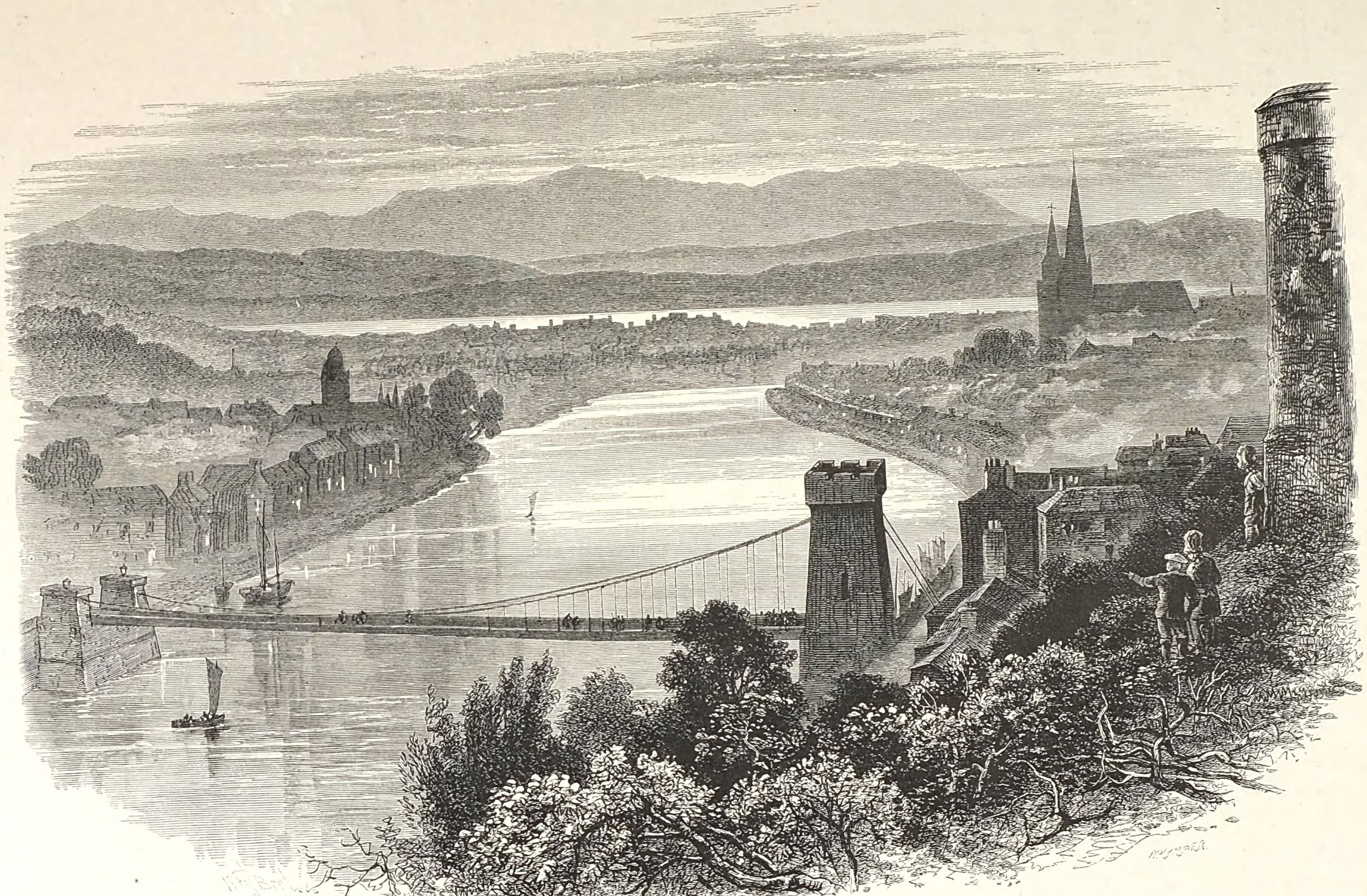
Der Spey ist der wildeste und wasserreichste aller schottischen Bergströme. In seinem Gebiete wird die Lachsfischerei eifrig betrieben und da wenig Stromschnellen und Wasserfälle seinen Lauf hemmen, so ist er besonders zum Holzflößen brauchbar.

Inverneß, von König David I. zur königlichen Residenz erhoben, wird, wenigstens in ihrem neueren Theile, für eine der schönsten Städte Schottlands gehalten; jedenfalls steht ihr eine große Zukunft bevor, denn Handel und Wandel blühen und allerorten qualmen Schornsteine, welche von der industriellen Thätigkeit der Bewohner Zeugniß ablegen.

Die Umgebung ist überall gleich anziehend und voller landschaftlicher Reize, gleichviel ob wir uns den massiven, weißen Bastionen des Fort George zuwenden, dessen Mauern das blaue Morayfjord bespült, oder in das breite Thal des Neß wandern, oder unsern Spaziergang auf die Ufer des Beauly ausdehnen. Hier fesselt den Liebhaber alter Bauwerke die in Ruinen liegende Abtei Beauly, in welcher Jahrhunderte lang die Frasers, Chisholms und Gairloch Mackenzies ihre Todten zu begraben pflegten.

Voll staunender Ueberraschung betreten wir den wilden Engpaß Dhruim, durch welchen zwischen phantastischen Felsgebilden und malerisch gelegenen Inselchen hindurch drei Meilen lang der Beauly seinen überschnellen Lauf windet. Zu beiden Seiten erheben sich steil und fast unersteigbar die Bergabhänge, bewachsen mit trauernden Silberbirken und dunkelgrünen Tannen, mit Eichen und Eschen. Am äußersten Ende des Dhruim fällt zu beiden Seiten eines andern Hügels — Insel Aigas genannt — welche Insel den Fluß in zwei Arme spaltet, der Beauly mit donnerndem Brausen von steiler Höhe herab.

Nordöstlich von Inverneß zieht sich eine weit ausgedehnte, etwas hoch liegende, öde Haidestrecke hin, Culloden Moor, jenes in der Geschichte Schottlands so berühmte Schlachtfeld, auf welchem am 16. April 1746 Prinz Karl Stuart gegen die Engländer unter dem



Inverneß.



Der Dhruim.

Herzog von Cumberland sein letztes Spiel wagte und — verlor. Ein irrender, vogelfreier Mensch, gescheucht wie ein Reh, flüchtete nach dieser Schlacht der Prätendent von Glen zu Glen, von Hochlandshütte zu Hochlandshütte. Trotz des bedeutenden, auf seinen Kopf gesetzten Preises, verrieth kein Schotte seinen Aufenthalt, der Vielen bekannt war. Sein Andenken lebt, wie das

aller Stuarts, im Volke fort; das alte Königsgeschlecht ist nicht vergessen, man singt und sagt noch viel vom „bonnie Prince Charlie".

Auf der dem Flusse Nairn zugewendeten Seite wüthete der Kampf am heißesten; die Hochlandclans hatten nach Culloden-Haus zu da Stellung genommen, wo man noch heute die langen großen, nur noch wenig über die Ebene erhabenen Gräber zeigt, in welchen die zwölfhundert in der Schlacht gefallenen Kämpfer die letzte Ruhe fanden. Ringsum aber ist Alles öde und traurig, eine Gegend, welche kein Sonnenschein erleuchten und erfreuen kann.



Die „Ställe des Königs" auf Culloden Moor.

Ueber dem schwarzen Moor erheben sich im Osten die massiven Mauern des Schlosses Dalcroß, im Westen schließt der mit schwarzen Tannen bestandene Kegel des Dun Daviot den Horizont. Eine kurze Strecke nordwärts von der Hauptstraße befindet sich eine kleine Einsenkung, Stable Hollow genannt, und dicht dabei sehen wir zwei kleine mit Stroh gedeckte Hütten, die sogenannten Ställe des Königs, in denen Cumberlands Stab die Pferde einstellte. So tief eingewurzelt lebt Prinz Charlie im Gemüth der Hochländer, daß heute noch späte Wanderer in der Nähe der Ställe sich plötzlich mitten im Schlachtgetümmel befunden und deutlich die Tartans der verschiedenen am Kampfe betheiligten Clans unterschieden haben wollen. Die Schotten glauben fest und sicher, daß auf derselben Stelle noch einmal ein großer Kampf ausgefochten werden wird; mit wem oder weshalb vermögen sie indessen nicht anzugeben, nur befindet sich unter den kämpfenden Schatten stets ein Laird Culduthel auf weißem Pferde.

Wir dürfen von dem am Firth of Moray gelegenen kleinen Hafenort Nairn nicht scheiden, ohne das altersgraue Schloß Cawdor besucht zu haben, das zwischen Waldbäumen vom Felsen niederschaut und uns an Macbeth erinnert, welcher bekanntlich Than von Cawdor gewesen sein soll. Wir haben früher schon an anderer Stelle junge Waldung am Hügel passirt;



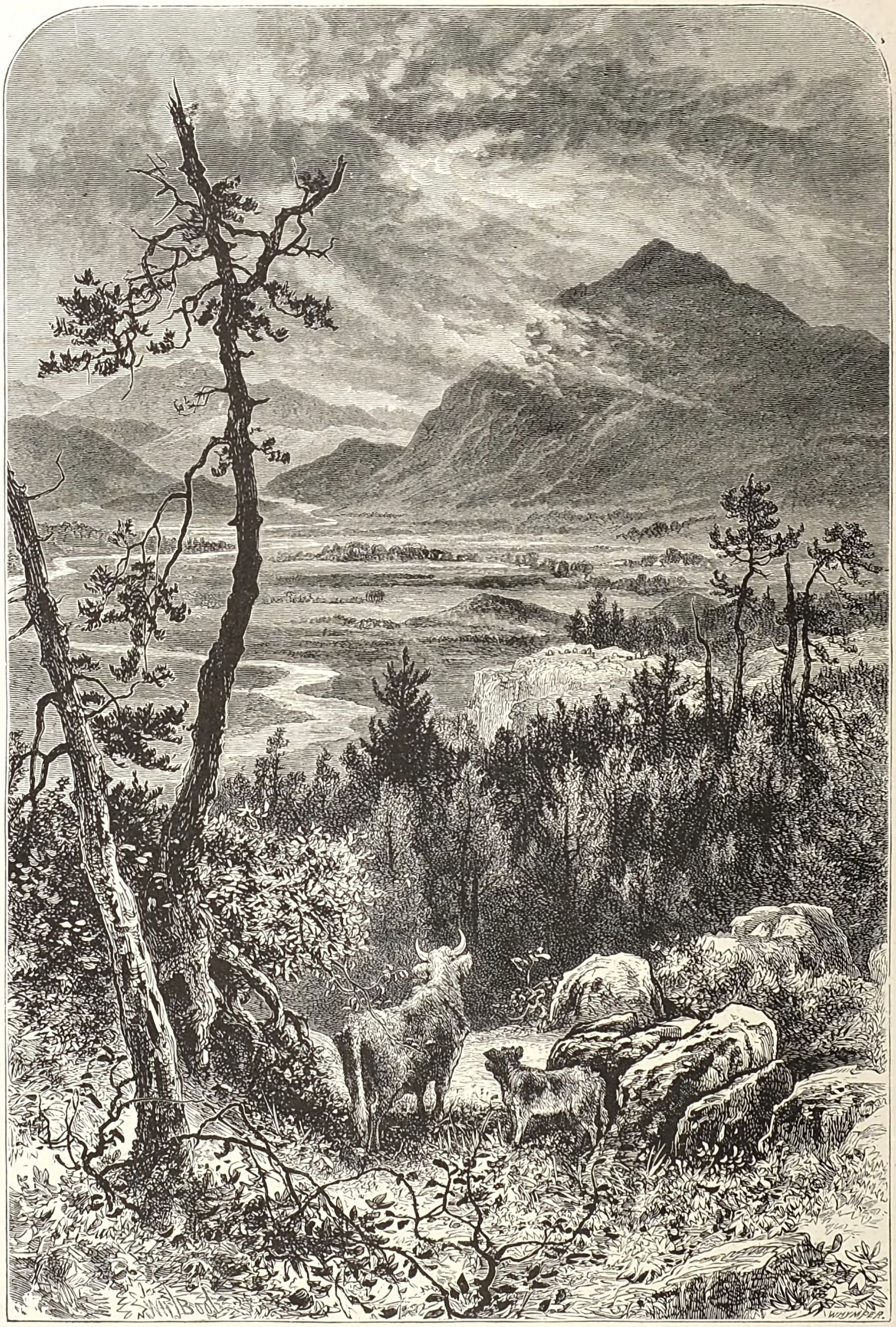
Schloß Cawdor.

das war der Wald von Birnam; auch Dunsinan lag nicht allzuweit davon, ohne jedoch vom Wege aus sichtbar geworden zu sein.

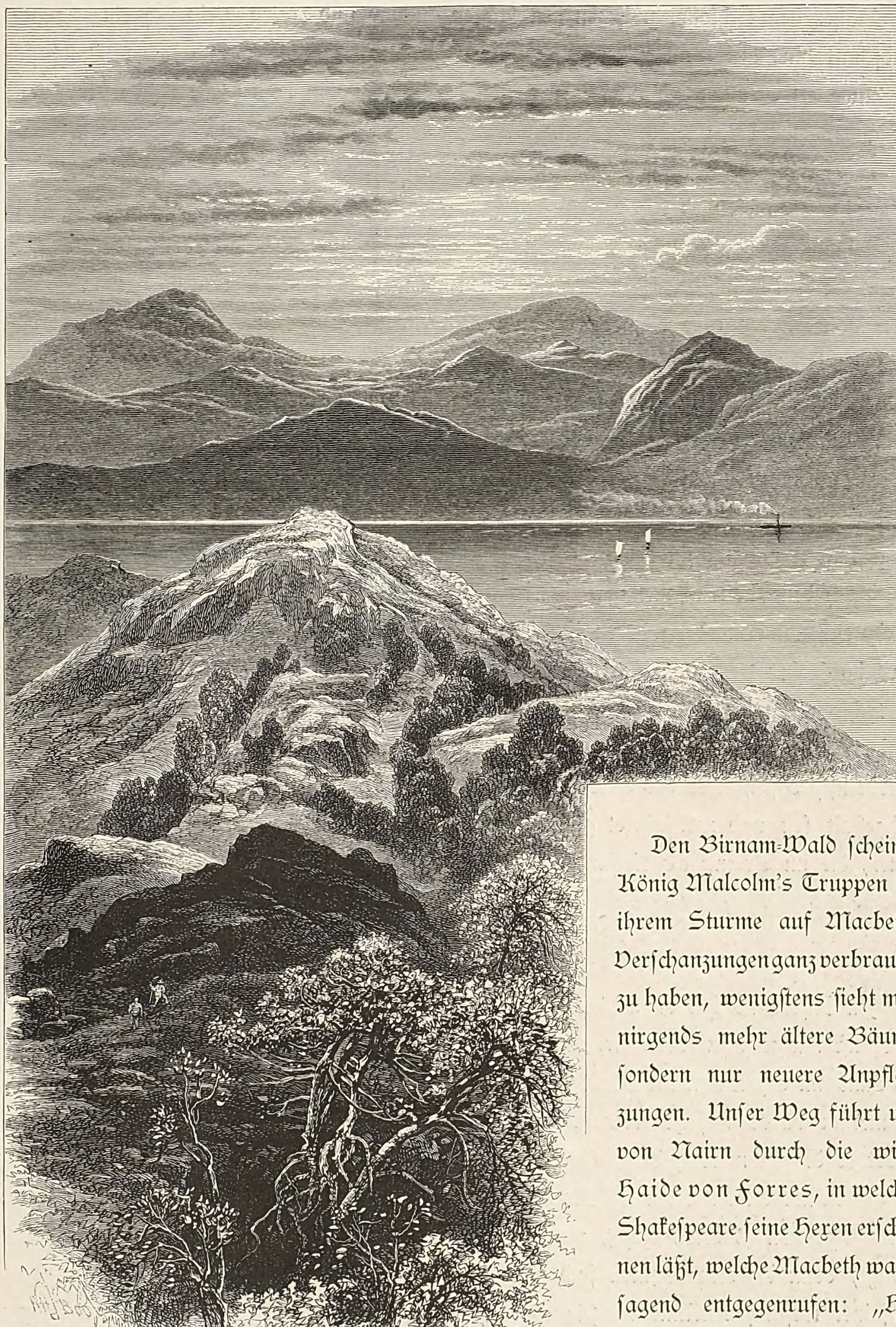
„Macbeth wird nie besiegt, bis einst hinan
Der große Birnam's Wald zum Dunsinan
Feindlich emporsteigt."

Dunsinan heißt im Volksmunde Carnbeth, oder Macbeths Schloß, die Veste, auf welcher er zuerst seinen Feinden unterlag. Hier war es, wo er die niederschmetternde Nachricht des Boten vernahm.

„Als ich den Wachtdienst auf dem Hügel that, —
Ich schau nach Birnam zu, und sieh, mir däucht,
Der Wald fängt an zu gehn."



Der Craig=Dhu, vom oberen Theile des Thales Kinguſſie aus geſehen.



Loch Neß.

Den Birnam-Wald scheinen König Malcolm's Truppen bei ihrem Sturme auf Macbeths Verschanzungen ganz verbraucht zu haben, wenigstens sieht man nirgends mehr ältere Bäume, sondern nur neuere Anpflanzungen. Unser Weg führt uns von Nairn durch die wilde Haide von Forres, in welcher Shakespeare seine Hexen erscheinen läßt, welche Macbeth wahrsagend entgegenrufen: „Heil Dir, Macbeth, Heil, Heil Dir, Than von Cawdor!"

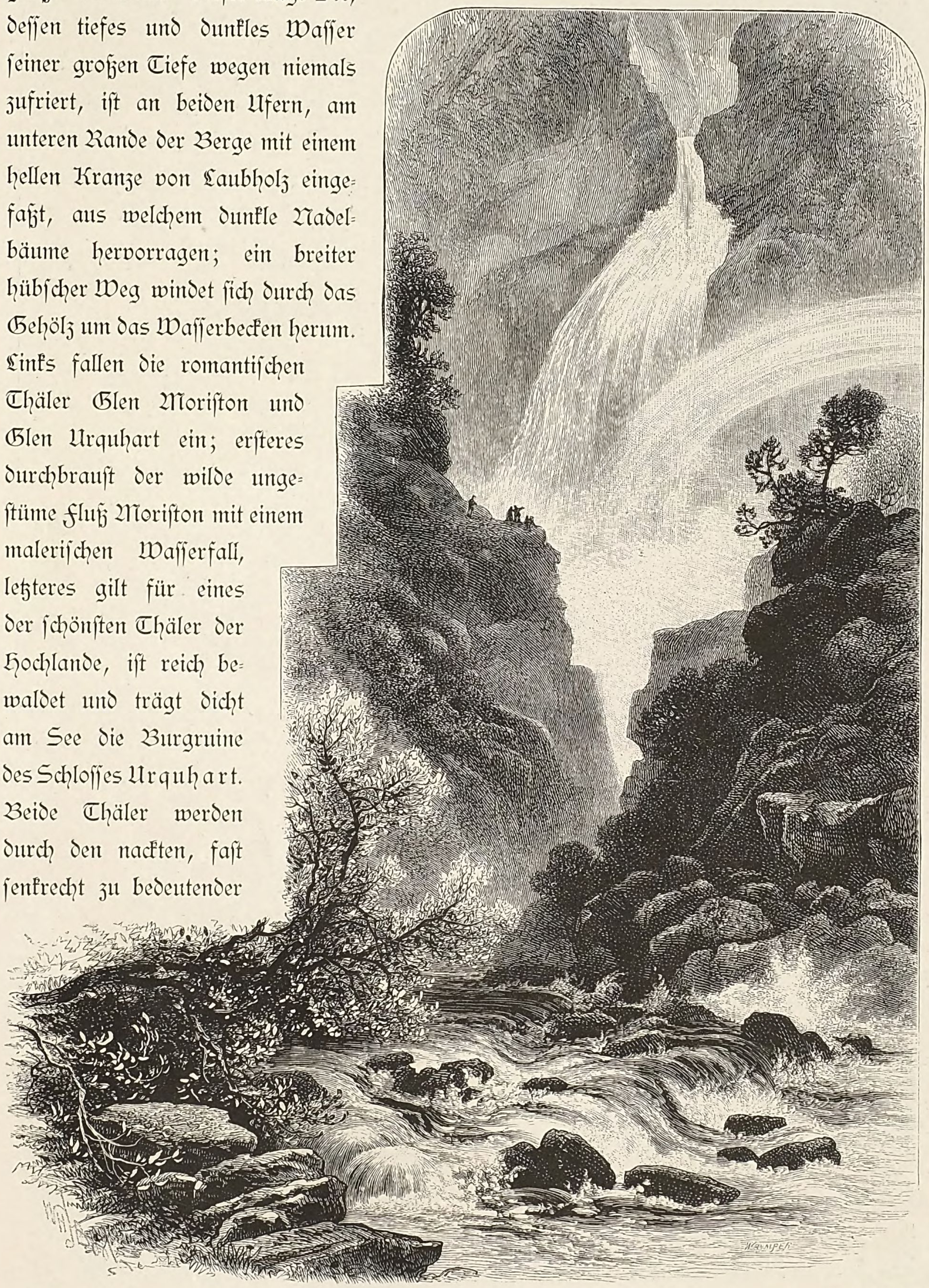
Näher dem Schlosse, zwischen den Flüssen Findlay und Nairn, zieht sich eine fruchtbare Landschaft hin, auf welcher herrliche Weizenfelder, saftige Wiesen und kleine Waldbestände das Auge erfreuen, und muntere, durch felsige Thäler dahin rauschende Bäche der Scenerie eine angenehme Abwechslung geben.

Das Schloß Cawdor ist indessen wahrscheinlich erst Anfangs des 15. Jahrhunderts gebaut, auch existirte zu Eduard des Bekenners Zeiten, welcher Malcolm, Duncan's Sohn schützte, noch kein Than von Cawdor. Erst Sir Hugh Horstrott, welcher Macbeth's Güter hier in Nairnshire erhielt, soll den Titel Than erhalten haben. Anderen Lesarten nach, war es freilich schon Donald, der erste Than von Cawdor, welcher um's Jahr 1295 die Burg zu bauen begonnen haben soll. Ueber den Bau des Schlosses leben noch mancherlei wunderliche Traditionen im Volke fort. Noch jetzt wird in einem Kellergewölbe ein eingewurzelter, dürrer Weißdornstamm gezeigt, und dabei erzählt, der Begründer des Schlosses habe einen Esel mit Gold beladen und ihn frei gehen lassen, unter dem Gelübde, da das Schloß zu bauen, wo der Esel mit seiner Bürde still stehen würde. An diesem dritten Weißdornbaum sei er still gestanden und mithin der Bau hier begonnen worden.

Auch den alten Thanensitz Glanis dürfen wir nicht vergessen, auf welchem angeblich König Duncan ermordet worden ist. Glanis Castle mit seinen kleinen Thürmen und Erkern ward im Jahre 1578 von Earl Patrick von Strathmore erbaut; schwerlich reicht ein Theil des Schlosses in die Zeit Macbeth's zurück. Die Geschichte berichtet uns ganz andere und weniger gräßliche Dinge über Macbeth, welcher am 5. Dezember 1056 bei Lumphanan in Aberdeenshire fiel, aber das Volk hält an der ihm von Shakespeare so nahe geführten Macbethgestalt fest und wallfahrtet gläubig, unbekümmert um Zeit und Geschichte, nach den Orten, die im Drama als Schauplatz der gräßlichen Thaten aufgeführt werden.

In Schottland hat die Natur einen Weg vorgezeichnet, welchem der Mensch nur durch die Kunst nachzuhelfen brauchte, um eine der besten Wasserstraßen zu schaffen. Quer durch das Land im Osten von der Stadt Inverneß am Moray Firth, einem Ausläufer der Nordsee, beginnt der kaledonische Kanal. Die tiefe Senke im Norden der Grampians benutzend, verbindet er die Seen Loch Neß, Loch Oich und Loch Lochy und mündet im Loch Linnhe im Südwesten in's Meer. Sein auf Staatskosten ausgeführter Bau, welcher mit Einschluß der Seen eine Länge von 13 Meilen hat, wurde 1822 vollendet; leider wird er aber nur sehr wenig benutzt, denn die Kanalbauten sind nicht tief genug angelegt, und die gefährlichen Küsten an seiner westlichen Mündung schrecken die Schiffer ab, welche lieber den weiten Weg um die Orkneys und Hebriden herumgehen, als daß sie sich durch die vielen Seen und Schleusen hindurchschleppen lassen.

Mit Ausnahme des kleinen Vorsees Loch Dochfour ist Loch Neß der nördlichste und größte der Seen. Dieser lange See, dessen tiefes und dunkles Wasser seiner großen Tiefe wegen niemals zufriert, ist an beiden Ufern, am unteren Rande der Berge mit einem hellen Kranze von Laubholz eingefaßt, aus welchem dunkle Nadelbäume hervorragen; ein breiter hübscher Weg windet sich durch das Gehölz um das Wasserbecken herum. Links fallen die romantischen Thäler Glen Moriston und Glen Urquhart ein; ersteres durchbraust der wilde ungestüme Fluß Moriston mit einem malerischen Wasserfall, letzteres gilt für eines der schönsten Thäler der Hochlande, ist reich bewaldet und trägt dicht am See die Burgruine des Schlosses Urquhart. Beide Thäler werden durch den nackten, fast senkrecht zu bedeutender

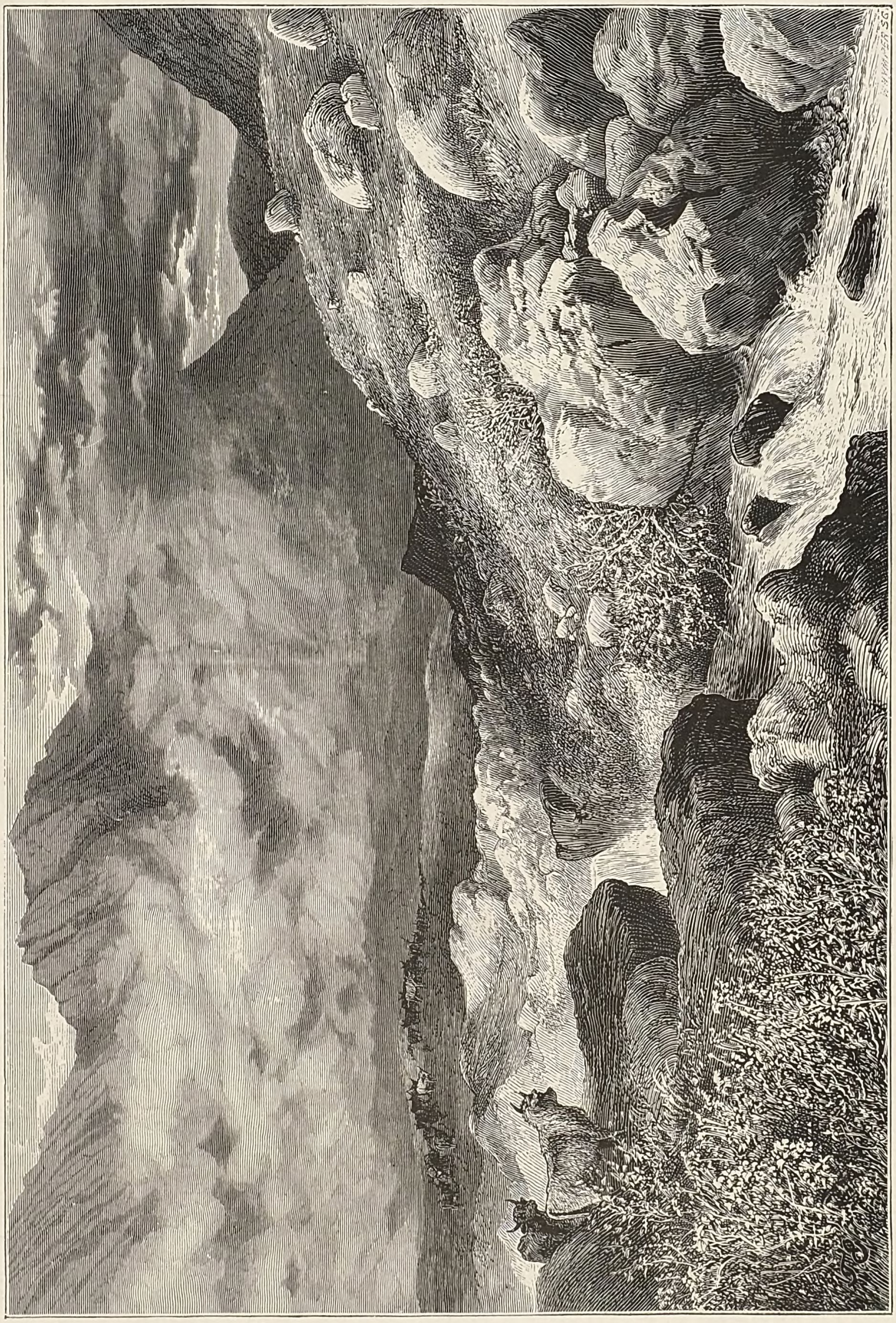


Die Foyers-Fälle.



Höhe aufsteigenden Meal-Fuarvounie von einander getrennt. Auf der rechten Seite bildet ein Gießbach, der in gewaltigem Sturz in die See fällt, die Foyers-Fälle. Durch Gebüsch und über Höhen immer bergan, gelangt man an einen rundlichen Felsenschlund, an dessen innerer Wand der Strom brausend in die Tiefe stürzt, so daß das Wasser zwischen den umherliegenden Steinblöcken und Birken, Eschen und Tannen hoch wieder aufspritzt. Noch imposanter nimmt sich der Sturz von unten her aus, von wo man das Drängen und Poltern und Ueberstürzen von Flut über Flut in der obern

Ballachulish: Eingang in's Thal Glencoe.



Im Paß von Glencoe.

Rinne, ehe er den eigentlichen Fall wagt, besser betrachten kann. Fast sinnverwirrend hallt das Donnern und Brausen; von den losgerissenen Erdstücken erscheint das Wasser braun und schwarz.

Der schottische Barde Burns feiert in einem seiner besten Gesänge, den „brüllenden Wasserfall des Foyers".

Am Südende des Loch Lochy erblickt man den schneebedeckten, höchsten Berg Großbritanniens, den steilen, kahlen, fast 1500 Meter hohen Ben Nevis und weiter südlich erhebt sich über dem weiten grünenden Thale Kinguissie, durch welches der Spey, vorüber an üppigen Wiesen und wogenden Getreidefeldern dem Meere zueilt, der schwarze Kegel des Craig-Dhu.

In der Nähe des Weilers Ballachulish, vorbei an kolossalen Steinbrüchen, welche uns die innere Bauart der Berge zeigen, eröffnen sich uns die Perlen des Hochlands, die Alpen und das wilde Thal Glencoe, das Heimatland und die Ruhestätte des Sängers Ossian.

An einer schmalen Stelle des Sees, Calas-ic-Phadrig, so genannt, weil der Tradition nach ein König Patrick von Dänemark hier ertrunken sein soll, setzen wir in einer Fähre über Loch Leven. Das Kirchspiel besteht aus zwei verschiedenen durch Loch Linnhe von einander getrennten Distrikten. Es ist dieses Loch Linnhe ein Meeresarm, der sich zwischen den Bergen Appin und Morven hinzieht.

„Wenn als Hochländerknab' ich die Haide durchstreifte,
„Deinen Gipfel erklimmend, o Morven, voll Schnee,
„Zu sehn, wie der Bergstrom, der donnernde, schweifte,
„Wie unten die Wolken sich ballten zum See —"

Das Thal, welches einstmals der Clan Mac Donald bewohnte, ist fast menschenleer und durchweg öde, denn da, wo einst dem Menschen nutzbringende Getreidefelder wogten, sind jetzt Wildparks angelegt worden. Das Thal ist anfangs ziemlich breit und auf dem niedrigen Wiesengrunde liegen zwischen Gruppen von Weidenbäumen einige Häuser. Der von Ossian gefeierte Fluß Cona durchrauscht es; wir gehen ihm nach bis zum See Treachtan, der ihm seine Quelle nährt. Weiter hinauf wird das Thal enger und wilder, senkrecht thürmen sich zu beiden Seiten die nackten, durchfurchten Felswände auf, strecken wie Geier ihre Krallen, ihre Spitzen und Hörner aus, und durch die oberen Spalten und Klüfte leuchtet der Schnee hervor, während der allmählich höher ansteigende Pfad, welchem am unteren Ende der nackte Buchael Ettive quer vorliegt, von unförmlichen Steinblöcken überschüttet ist, die ihn zuletzt verschließen. Aber hier zur Linken schaust du oben an der Felswand die zerspaltenen Trümmer, wie zu Stufen an einander gereiht. Das ist die Teufelstreppe (the devil's staircase), ein jäher Pfad, eine Art natürliche Treppe, welche zu erklimmen hat, wer den nächsten Weg über die Höhen in's kaledonische Thal nach Fort William gehen will. Wer aber diesen gefährlichen Steig zu vermeiden wünscht, muß sich weiter rechts durch das fast unendlich scheinende, öde, traurige Moor von Rannoch wenden.

Diese ganze Natur athmet eine tiefe, gewaltige Melancholie. Ossian gehört ihr an wie die leuchtende Perle der dunkelschaligen Muschel. Hier versteht man seine Gleichnisse, sein:

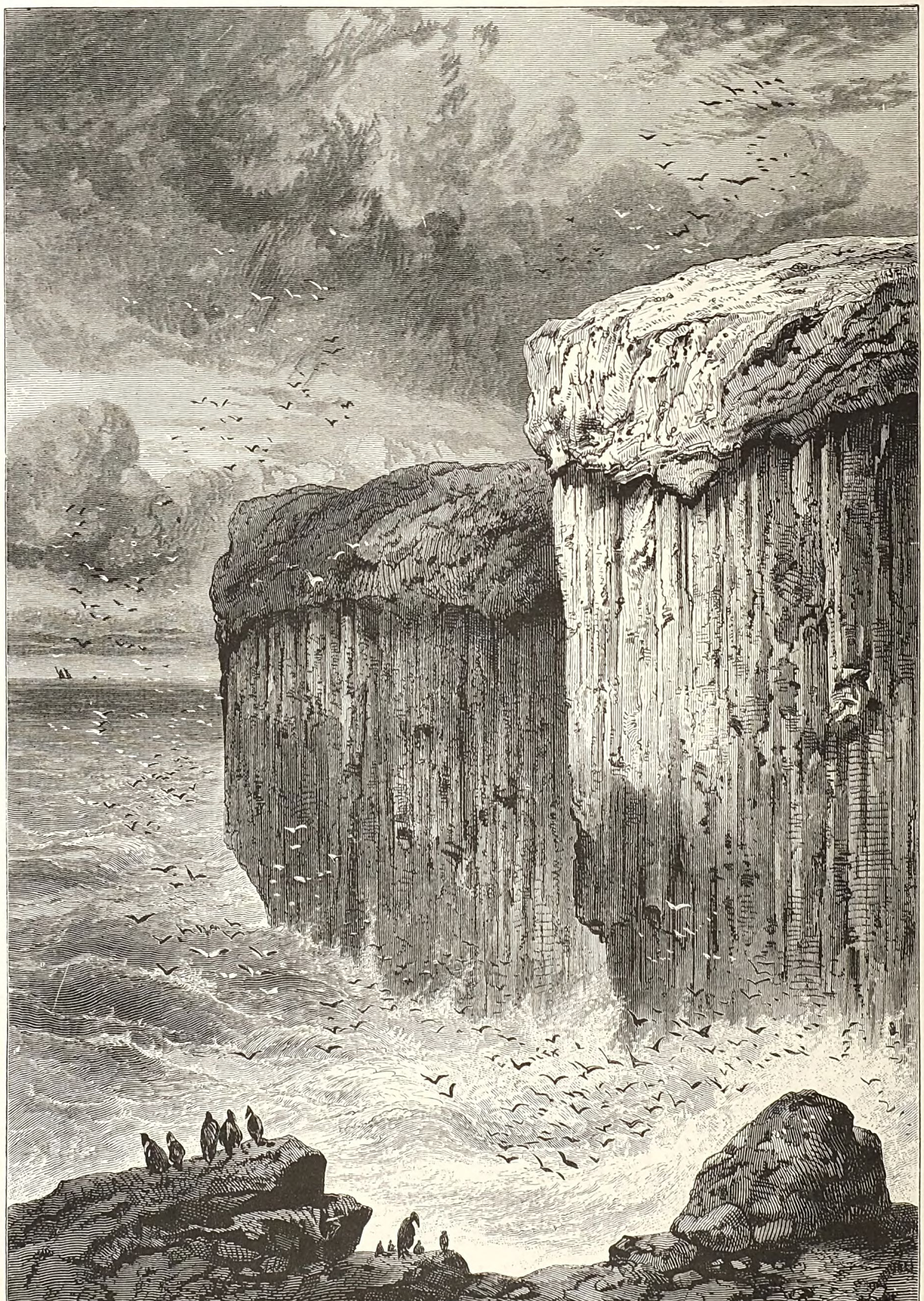
— — „Ich sah ihren Fürsten,
Hoch, wie einen Felsen von Eis —
Sein Speer gleicht einer zerstürmten Tanne,
Sein Schild dem aufgehenden Monde.
Er saß am Ufer, auf einem Felsen,
Und um ihn wogt sein schwarzes Haar
Wie Wolken" —

Glencoe lebt in der traurigen Erinnerung des Volkes fort seit dem ewig denkwürdigen Gemetzel von Glencoe, bei welchem die Mac Jan, ein Zweig des Clans Mac Donald, nach der Revolution des Jahres 1692, Männer, Weiber und Kinder von englischen Truppen hingeschlachtet wurden.

Den massenhaften, starren Bergriesen, den Ben Cruachan, zur Rechten, den langen, glänzenden Seespiegel zur Linken, vorbei an der am Seegestade liegenden Burg Kilchurn, dem umfangreichen, und dem im westlichen Hochland am besten erhaltenen Sitz der einst mächtigen Campbells, wenden wir uns nach dem freundlichen Städtchen Oban. Nachdem wir das nördliche Ufer des Loch Awe verlassen, bog die Straße in eine enge, tiefe Schlucht ein, in welcher zu unserer Linken der Fluß Awe über gewaltige Felsblöcke hinbrauste, um das Wasser des Sees nordwärts dem Loch Ettive zuzuführen. Steil fallen die Felsen in die Wellen, über alle schaut das Zackenhaupt des Ben Cruachan hervor, und vor der Hauptstraße streckt sich in langer Linie die Insel Kerrera hin, so daß man nicht am Meere, sondern an einem romantischen See zu sein glaubt.

Oban ist unstreitig einer der reizendsten Plätze des Hochlands. Wem die Zeit dazu vergönnt ist, der soll von hier aus eine Tour über die Berge gegen Südosten nach Inverary, dem Hauptorte der Grafschaft, an dem Loch Fine, mit dem Residenzschloß der Herzöge von Argyle nicht verabsäumen. Die Argyles haben das alte Castle of Inverary, jene Burg, welche Walter Scott in der Legende von Montrose so umständlich schildert, in das jetzige prächtige Schloß umgewandelt. Kapitän Dugald Dalgetty, den eifrigen Verehrer des Schwedenkönigs, „des Bollwerks des protestantischen Glaubens, des nordischen Löwen, des Schreckens Oesterreichs, Gustavus des Siegreichen", führt Walter Scott nach dem Schloß Inverary, und läßt ihn in demselben von dem damaligen Marquis von Argyle die Leiden des Kerkers kosten. Während der Kapitän sich zu befreien weiß, schließt er, spaßhaft genug, den Fürsten selbst darin ein.

Das Vorgebirge bei Oban belohnt durch eine glänzende Aussicht, denn es berührt mit der Nordseite den Eingang in den Loch Ettive und auf der Südseite den Sund zwischen der Insel Kerrera und dem Festlande. Im Nordwesten lagert die grüne Insel Lismore, ihr gegenüber die kühne Bergreihe des Morven und die Wasserfläche von Loch Linnhe, im Westen die große



Die Fingalshöhle auf Staffa.

hohe Felseninsel Mull mit dem Ben Mor (großer Berg), die nördliche Einfahrt aber beherrschen die Ruinen von Dunolly Castle, der Veste Mac Douglas von Lorn, auf jähem, felsigem Vorsprunge in das Meer hinaustretend, ehrwürdig und altersgrau und von Epheu umrankt. An dem traurigen, schweigenden Felsufer des Morven, in dem Lande der Ossian'schen Gesänge, versteht man die in den Klageliedern bemerkliche Verlassenheit, welche jeden Leser so tief rührt:

Blick' auf die heilige Flur,
Grüne Gräber erblickst Du
Mit hohem lispelndem Grase,
Und den moosigen Häuptern ihrer Steine.
— — — — — — — — — — —
Ein Bergstrom rauscht herab
Und sendet seine Fluten
Um einen grünen Hügel.
An den Gipfel lehnen
Die moosigen Steine ihre Häupter
Von dürrem Grase umgeben,
Zwei Bäume vom Sturme gebeugt,
Breiten sie säuselnde Zweige umher.
Dies ist Deine Wohnung, Erragon,
Dies dein enges Haus!
Der Ton Deiner Muscheln ist in Sora vergessen,
Du bist gefallen auf unserm Gebirge —
Der Mächtige ist todt! —

Südwärts um die Insel Mull herumfahrend, steigen uns zur Linken, nach der schottischen Küste hin, eine lange Kette von Eilanden auf, Jura mit den Paps of Jura in der Mitte, alle hoch und felsig und ohne Wald, aber doch grün und mit Gebüsch und in voller Majestät treten darüber die gigantischen Felsmassen des Hochlands mit ihren unzähligen Spitzen und Zacken hervor. Endlich legt das Schiff an der kleinen Insel Jona an, der Wiege des Christenthums für jene nordische Welt, an jenem Eilande, das in der früheren Geschichte Schottlands strahlte gleich dem Stern der Weisen aus dem Morgenlande und das, seinen Glanz weithin über die Hochlande verbreitend, die Männer aus den Bergen herzu rief, daß sie kamen und anbeteten und mit dem Himmelsbrote genährt in ihre Berge zurückkehrten. Heute liegen nur kleine niedrige Hütten am Strande, aber neben denselben trifft man auf die schönen Reste einer alten Kathedrale, auf die Ruinen einer Abtei und auf einen alten Kirchhof, wie er ehrwürdiger und interessanter nicht gedacht werden kann. Auf den Grabsteinen rings umher lesen wir die Namen Douglas, Bradalbane, Argyle und andere Namen schottischer Häuptlinge, welche alle eifrigst strebten, auf der heiligen Insel ihre Ruhestätte zu erhalten. Auch Shakespeare läßt im Macbeth Duncan's Leiche hierher bringen.

Das armselige Dorf, wenig zerstreute Hütten, führt den stolzen Namen Baile Mor — große Stadt!

Wenige Meilen nordwärts von Jona liegt das Wundereiland Staffa. Die Insel, bekanntlich ein Basaltfels, ist unbewohnt und wol auch niemals bewohnt gewesen, denn zum Anbau ist keine Erde da, die Hütten würde der Sturm bald umwehen und zertrümmern, und wenn irgend der Wind bläst, schlägt die See Wellen, daß Schiffe und Mannschaft nur zu leicht verschlungen werden.

Der alte Name ist skandinavischen Ursprungs und bedeutet „Säulen- oder Stabinsel". Bei ruhigem Wetter fahren wir auf schwankendem Kahn ein in die Fingalshöhle, in den „Tempel, nicht von Menschenhänden gebaut". Auf thut sich der Wunderbau „die Höhlenkathedrale von Staffa", die erhabenste Domhalle, die man sehen kann, zu beiden Seiten hohe, schwarzblaue Pfeiler, die halb aus der Wand hervortreten, kannelirt und wie von Künstler's Händen geglättet, während oben von der Decke kurze Säulen herabsteigen, deren unterste Enden so glatte Flächen bilden, als wenn sie mit dem schärfsten Messer abgeschnitten wären. Die linke Seite ist frei, so daß man die Pfeiler in's Wasser tauchen sieht, aber an der rechten ziehen sich zwei oder auch drei Reihen niedriger Pfeiler hin, die nach der Wand hin höher werden, alle eben so glatt abgeschnitten. Um diese kann man tief in die Höhle hinein gehen, doch ist Vorsicht zu empfehlen, weil man von der schlüpfrigen Oberfläche leicht abgleitet. Je tiefer man einfährt, desto tieferer und schauerlicher wird es um uns her, und man sehnt sich wieder nach dem Himmelslichte, welches man bei der Umkehr schwach durch die Pforte her einschimmern sieht, und dem man in ehrfurchtsvollster Stimmung vor dem Baumeister dieser Säulenhalle zusteuert.

Zurück nach Oban kehrt das Dampfschiff, welches uns hierher geführt zu diesem Wunderwerke der Schöpfung. Und mit diesem letzten Ausfluge haben wir unsere Kreuz- und Querzüge in den Hochlanden beendet und wandern südwärts, dem Flachlande zu.

Lebt wohl nun, ihr Berge, mit Schnee hoch bedeckt,
Lebt wohl nun, ihr Thäler, so grün und versteckt,
Lebt wohl nun, ihr Wälder, die üppig ihr sprießt,
Lebt wohl nun, ihr Ströme, die rauschend ihr fließt!
Mein Herz ist im Hochland! — — —



Schloß Holyrood.

Edinburgh und das Tiefland im Süden.

Bevor wir Edinburgh, der Hauptstadt Schottlands, einen Besuch abstatten, wollen wir einige durch landschaftliche Reize ausgezeichnete, oder historisch denkwürdige Punkte ihrer Umgebung aufsuchen. Nach Roslin Castle und nach Hawthornden führt uns zunächst der Weg.

„Wer kennt nicht Melville's Buchenwald,
Und Roslin's fels'ges Thal?"

Südlich von Edinburgh, am Ostabhange der Pentland-Hügel, liegt der romantische, von den Bewohnern der Hauptstadt gern und oft besuchte Park von Hawthornden. Das gleichnamige Schloß, welches uns dichter Wald bis dahin verborgen hatte, erblicken wir plötzlich und unerwartet dicht am Ufer des zu seinen Füßen über rundgewaschene Kiesel hinbrausenden Esk zwischen zwei steilen, und an manchen Stellen überhängenden Felsenwänden eingekeilt und dicht mit wildem Wein und dunkelblättrigem Epheu umrankt. Es ist die Heimat eines alten, ritterlichen Geschlechts, welchem Anabella Drummond, Robert's III. Königin, und der edle Dichter William Drummond entsprangen.

Der bekannte Ben Johnson kam im Jahre 1619 zu Fuß von London, um den ihn befreundeten Poeten Drummond zu besuchen, welcher an gebrochenem Herzen starb, als er die Nachricht von der Hinrichtung Karl's I. empfing. Hier schrieb er mehrere seiner kürzeren Stücke, von denen er zwei dem Gastfreund widmete. Noch zeigt man vor dem Schlosse den alten Baum, unter welchem an lauen Sommerabenden die Freunde zu sitzen pflegten. In der großen Halle des Schlosses bewahrt man ein zweihändiges Schwert Robert Bruce's, eine Seidenrobe der Königin Anabella, und das vollständige Nationalgewand des Prinzen Karl Eduard auf. In dem massiven Sandsteinfelsen unter dem Schlosse befinden sich weitläufige, eigenthümliche Höhlen, welche von dem bekannten Alterthumsforscher Stukely für feste Plätze der alten Piktenkönige gehalten werden. Als einst während der Regierung David's II. eine englische Armee in Lothian war, fanden die bewaffneten Horden Sir Alexander Ramsay's von Dalhousie eine Zufluchtsstätte in diesen Höhlen, später aber gewährten sie dem Dichter Drummond einen lieben Aufenthalt, welcher durch eine Oeffnung in dem Felsen selbst in den stürmischen Zeiten des Bürgerkrieges hier geschützt und in Frieden sitzen, den Wind um die Feste heulen und tief unten den Esk rauschen hören konnte.

Ein besonders hervorragender Stein, der sich in der Nähe des Schlosses weit hinausbeugt über eine Thalschlucht, wird als ein Punkt bezeichnet, von dem einst John Knox zu einer großen Volksversammlung gesprochen hat.

Dem Wasser in der Thalschlucht folgend, gelangen wir durch die einsame und stille Wildniß des Parks von Hawthornden nach Roslin Castle, von dem nur wenig trümmerhaftes Gemäuer sich auf dem Berge erhalten hat. Ziemlich entfernt von dem Schlosse auf einem besondern Hügel in lieblicher Waldeinsamkeit steht, das Flüßchen Esk beherrschend, die berühmte Roslin-Kapelle.

William, Graf Orkney, Lord Oberkanzler von Schottland, welcher im Jahre 1461 Gesandter Jakob's I. am englischen Hofe war, hat den Bau dieser herrlichen Kapelle im Jahre 1446 beginnen lassen. Nachdem sie in den Revolutionskämpfen des siebzehnten Jahrhunderts zum Theil zerstört worden, hat man sie in späterer Zeit im sogenannten Tudor- oder Elisabethstyl, welcher die Solidität des normannischen Styls mit dem gefälligen Schmuck der Gothik vereinigt, fast ganz restaurirt. Unter dem vielen Schnitzwerk an Pfeilern und Kragsteinen sieht

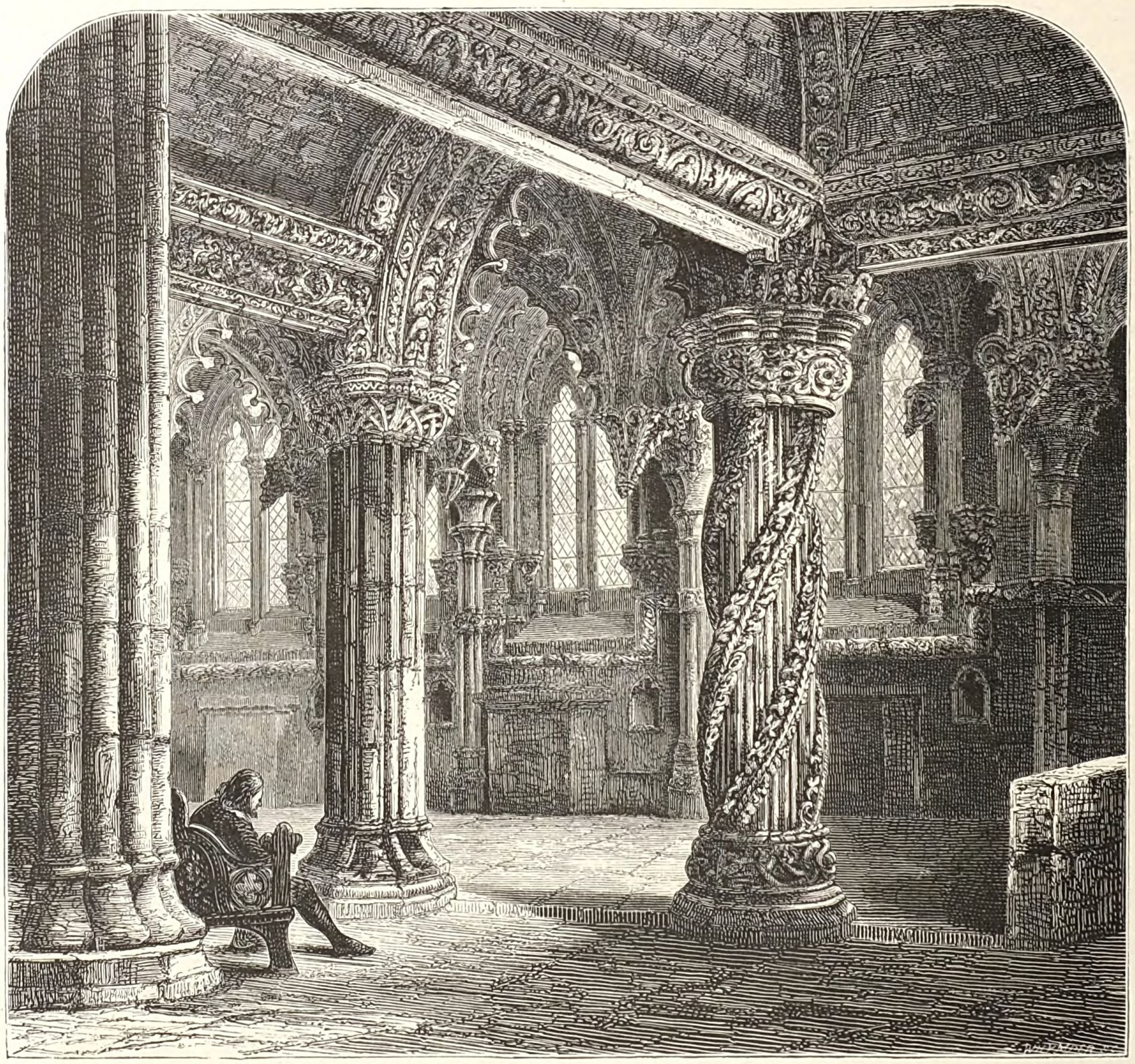
man eine Anspielung auf den Namen vieler Rosen, mit welchem übrigens diese Blume in keiner Beziehung steht, denn Roßlinnhe heißt soviel wie: Wasserfall.



Hawthornden.

Die Kapelle ist von innen und außen ein wahres Schmuckkästchen. Unter den kannelirten Säulen, welche das Gewölbe tragen, befindet sich eine, deren Schaftrinnen mit Laub-

gewinden arabeskenartig umgeben sind, und welcher oben mit Emblemen und Symbolen verziert ist. Das Handbuch berichtet von der reich geschmückten Säule eine jener Anekdoten, die sich in fast gleicher Form auch an andere architektonische Kunstwerke knüpfen. Es heißt, der Werkmeister, unfähig den Pfeiler nach den ihm vorgelegten Zeichnungen auszuführen, sei nach



Der Lehrlingspfeiler in der Roslin-Kapelle.

Italien gewandert, um dort zu sehen, wie man es zu machen habe. Bei seiner Rückkehr jedoch sei der Pfeiler von einem seiner Schüler bereits auf das Glücklichste vollendet gewesen, und der Meister, darüber von Neid entbrannt, in solche Wuth gerathen, daß er den Jüngling mit einem gewaltigen Hammerschlage getödtet habe, um sich des Nebenbuhlers zu entledigen.

Auf dem Architrav zwischen dem Lehrlingspfeiler, wie er genannt wird, und der zunächst stehenden Säule befindet sich die Inschrift:

Forte est vinum, fortior est rex, fortiores sunt mulieres, super omnia vincit veritas! (Der Wein ist stark, der König ist stärker, die Frauen sind am stärksten, aber über Alles siegt die Wahrheit!) Eine gute Inschrift für eine Kirche.

In der Kapelle liegen zwanzig Barone aus dem Geschlechte Roslin in voller Rüstung begraben, wie uns Walter Scott in einer seiner schönsten Balladen, Rosabella, berichtet:

> Von Roslin's Baronen zwanzig ruhn
> Begraben in jener stolzen Kapelle;
> Sie alle umfaßt das heil'ge Gewölb'!

Wenn ein Roslin stirbt, so erglänzt am Abend vorher diese kleine Kapelle in hellem Flammenschein. Das ist das Todeszeichen für das alte Geschlecht. In voller Rüstung, auf einem flachen Steine liegend, wurden sie beigesetzt, es empörte den Stolz der edlen Herren, wie die übrigen Sterblichen in Särgen zu ruhen.

Vater Hay war anwesend, als die Gruft geöffnet ward, in welcher der Leichnam Sir William Sinclair's seit dem Jahre 1650, dem Tage der Schlacht bei Dunbar, begraben lag.

„Er lag in seiner Rüstung auf einem flachen Steine", sagt der Vater, „eine rothe Sammetmütze bedeckte sein Haupt. Alles war wohlerhalten, nur ein wenig weißes Pelzwerk an der Mütze war etwas zerdrückt. Alle seine Vorfahren hat man in derselben Art und Weise in voller Rüstung beigesetzt." — Erst unter König Jakob VII. hat man angefangen von dieser althergebrachten Sitte abzuweichen.

In Ost-Lothian, am Strande der Nordsee, steht auf jähem, grauem Felsen die Burg Tantallon, die alte Veste der Douglas. Von der Landseite nähern wir uns derselben auf lachenden Wiesenpfaden und grünen Feldrainen, von denen sie durch einen doppelten Wallgraben abgeschlossen ist, von der Seeseite ist sie gänzlich uneinnehmbar; da ist der Anblick ein überwältigender, man glaubt, sich den gelobten Eilanden Capri oder Ischia zu nähern.

Donnernd schlägt die wilde Brandung an die steilen Felswände, hoch auf spritzt der Gischt, über die zerfallenen, nicht allzu hohen Mauern schwärmen scheue Seevögel.

Der Ursprung der Veste, der Kerker des „Herrn der Inseln", ist uns unbekannt; mancher Belagerung hat es getrotzt, das wilde Schloß, das einst Macduff, dem Earl of Fife gehörte, bis Monk's Kanonen seine Mauern niederlegten. Hierher verlegt Walter Scott die aufregendsten Scenen von „Marmion". Sir Ralph Sadler, der englische Gesandte, suchte in Tantallon Schutz vor dem über die Heirath der Königin Mary mit Eduard VI. entrüsteten Volke.

„Tantallon zerstören und eine Brücke nach Baß-Rock bauen" sagt ein altes schottisches Sprichwort. Damit soll etwas Unausführbares bezeichnet werden. Denn mit gewaltiger Schroffheit, fast pyramidalisch, aber an einer Seite senkrecht abstürzend, erhebt sich unweit der alten in Ruinen liegenden Veste, die mächtige Trap-Felsmasse, der Baß-Rock. Von ferne bleibt es zweifelhaft, ob alle ihre Ränder und Brüche und die Kanten vorstehender Platten nicht gleichsam weiß bestreut seien, und zwar weiß, bald als wäre es etwa frisch-



Die Veste Tantallon.

gefallener Schnee, der auf allen Vorsprüngen sich angehäuft hat, bald als wüchsen weiße Blumen längs all dieser Brüche und Kanten. Sowie man dann näher gekommen ist, und die Formen deutlicher werden, belebt sich dies Weiße, es bekommt Gestalt, ja es fliegt auf, kurz, es sind Hunderttausende von Vögeln, welche hier in vielfältigsten Reihen sitzen, hier ihre Eier ausbrüten, hier als Junge ihre Schwingen prüfen lernen, von hier in's Meer tauchen, um ihren Raub zu suchen.

Zu beiden Seiten des Firth von Forth sind die Felsen der Küsten unterwaschen und oft in wunderlicher Form gestaltet. Auf der, den Ruinen Tantallon gegenüber liegenden Küste, unweit Kinkell, finden wir den merkwürdig gestalteten etwa 14 Meter hohen Spindelfelsen, einen Basalt-Monolith, an dessen Fuße sich die stürmische Nordsee in wilder Brandung bricht. In der Nähe fesseln der gleichhohe Jungfernfels und der Buddorock unsere Aufmersamkeit.

In Tweeddale, oder wie man es neuerdings zu nennen pflegt, in Peebleshire, sind wir so recht mitten im Lande Walter Scotts; hier liegen in lieblicher Schönheit, nur eine kurze Strecke von einander entfernt, Abbotsford, des Barden heiteres Heim, Abtei Dryburgh, sein stiller Ruheplatz, und die prächtige Abtei Melrose, Sir Walter's Freunden und Verehrern wohlbekannt aus dem „Lied des letzten Minstrels".

Ueber Portobello hinaus durch Wald und Wiesen, Schluchten und Bergrücken wandern wir durch Lothian, das mit seinen schönen Weizenfeldern und seinen trefflichen Ayrshire-Kühen der Residenz des Landes Milch, Butter und Brot giebt, nach den Fabrikorte Galashiels, dessen weiße Häuser hoch und tief an dem in den Tweed mündenden Flüßchen Gala malerisch hingestreut sind. Die jungen Bursche des Galathales setzt Burns über alle andern Burschen der benachbarten Thäler. Von ihnen singt er:

„Gar schmucke Bursche am Yarrowstrand
Wohl durch die blühende Haide streichen;
Doch Ettrick's Hain' und Yarrow's Au'n
An Galla's Burschen nimmer reichen."

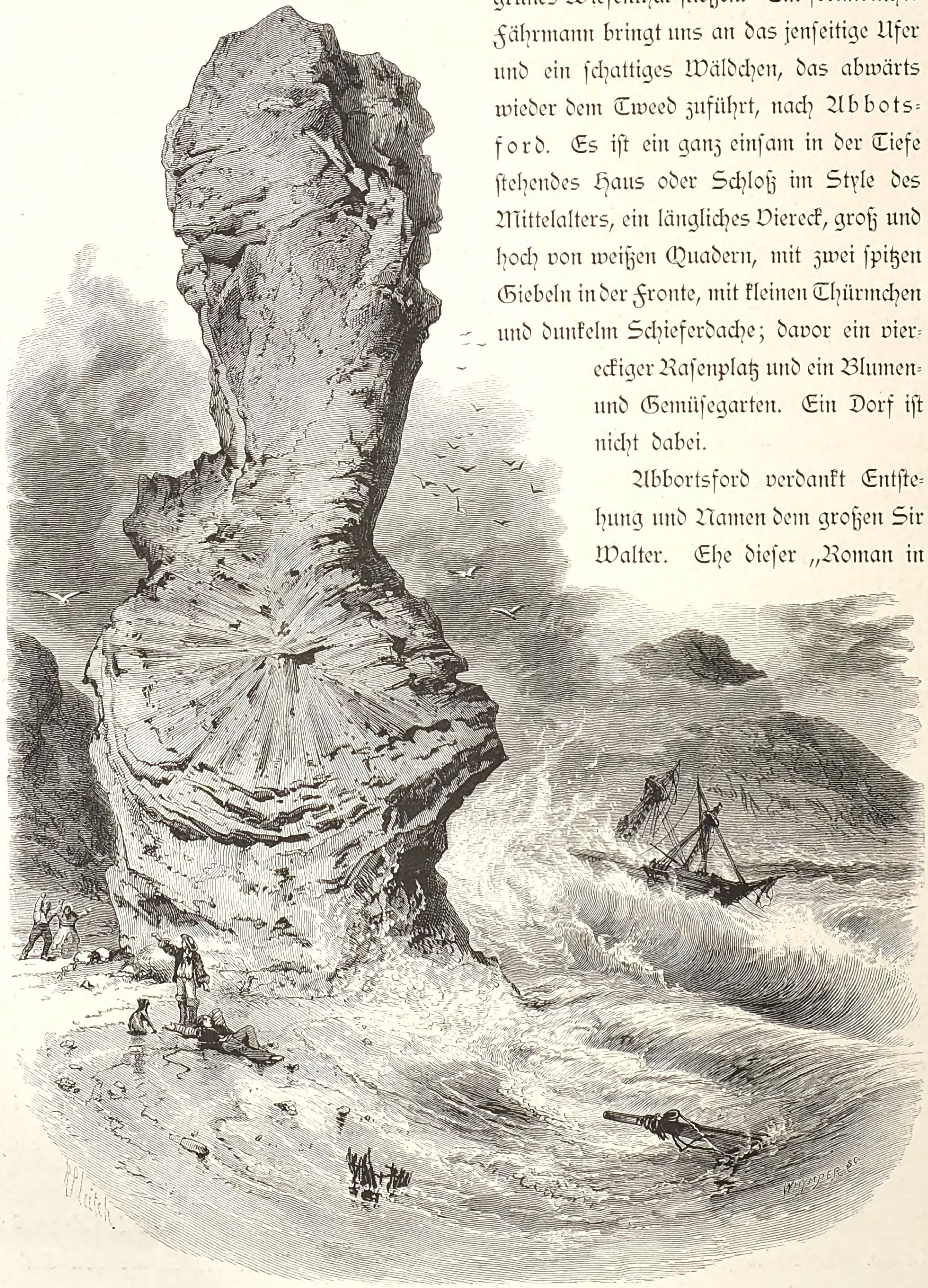
Das ganze Thal der Gala, wie die meisten der Cheviotkette, in der wir uns jetzt befinden, trägt den Charakter einer freundlichen, frischen Weide- und Wiesengegend. Wenn der Anbau nicht so groß ist, wie im Lothian bei Edinburgh, so ist doch die Natur nicht so wild, wie in den Hochlandsthälern. Daher singt auch ein altes schottisches Lied, das wiederum die „Gala-lads", wie das von Burns lobt:

„Lothian lads are black wi' reek
And Teviotdale lads are little better;
But the black-eyed lass a' Galashiels
Wad hae none, but the gree o' Gala Water."

(Die Burschen von Lothian sind von Rauch geschwärzt, und die von Teviotdale sind wenig besser. Aber das schwarzäugige Mädchen von Galashiels liebt nur den Sieger von Gala-Wasser.)

Wir gehen auf der Kunststraße nach Selkirk fort und sehen bald den Tweed durch ein grünes Wiesenthal fließen. Ein freundlicher Fährmann bringt uns an das jenseitige Ufer und ein schattiges Wäldchen, das abwärts wieder dem Tweed zuführt, nach Abbotsford. Es ist ein ganz einsam in der Tiefe stehendes Haus oder Schloß im Style des Mittelalters, ein längliches Viereck, groß und hoch von weißen Quadern, mit zwei spitzen Giebeln in der Fronte, mit kleinen Thürmchen und dunkelm Schieferdache; davor ein viereckiger Rasenplatz und ein Blumen- und Gemüsegarten. Ein Dorf ist nicht dabei.

Abbortsford verdankt Entstehung und Namen dem großen Sir Walter. Ehe dieser „Roman in



Der Spindelfelsen.

Kalk und Stein" gebaut und dieses herrliche Plätzchen geschaffen war, stand hier eine einfache Farm — Cartleyhole genannt. Als die Gegend noch wild und unfruchtbar war, ward hier im Jahre 1520 die Schlacht von Melrose geschlagen, über deren Verlauf und Folgen uns im „Lied des letzten Minstrels" berichtet wird.

Kaum hatte der große Dichter das Besitzthum erworben, so veränderte er den Namen in Abbotsford, baute nach und nach das Schlößchen und legte die Gärten und den Park an.

Mit lobenswerther Pietät haben die Hinterlassenen das Heim des Dichters so bewahrt, wie er es verlassen, so daß wir mit unwillkürlichem Ehrfurchtsschauern den Boden von Abbotsford betreten. Die vordere Seite des aus Häusern und Thürmen bestehenden Kastells umgiebt ein viereckiger Hofraum, den hohe Mauern einschließen, über welche hinweg man die nahen waldigen Hügel erblickt. Die Innenseite der Mauer ist mit allerlei in die Wand eingelassenen keltischen, römischen und schottischen Alterthümern geziert. Daß mitten im Hofe der unerläßliche englische Rasenplatz, an den Thorpfosten die schweren, eisernen Ringe, zum Anbinden der Pferde, nicht fehlen, versteht sich schon von selbst. Ueberall prangt das Wappen der Scotts: Sterne und Halbmonde in abwechselnden Feldern, von einem wilden Manne und einer Meermaid mit einem Spiegelglas in der Hand, als Wappenträger gehalten.

Durch eine kleine, überdachte Pforte tritt man — ohne Treppe oder Perron — zu ebener Erde in die Halle des Schlosses. Decke und Wände haben Holzgetäfel, die Eingangsthüre und die Fenster zur rechten Seite derselben, Glasmalereien. Unter dem Simse hängen die Wappen der bedeutendsten schottischen Adelsfamilien, der Douglas, Scott, Maxwell, Elliot, Armstrong u. a.

Die Scotts waren und sind noch jetzt einer der mächtigsten und vornehmsten, ausgebreitetsten und zahlreichsten Clans in dieser Gegend. Der gegenwärtige Aelteste in der Familie, Walter Francis Douglas Scott, Duke of Buccleugh, wird für einen der reichsten schottischen Edelleute gehalten.

Die Scotts haben den uralten irischen Volksnamen, den der Scoten, der von Irland aus später dem ganzen Volke zu Theil wurde, bewahrt. Mit Ausnahme dieser Scotts, der Douglas und einiger anderen, scheinen sonst die meisten alten Namen der wilden Border-Clans nicht, wie die größere Mehrzahl der Hochland-Clans, keltischen oder gaelischen, sondern germanischen Ursprungs zu sein.

Das ganze Gemach, in welchem wir uns befinden, ist mit Waffen, mit ausgestopften Hirsch- und Büffelköpfen, mit Schildern und anderen kriegerisch-historischen Gegenständen geschmackvoll ausstaffirt. Dicht an der Thür steht eine Marmorbüste von Wordsworth. In einem Glaskasten daneben liegt die letzte Kleidung, welche Scott getragen. Es ist eine weiß und schwarz karrirte Tuchhose — sogenannter Schäfer-Plaid — eine ähnliche Weste, gelbliche Tuchkamaschen, ein schwarzer Oberrock, schwarzes Halstuch und ein weicher grauer Filzhut.



Abbotsford, Walter Scott's Wohnhaus.



BIRKET FOSTER, PINX^T

T. HEAWOOD, SCULP^T

Edinburgh vom Calton Hill aus gesehen.

[illegible] der Halle ist das Arbeitskabinet. Hier schuf der große Dichter die Werke, [illegible] seine glühende Vaterlandsliebe [illegible]:

> O Caledonia [illegible],
> Die du so [illegible], die du so [illegible],
> Auf deinem [illegible] Schooß
> Das Kind der Dichtkunst [illegible] groß!
> Des Felswalds Land, der Haidenfläche,
> Land des Gebirgs, der Seen, der Bäche,
> Land meiner Väter! —

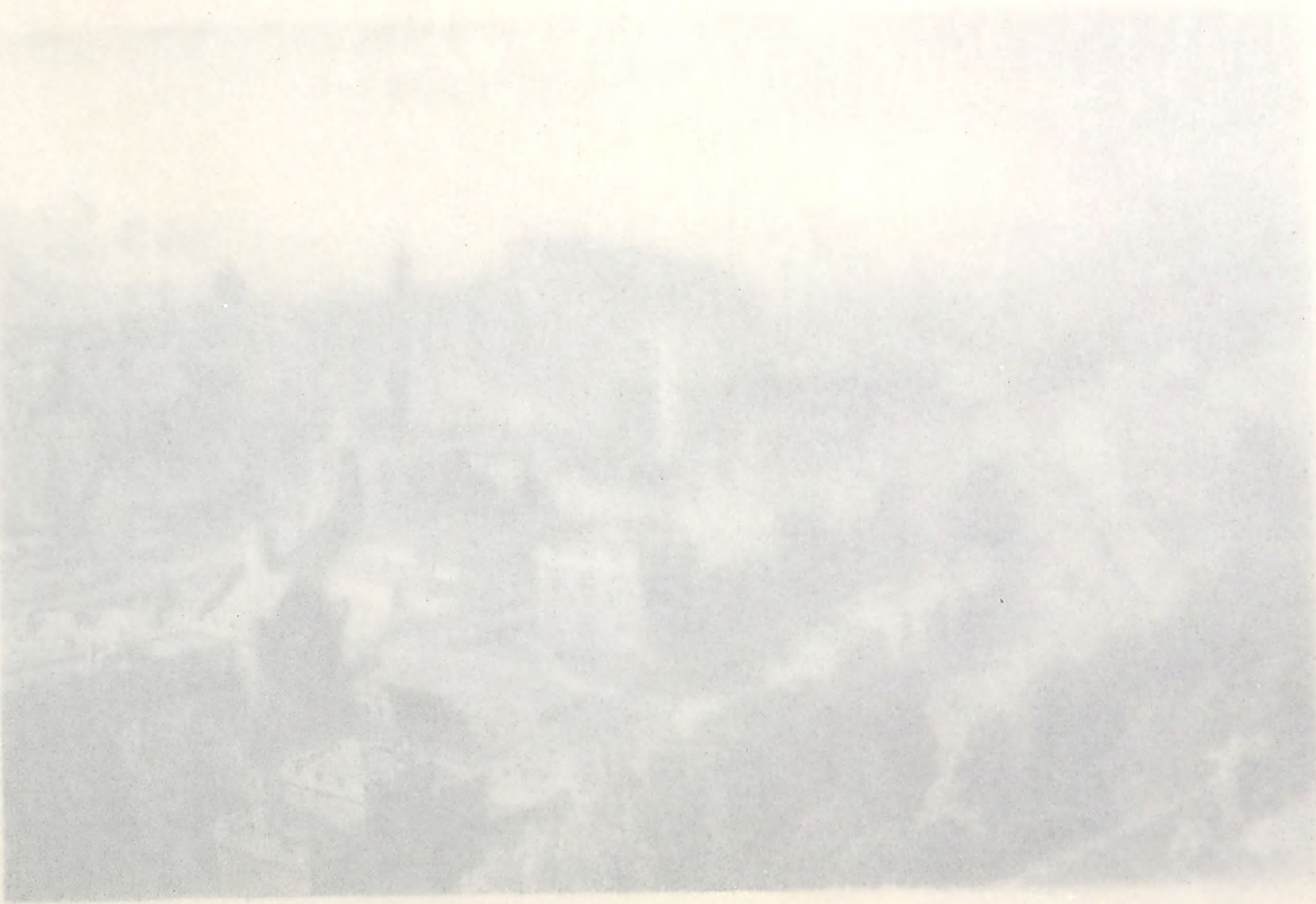
[illegible] ist von oben bis unten mit Bücherregalen bedeckt, hat gothisches [illegible]werk an den Wänden. Eine alterthümliche Wendeltreppe bringt uns [illegible], die auf halber Höhe des Zimmers um dasselbe herumläuft, zugleich aber [illegible]zimmer führt, welches den Fremden meist nicht geöffnet wird.

[illegible] ist seit jenem 21. September, an welchem Scott starb, völlig unver[ändert]. [illegible] und Bett stehen seitdem unberührt da. In Gegenwart aller seiner [illegible] großen Dichters unsterbliche Seele die sterbliche Hülle. „Es war um [illegible] ein herrlicher Tag, die Sonne schien so warm, daß alle Fenster weit [illegible] vollkommen still“, sagt sein Schwiegersohn Lockhart, „daß das Plätschern [illegible], der ihm stets am liebsten gewesen, deutlich hörbar war, als wir an [illegible] sein ältester Sohn ihn küßte, und ihm die treuen Augen zudrückte.“

[illegible]kabinet steht der Arbeitstisch, vor demselben ein Sessel, als die einzigen [illegible]. Dieser Sessel ist aus der Eiche geschnitzt, welche einst auf Robroystone [illegible], in welchem man William Wallace verborgen hatte. Es ist ein [illegible] gewesen. Nur zwei Bilder, der schöne, schwermüthige Kopf von [illegible] Porträt Rob Roy's hängen an den Wänden.

[illegible]kabinet schließt sich die [illegible] an, ein Prachtraum, an der [illegible] gelegen, mit [illegible], welche auf das liebliche, vom Tweed [illegible]. Hier ist [illegible]. [illegible] die sämmtlichen [illegible] und alle Zimmer [illegible]. Die [illegible] enthält fünfzehn [illegible]ausgaben. Lock[hart] [illegible] herausgegeben.

[illegible], am andern [illegible] zu Stratford am Avon. [illegible] ein lebensgroßes [illegible]. Das Schnitzwerk der holzgetäfelten [illegible] Kapelle gearbeitet; die in gleichem gothischen Ge[schmack] [illegible] schönen Möbel des Saales sind ein Geschenk Georg's IV.



BIRKET FOSTER, PINXT

Edinburgh vom Calton Hill aus gesehen

Rechts von der Halle ist das Arbeitskabinet. Hier schuf der große Dichter die Werke, in denen allen er seine glühende Vaterlandsliebe bekundete:

O Caledonia ernst und wild,
Die du so lieb, die du so mild,
Auf deinem mütterlichen Schooß
Das Kind der Dichtkunst ziehest groß!
Des Felswalds Land, der Heidenfläche,
Land des Gebirgs, der Seen, der Bäche,
Land meiner Väter! —

Das Arbeitskabinet ist von oben bis unten mit Bücherregalen bedeckt, hat gothische Fenster und viel Schnitzwerk an den Wänden. Eine alterthümliche Wendeltreppe bringt uns nach einer Gallerie, die auf halber Höhe des Zimmers um dasselbe herumläuft, zugleich aber auch in Scotts Schlafzimmer führt, welches den Fremden meist nicht geöffnet wird.

Das Schlafzimmer ist seit jenem 21. September, an welchem Scott starb, völlig unverändert geblieben, Sessel und Bett stehen seitdem unberührt da. In Gegenwart aller seiner Kinder verließ des großen Dichters unsterbliche Seele die sterbliche Hülle. „Es war um 1 Uhr Mittags, ein herrlicher Tag, die Sonne schien so warm, daß alle Fenster weit geöffnet waren, so vollkommen still", sagt sein Schwiegersohn Lockhart, „daß das Plätschern des Tweed, der Ton, der ihm stets am liebsten gewesen, deutlich hörbar war, als wir an seinem Bette knieten, sein ältester Sohn ihn küßte, und ihm die treuen Augen zudrückte." Mitten in dem Arbeitskabinet steht der Arbeitstisch, vor demselben ein Sessel, als die einzigen vorhandenen Möbel. Dieser Sessel ist aus der Eiche geschnitzt, welche einst auf Robroystone vor dem Hause gestanden, in welchem man William Wallace verborgen hatte. Es ist ein Weihgeschenk für Scott gewesen. Nur zwei Bilder, der schöne, schwermüthige Kopf von Cleverhouse und ein Porträt Rob Roy's hängen an den Wänden.

An das Arbeitskabinet schließt sich die eigentliche Bibliothek an, ein Prachtraum, an der Hinterseite des Hauses gelegen, mit drei Fenstern, welche auf das liebliche, vom Tweed durchströmte Thal hinabsehen. Hier ist es urweltlich frisch und grün. Um die sämmtlichen Zimmer an dieser Hinterseite des Hauses geht ein gemeinsamer Balkon und alle Zimmer öffnen sich mit thürenartigen Fenstern nach demselben. Die Bibliothek enthält fünfzehn Tausend auf das Eleganteste gebundene Bände, unter diesen viele Prachtausgaben. Lockhart, Walter Scott's Schwiegersohn, hat den Katalog dieser Sammlung herausgegeben.

Ueber dem Kamine steht Scott's schöne Büste von Chantrey, dieser gegenüber, am andern Ende des Zimmers, eine Büste Shakespeare's, kopirt nach dem Grabmal zu Stratford am Avon. Von Scott's ältestem Sohne, welcher in Indien in einem Gefechte fiel, hängt ein lebensgroßes Porträt, das ihn in voller Uniform darstellt, im Zimmer. Alles Schnitzwerk der holzgetäfelten Bibliothek ist nach den Skulpturen der Roslin-Kapelle gearbeitet; die in gleichem gothischem Geschmack verfertigten und ausgezeichnet schönen Möbel des Saales sind ein Geschenk Georg's IV.

Auf die Bibliothek folgt der Drawing-Room. Die grünen, in China gemalten, Tapeten sind ein werthvolles Geschenk des Pabstes. Dann kommt ein Frühstückszimmer mit Tapetenwänden, ein holzgetäfelter Speisesaal, ein kleines, ganz altgothisch gehaltenes Waffenkabinet, und man befindet sich wieder in der Eintrittshalle, unter den Hirsch- und Büffelgeweihen und gegenüber von Figuren, die als Inder, als Tippu Sahib u. s. w. gekleidet, Geschenke sind von Potentaten und Privatleuten aus allen Theilen der Welt.

In den drei Wohnzimmern hängen viel Bilder, meist gute Sachen, namentlich im Speisezimmer einige gute Porträts. Unter letzteren befinden sich die von Lucy Walters, der Mutter von Monmouth, und von der Herzogin von Buccleugh, von der es im Verzeichniß heißt, daß sie:

— — in pride of youth, in beauty's bloom
has wept over Monmouth's bloody tomb.
(— — in Jugend Pracht, in Schönheitsblüte
Geweint auf Monmouth's blut'gem Grab.)

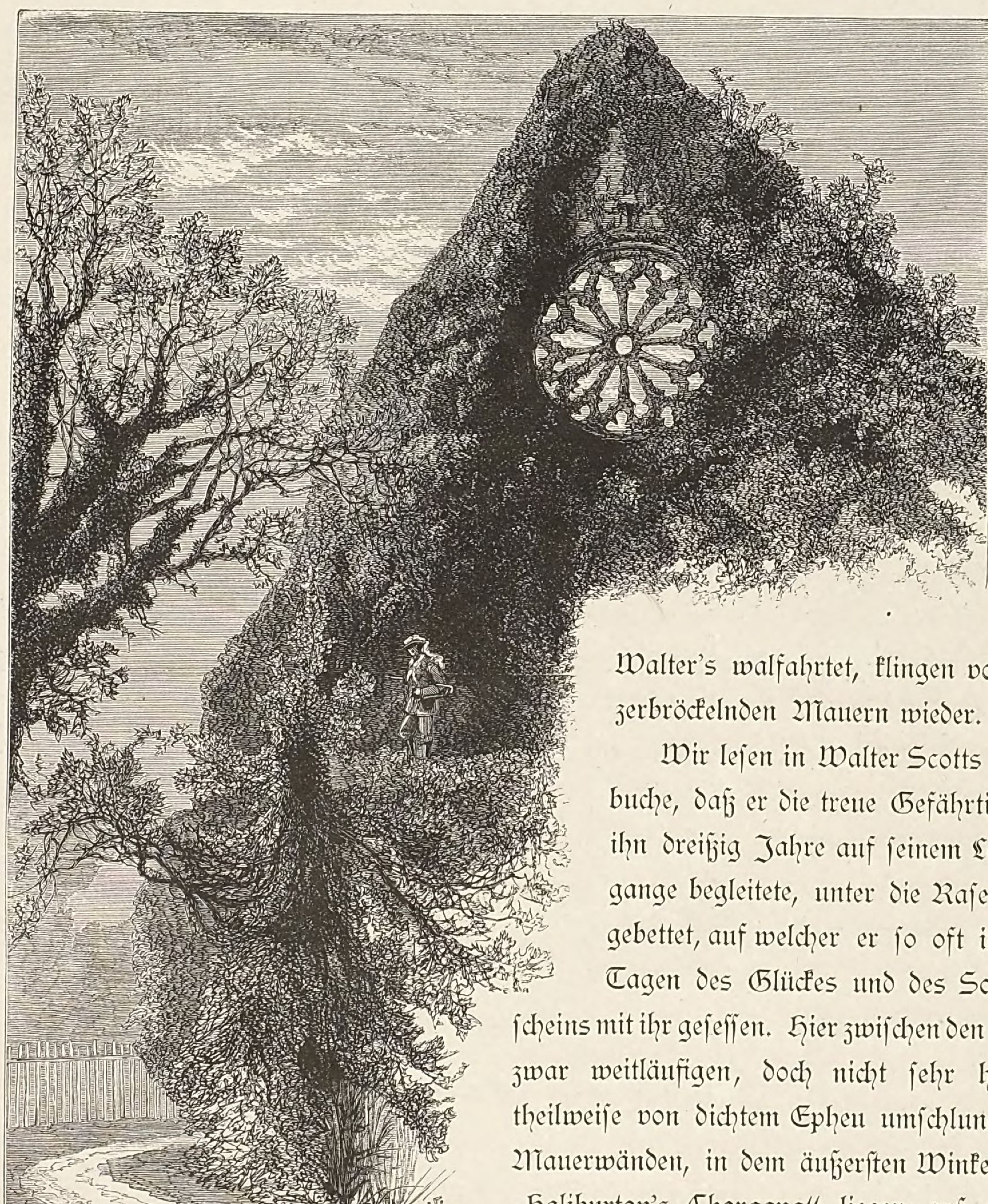
Auch ein Bild von Nell Gwynn, eine hochblonde tizianische Schönheit, und der Kopf der unglücklichen Maria Stuart, nach ihrem Tode von Amias Canrood gemalt, finden sich dort. Es ist ein schöner Kopf, selbst in dieser entsetzlichen Gestalt und trotz der sehr naturalistischen Behandlung. Das Haar ist lose von der Stirn zurückgeschlagen, die Augen sind eingesunken, die vollen Wangen todeskalt, der blutige Hals endet ohne irgend eine Umhüllung plötzlich. Historischen Werth als Porträt kann es nach Bell's „Life of Queen Mary" kaum haben, doch ist es nicht schlecht gemalt. Ein preußischer Edelmann, dessen Familie es mehr als zweihundert Jahre besessen, hat es Scott verehrt.

Eine kurze Stunde von Abbotsford liegt die kleine freundliche Stadt Selkirk, die alt und aus den Grenzkriegen zwischen England und Schottland berühmt genug ist. Ausgezeichnet waren sonst die Schuhmacher in Selkirk. Von diesen schreibt sich noch der alte Gebrauch her, daß die neuen Bürger der Stadt vor ihrer Aufnahme ein Bündel Schweinsborsten putzen mußten, das dann an den Bürgerbrief geheftet ward.

Wir scheiden nicht von Abbotsford, ohne die Abtei Dryburgh besucht zu haben, wo unter den zerfallenen Bogen des in Ruinen liegenden Chores „der nordische Zauberer" seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

Mitten in einer bogenförmigen Windung, welche der Tweed hier macht, liegen zwischen hohen alten Bäumen die Ruinen der Abtei. Dryburgh, eigentlich Darrach bruach (Eichenhain) ward im Jahre 1150 während der Regierung König David's I. gegründet und für Prämonstratenser-Mönche eingerichtet. Die Architektur ist mannichfaltig; wenn auch eine gute Phantasie dazu gehört, um sich aus den vorhandenen Ueberresten das ganze schöne Gebäude im Geiste wieder herzustellen, so erfreut sich doch das Auge an den einzelnen noch erhaltenen Theilen. Ein mächtiger Epheuwuchs überwuchert große Flächen der Mauerreste und umrankt ein großes Rosenfenster, welches vier Meter im Durchmesser hat.

Dryburgh hat vermöge seiner südlichen Lage viel von den englischen Einfällen zu leiden gehabt. Eduard II. verbrannte es 1322; seitdem ist es nie wieder ganz aufgebaut worden. Jetzt liegt es still und einsam da, und nur die Tritte des Wanderers, der zum Grabe Sir

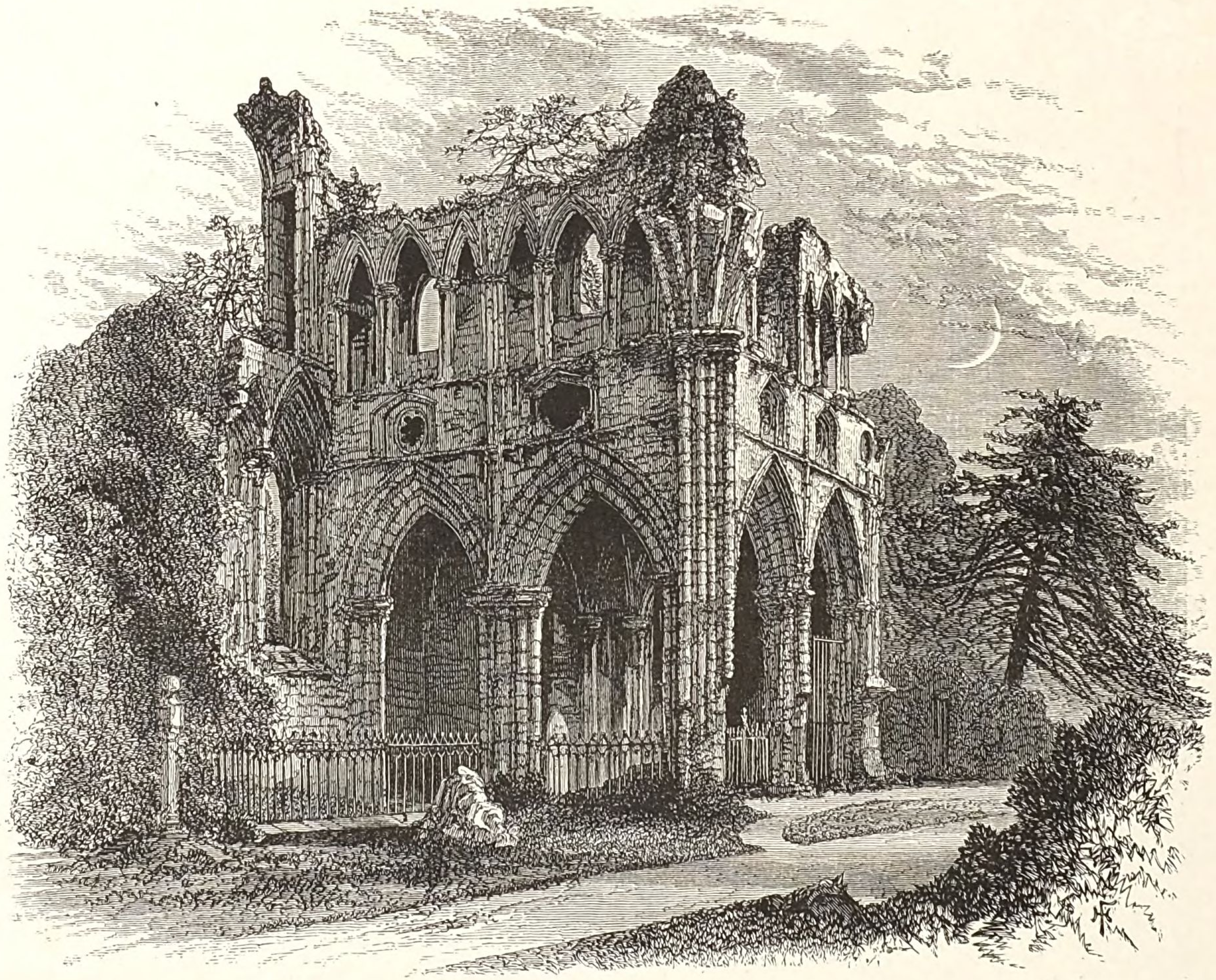


Abtei Dryburgh.

Walter's walfahrtet, klingen von den zerbröckelnden Mauern wieder.

Wir lesen in Walter Scotts Tagebuche, daß er die treue Gefährtin, die ihn dreißig Jahre auf seinem Lebensgange begleitete, unter die Rasenbank gebettet, auf welcher er so oft in den Tagen des Glückes und des Sonnenscheins mit ihr gesessen. Hier zwischen den alten, zwar weitläufigen, doch nicht sehr hohen, theilweise von dichtem Ephen umschlungenen Mauerwänden, in dem äußersten Winkel von „Haliburton's Chorgang" liegen auf üppig grünem Wiesengrunde einige niedrige Gräber, oder vielmehr längliche Kisten von rothbraunen, glänzend polirten Steinplatten, und daneben ein kleines. Dies sind die Gräber Walter Scott's, der hier am 26. September 1832 bestattet ward, seiner Gattin und seines Sohnes. Nicht weit davon ruht sein Schwiegersohn und Biograph John Gibson Lockhart. Keine Inschrift, kein Name ist auf den Steinplatten zu sehen.

Da ruhen sie
Nach Freud' und Müh',
Vom Prunk der Welt geschieden,
In Gottes heil'gem Frieden,
Wo Bäum' auf grünen Matten,
Und Ephen sie umschatten,
Am Tweed mit klarer Welle,
In Dryburghs Klosterzelle.



Sir Walter Scott's Grab in der Abtei Dryburgh.

Kein besserer Ort konnte für die irdische Hülle des großen schottischen Barden gewählt werden. Da liegt er, sanft gebettet neben der Asche manches frommen Mönches, manches kühnen Ritters aus seinem eigenen Clan, inmitten der Scenen, die er besungen, im Thale des silbernen Tweed, den er so sehr liebte.

Dem Laufe des Tweed folgend, der ziemlich breit, aber nicht tief mit klarem Wasser unter dem grünen Bergrücken über Kiesel hinrieselt, kommt der Wanderer nach Melrose, einem Städtchen in anmuthiger Lage zwischen Gärten, Waldgruppen und Berggehängen.

— — — — — — — — — — —

Tief unten das alte Melrose er sieht
Bleich schimmernd empor, und den schönen Tweed.
Wie Felsenmasse grau von Moos
Die düstre Abtei blickt dämmernd groß.

Im Hintergrunde schließen die drei konischen Gipfel der Eildon Hills das liebliche Landschaftsbild ab. Die Römer, von deren einstigem Aufenthalte noch Ueberreste von Kastellen zeugen, nannten den Berg Trimontium. Die Sage geht, daß ein Vorfahr Sir Walter's, „Michael Scott, der Wundermann", der im dreizehnten Jahrhundert lebte, auf allerlei Universitäten soviel studirt habe, bis er Geister zu bändigen und zu bannen und allerlei Wunder zu verrichten im Stande gewesen. Einst sei er in große Verlegenheit gekommen wegen eines Geistes, dem er beständig Beschäftigung geben mußte. So befahl er denn dem Geiste ein Wehr über den Tweed bei Kelso zu bauen, ein andermal ließ er von demselben den Eildonberg, welcher damals nur einen Kegel hatte, in drei Gipfel spalten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wovon der Eildon in drei Höh'n zerriß,
Und gehemmt ward der Tweed mit dem Damm von Stein.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das sehenswertheste Bauwerk in Melrose ist die Abteiruine, eine der schönsten des an zerfallenen, romantischen Gotteshäusern so reichen Schottland! Mit ihren gothischen Pfeilern und Spitzbogen, großen Fenstern, ausgeschnitzten Steinbildern, Blumenguirlanden erregt sie unsere höchste Bewunderung. Wir treten ein; der Boden ist wie der Friedhof umher mit Gras bewachsen. Unsere Blicke richten sich zunächst auf das mächtige Prachtfenster über dem Haupteingang, das oben in einen Spitzbogen ausläuft, und auf das zierlichste in Stein gearbeitet ist. Ueber dem Fenster befinden sich dreizehn Nischen, in welchen die Bilder des Herrn und der zwölf Apostel gestanden haben. Nicht minder kunstreich sind das große östliche Fenster, mit den vielen seltsamen Figuren von Thieren und Gewächsen, und an der einen Wand die aus Stein gehauenen Musiker, sowie an der andern die kleinen Kapellen.

Im „Liede des letzten Minstrels" macht uns Sir Walter aufmerksam auf die einzelnen Schönheiten dieses Prachtbaues und sagt uns, zu welcher Zeit derselbe sich am Vortheilhaftesten dem Auge des Beschauers darstellt:

Willst recht das schöne Melrose sehen?
Mußt hin im blassen Mondschein gehen,
Denn es stehn, vom hellen Tag beschienen,
Zum Spott nur vergoldet die grauen Ruinen.
Wenn die Nacht die zerbrochenen Bogen umrankt,
Die Säulen vortreten in weißem Schimmer,
Wenn das kalte Licht hernieder wankt,
Und strömt auf des Mittelthurmes Trümmer,

Wenn Pfeiler um Pfeiler in wechselnder Reihe
Von Ebenholz und von Elfenbein
Sorgsam scheinen gebildet zu sein,
Wenn die Bilder besäumt das Silberlicht
— — — — — — — — — — — — —

Und an einer andern Stelle desselben Liedes heißt es:

Glänzend Kraut und Blümelein
Glitzert schöner nicht, fürwahr,
Als es ausgehau'n von Stein
In des Gangs Schwibbogen war.

König David I. legte im J. 1136 den Grund zur Abtei, Cisterzienser-Mönche bewohnten sie. Mehrmals zerstört und wieder hergestellt, litt sie besonders in der Reformationszeit, als die Mönche nach einer alten Ballade mehr aßen und tranken, als fasteten:

The monks of Melrose made gude kail
On Fridays, when they fasted,
Nor wanted they gude beef and ale
As lang's their neighbour's lasted.

Südwestlich von Melrose, jenseit der Cheviot-Berge, die sich bei Moffat hinziehen, vereinigen der schwarze und der weiße Esk ihre Gewässer. Wir befinden uns in der Grafschaft Roxburgh.

Die Flüsse dieser Grafschaft, die nach dem Hauptflusse Teviot auch wol das Teviotthal (Teviotdale) genannt wird, gehen alle in den Tweed.

Auf der Grenze zwischen dem Teviotthale und den Eskthale durchschneidet man den eigentlichen mittleren Kamm der Gebirge. Man bleibt deswegen doch noch in Schottland, denn die mittlere Axe der Cheviot-Hills läuft, nachdem sie eine Zeit lang die Grenze zwischen England und Schottland gebildet hat, mitten in das letztere hinein und füllt seinen ganzen südlichen Theil aus.

Die Cheviot-Kette ist ihrem Charakter nach von dem Hochlandgebirge total verschieden. Es sind lauter konisch gebildete, oben hübsch abgerundete Hügel, die von unten bis oben und selbst auch oben auf den runden Köpfen mit dem schönsten Graswuchse bedeckt sind. Diese Beschreibung gilt insbesondere nur von der eigentlichen mittleren Axenkette. In den niederen, von ihr nach Süden und Norden sich hinerstreckenden, größeren Thälern findet sich dann mehr Wald und hie und da auch nackter Fels. Auch verändert sich ihr Charakter in den westlichen Theilen, in den Grafschaften Kirkcudbright und Ayrshire, haben wir doch schon oben gesehen, daß in Großbritannien das westliche Ende wilder und rauher ist, als das östliche. Man sehe nur die Namen dieser Berge nach, so wird man hier nicht die Glens, Craigs und Carricks, Trosachs und Ardkenkrokans der Hochlande finden. Auch die Straths fehlen. Die Thäler werden dales genannt, so: Clydedale, Tweeddale, Teviotdale, Eskdale,

Annandale, und das Besondere dabei ist noch, daß diese Namen nicht nur gerade den engen Thälern, in welchen der Fluß fließt, sondern ganzen Grafschaften und Distrikten gegeben worden. Auch die wilden Moore erscheinen hier nicht mit der Wildheit und in der Ausdehnung, wie sie in den Hochlanden vorkommen.

Man begreift es kaum, daß in diesen von der Natur so mild gestalteten Bergen, jene wilden Gestalten, die schottischen Borderers (Grenzritter) hausen konnten.

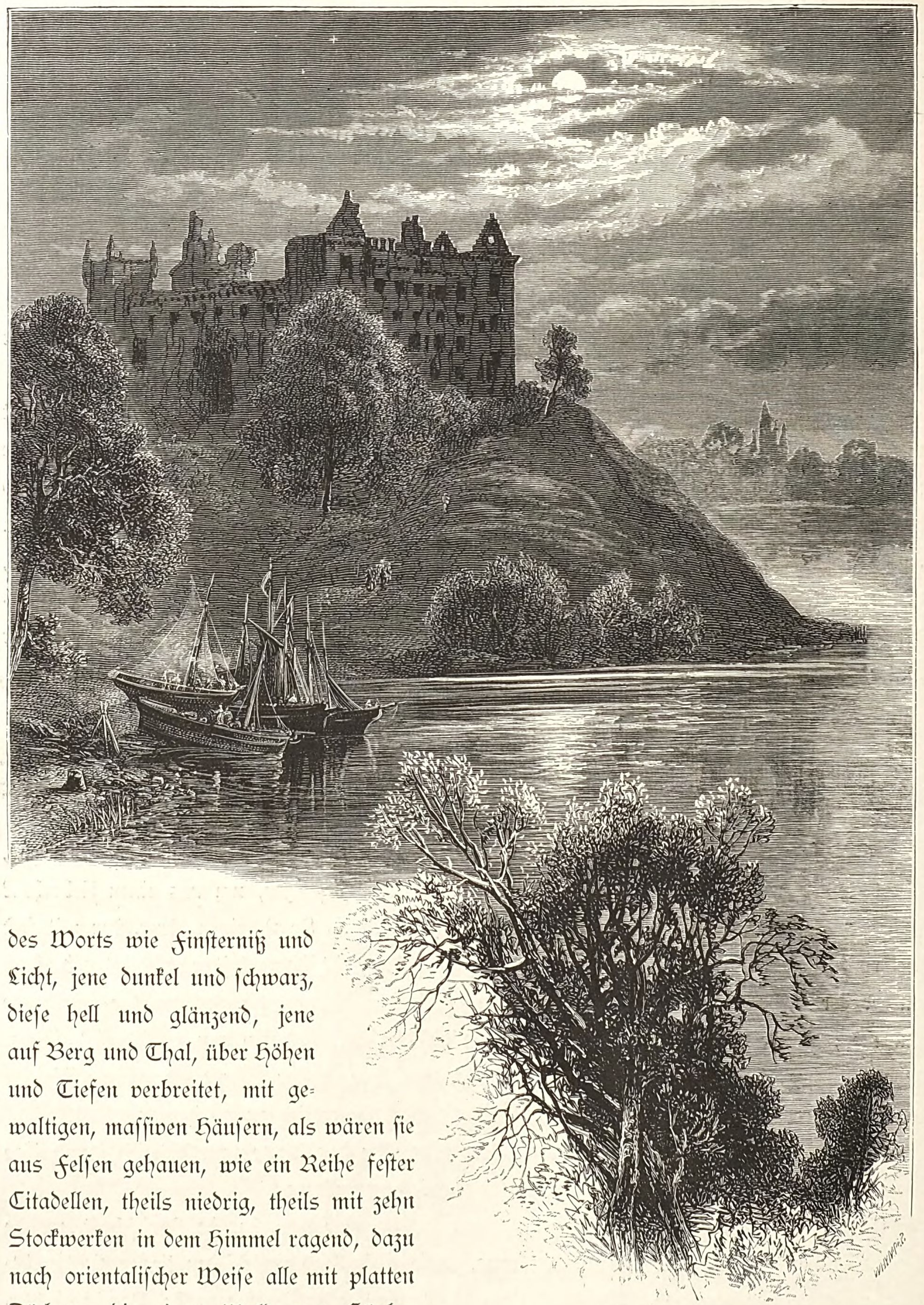
Noch einen Ausflug haben wir zu unternehmen, ehe wir in die Mauern der Hauptstadt einziehen, nach Schloß Linlithgow, dem Lieblingssitze der alten schottischen Könige, wollen wir unseren Wanderstab setzen. Auf das kleine Städtchen am Fuße der Palastruine führte im Jahre 1298 Eduard ein mächtiges Heer, um in der Gegend von Falkirk den schottischen Helden Robert Wallace zu bekämpfen.

Den Bau des Schlosses, das vor kaum mehr als hundert Jahren durch Feuer zerstört wurde, begann Jakob III., Jakob VI., Maria's Sohn, hat ihn beendet. Es stehen noch alle Seitenmauern, doch ohne Dach, grün beschlagen von der Feuchtigkeit des Klimas, und durch die hohlen Fenster zieht der Wind. In der zum Theil wieder erneuten Kirche werden einige Erinnerungen an Schottlands poetisch-mythische Personen, an Maria Stuart u. a. m., aufbewahrt. Jene schöne und unglückliche Tochter des vom Schicksal gezeichneten Geschlechts der Stuarts, wurde hier am 8. Dezember 1542 in dem Augenblicke geboren, in welchem ihr Vater, Jakob V. auf dem Schlosse Falkland im Sterben lag.

Edinburgh (auch Edinboro, Edinburg geschrieben und gesprochen) ist die prächtigste, alterthümlichste, modernste und romantischste Stadt. Wir besteigen, um uns einen Ueberblick von derselben zu verschaffen, den Arthur's Sitz (Arthur's Seat), einen Berg, der mit fast kreisrunder Basis in großem Umfang aus dem Erdboden tritt, dann spitzer aufsteigt und oben, an der der Stadt zugekehrten Seite mit einem zwiefachen, zinnenartig ausgezackten Felskranze umgeben, wunderbar gegen das üppige Grün absticht, und dadurch etwas Eigenthümliches, Phantastisches, Zauberhaftes bekommt. Es ist ein Riese, dessen Haupt mit einem Diadem geschmückt erscheint. Nur die oberste Felspartie ist beschwerlich zu erklimmen.

Die steil abfallenden Klippen dieses Berges, welche das Auge unwillkürlich durch ihre eigenthümliche Gestalt an sich ziehen, heißen Salisbury Crags.

Die Herrlichkeit der Welt liegt zu unseren Füßen, eine bezaubernde Landschaft, welche ihres Gleichen suchen, aber nicht finden mag. Wie auffallend verschieden liegen sie da, die beiden Städte der Kapitale. Auf den ersten Blick erkennst du sie und rufst: Das ist die Altstadt, da die Neustadt, erstere uns zunächst, letztere nördlich darüber, beide im wahren Sinne



Schloß Linlithgow.

des Worts wie Finsterniß und Licht, jene dunkel und schwarz, diese hell und glänzend, jene auf Berg und Thal, über Höhen und Tiefen verbreitet, mit gewaltigen, massiven Häusern, als wären sie aus Felsen gehauen, wie ein Reihe fester Citadellen, theils niedrig, theils mit zehn Stockwerken in dem Himmel ragend, dazu nach orientalischer Weise alle mit platten Dächern, die einen Wald von Säulen (nämlich die säulenartigen Schornsteine),

empor heben, dazwischen breitere, aber auch nur wenige Fuß haltende Gassen, aus welchen sich schmale Gänge mit steilen Stufen zu dem obersten Stock winden.

Die Hauptstraße der Altstadt, die vom Schlosse hinab zum Palast Holyrood führt, heißt in ihrem oberen Theile Lawnmarket und Highstreet, im unteren Canongate.

Highstreet, einst eine der schönsten Straßen Europa's, ist jetzt der Wohnort des gemeinsten Edinburgher Pöbels. Der alterthümliche Anblick der oft acht bis zehn Stockwerke hohen, schwarzen Häuser ist überraschend. Steile Treppen gehen, von einem Geländer eingefaßt, von der Straße aus in's erste Stockwerk hinauf.



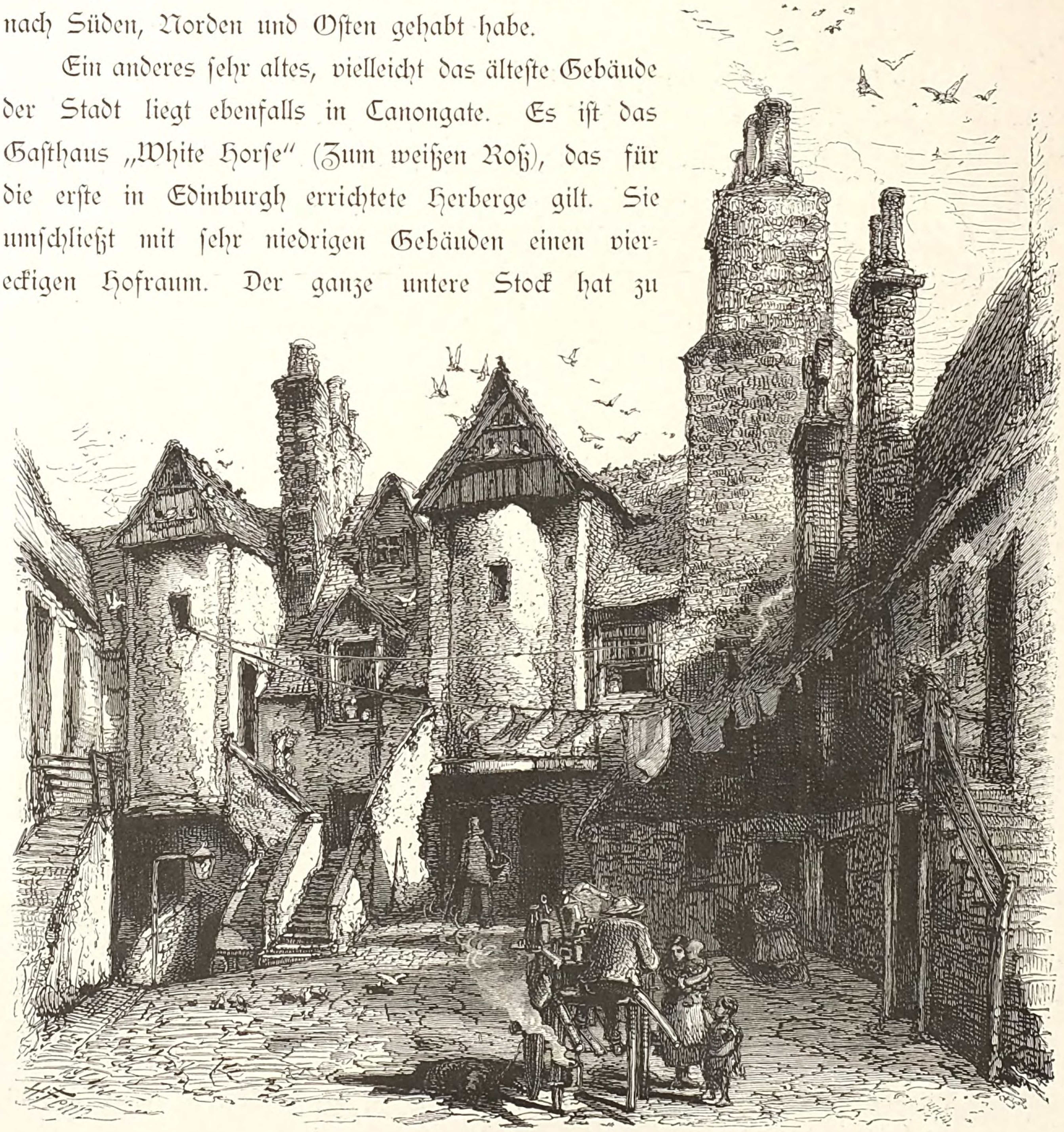
Die alte Tolbooth in Canongate.

Als schönstes Beispiel der alten Edinburgher Straßenarchitektur muß die Tolbooth in Canongate betrachtet werden.

Die alte Tolbooth, das Herz von Midlothian, ist uns Allen aus Walter Scott wol einer der bekanntesten Punkte Schottlands. Indeß von diesem alten Gebäude, das noch zu Maria Stuarts Zeiten Stadthaus, Gefängniß, Parlamentsgebäude, Alles in Allem war, und das in dem Erdgeschosse die namhaftesten Magazine der Stadt enthielt, ist keine Spur mehr vorhanden. Es stand dicht an der Kathedrale von St. Giles; die letzten Mauern sind im Jahre 1817 niedergerissen worden. Das Steinwerk des Thores und die Schlösser hat man Sir Walter Scott verehrt, der sie in Abbotsford anbringen ließ. Die Stelle, auf welcher das

Herz von Midlothian gestanden, ist durch eine besondere Pflasterung der Straße bezeichnet; aber, rings von großen Gebäuden umringt, ist es schwer, sich vorzustellen, daß man einst von diesem Punkte aus einen weiten Ausblick in das Land nach Süden, Norden und Osten gehabt habe.

Ein anderes sehr altes, vielleicht das älteste Gebäude der Stadt liegt ebenfalls in Canongate. Es ist das Gasthaus „White Horse" (Zum weißen Roß), das für die erste in Edinburgh errichtete Herberge gilt. Sie umschließt mit sehr niedrigen Gebäuden einen viereckigen Hofraum. Der ganze untere Stock hat zu



Gasthaus „Zum Weißen Roß".

Pferdeställen gedient, da man in früherer Zeit nur zu Pferde und in größeren Gesellschaften reiste. Der Raum der Zimmer im oberen Stockwerk ist unverhältnißmäßig klein gegen die Stallungen, aber das Mißverhältniß erklärt sich dadurch, daß fast jeder Reisende bei seinem Gastfreunde wohnte, selbst wenn er seine Pferde dort nicht unterbringen konnte. Nur der ganz freundlose Fremde nahm seine Zuflucht zu einer Herberge.

Noch andere wohlerhaltene Baulichkeiten aus früheren Zeiten fesseln unsere Aufmerk-

samkeit. Fast unversehrt finden wir das für jene Tage ansehnliche Haus des schottischen Reformators John Knox, des fanatischen Eiferers gegen den „katholischen Götzendienst" und unversöhnlichen Feindes der unglücklichen Königin Maria Stuart, deren Hinrichtung er, der Ermordung Darnleys wegen, nicht nur billigte, sondern sogar forderte.

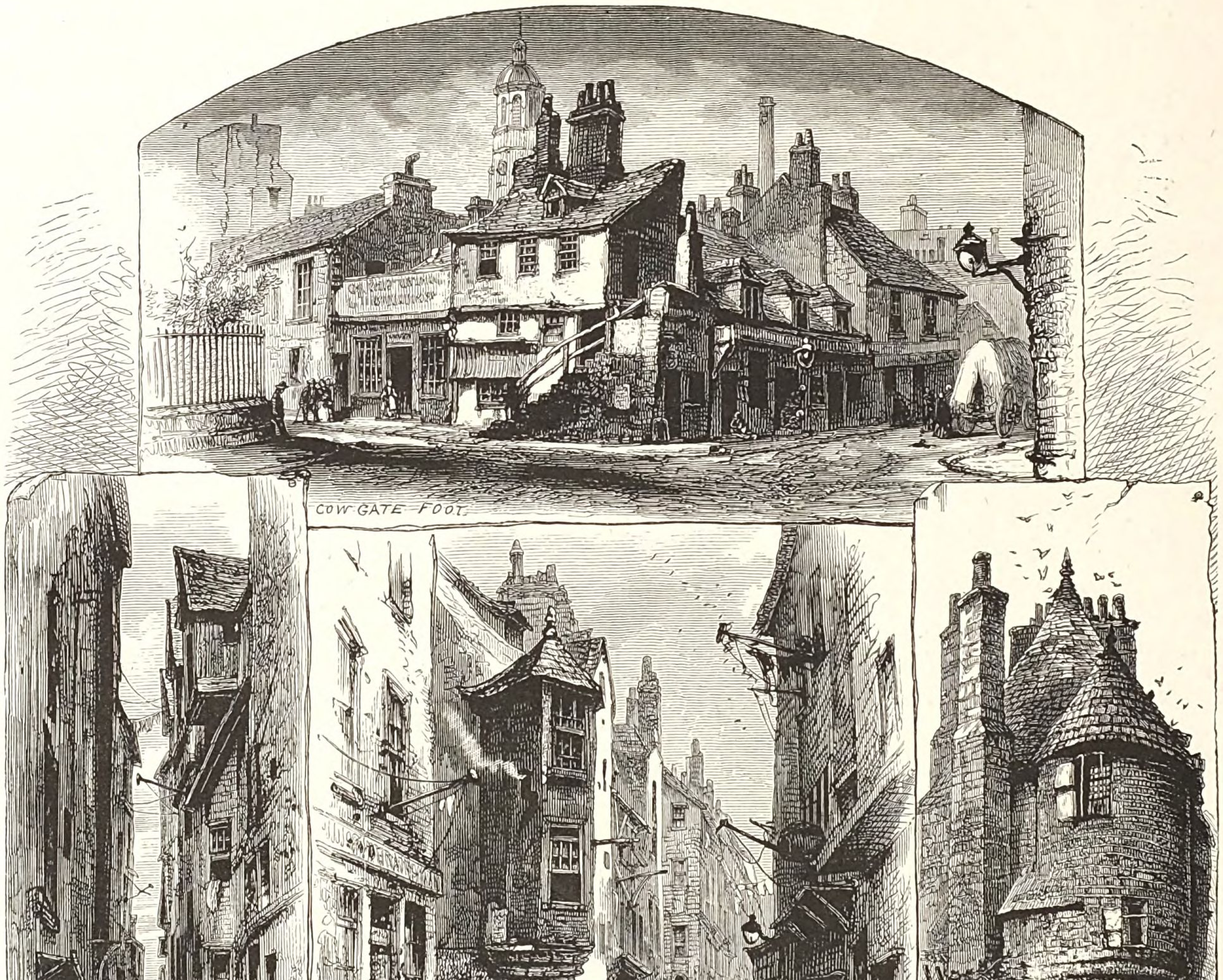
Vorspringende Ecken und Gallerien, auffallende Giebelfenster nach zwei Seiten des alten Marktplatzes, eine Menge wunderlich sich kreuzender Schornsteine, geben dem aus kleinen Quadersteinen errichteten Gebäude ein charakteristisch eigenthümliches Ansehen. Ueber der Thüre hat man folgende in veralteten Lettern geschriebene Inschrift aufgefrischt:

LVFE · GOD · ABVFE · AL · AND · YJ · NYCHTBOVR · YJ · SELF.
(Love God above all, and your neighbour as yourself: Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst.)

Was wir bis jetzt sahen, ist der romantische Theil der Altstadt, den wir vom Arthurs Sitz überblicken. Und nun die Neustadt! Fein und schmuck, wie ein Königskind, wie ein zierlicher Tressenhut, die Straßen gleich und gerade wie auf dem Schachbret, alle parallel von Ost nach West, oder von Nord nach Süd, außerordentlich breit mit den schönsten Plattenwegen zu den Seiten, die Häuser Paläste von schönem, gelblichem, glattem Sandstein, sehr viele mit griechischen Säulenportalen, liegt sie zu unsern Füßen.

Wir blicken hinab auf die langen, westöstlichen Straßen. Der Altstadt zunächst dehnt sich Princes Street, hinter dieser George's Street, und hinter dieser Queen's Street, dies sind die schönsten. George's Street läuft in Osten in den schönen Andreas-Platz (St. Andrews Square) aus, auf dessen Rasengarten in der Mitte sich die Melville-Säule erhebt, im Westen ist Charlotte Square. Hinter Queen's Street liegen die schönen Plätze Moray Place und Royal Circus. Dort am Westende siehst Du die Alte Burg (Castle) auf dem steilen Felsen thronen, gleich dem Schloß von Stirling, und ihr fast gerade gegenüber am Ostende in der Tiefe Holyrood. Um die Alte Burg herum bildete sich die Stadt; es war der erste Kern, in dessen schützendem Banne, als es noch Mynidd Agned hieß, sich Kelten niederließen. Nach Edwin, dem sächsischen Könige von Northumberland, nannte man es später Edwinsburg. Und weil das Schloß wegen seiner steilen Lage lange Zeit für uneinnehmbar galt, so hieß es auch das Jungfernschloß (Castrum puellarum, Maiden Castle). Seitdem haben ihm die Engländer den Kranz geraubt; aber nach den Satzungen der schottisch-englischen Union muß es stets Festung bleiben.

Pflichtschuldigst sehen wir uns die in einem großen, sechseckigen Glaskasten aufbewahrten schottischen Regalien (Kronjuwelen) an, mit größerem Interesse ein an der Südostecke des Hügels gelegenes unscheinbares Wohnhaus, in welchem Maria Stuart, drei Monate nach der Ermordung Rizzio's, den spätern König Jakob VI. gebar. Zwei Zimmer sind es, die in diesem Wohnhaus gezeigt werden: eine Art Vorsaal oder Wachtstube, mit langen Tischen oder Bänken darin, und daran anstoßend das Kloset der Königin selbst. In jenem



Aus dem alten Edinburgh.

Vorsaale befinden sich zwei Bildnisse, das eine davon Maria Stuart darstellend, dessen Echtheit freilich entschieden angezweifelt wird. Unangefochten in ihrer Echtheit von allen vorhandenen Bildnissen der unglücklichen Königin sind nur die Bilder in Hampton Court, in Windsor Castle und das dem Grafen Morton zugehörige Porträt.

Aus dem Vorsaal treten wir in das Kloset der Königin. Dies Zimmerchen mit seinem braunem Wandgetäfel macht noch jetzt den Eindruck einer gewissen Eleganz, wenigstens des Niedlichen und Wohnlichen. Freilich ist es sehr klein und eng und gleicht durchaus einer braungetäfelten, altmodischen Schiffskajüte.

Nun betrachte von Arthurs Sitz herab den hohen, spitzen Thurm, der an Princes Street so stattlich und ausgezackt emporsteigt: es ist Walter Scott's Monument. In den Nischen dieses hohen, reich verzierten gothischen Spitzthurms stehen die uns aus seinen Werken bekannten Figuren: der letzte Minstrel mit der Harfe, die Jungfrau vom See, die mit dem Ruder in der Hand aus einem Boote zu steigen scheint, Prinz Charlie aus dem Waverley und andere. Unter der Wölbung des Denkmals ist die Marmorstatue des großen Dichters angebracht; er ist in sitzender Stellung aufgefaßt und sein treuer Hund Bevis liegt ihm zur Seite. — Der Hügel vor uns gen Nord ist Calton Hill, die glänzende Säulenreihe auf demselben des Nationaldenkmal und der Thurm ist Nelson's Monument. Dies Nationaldenkmal, zur Erinnerung an die bei Waterloo gefallenen Helden errichtet, sollte eine genaue Nachbildung des Parthenon in Athen werden, aber die Gelder gingen aus, und so steht es als moderne Ruine mitten zwischen vielen vollendeten Gebäuden.

Wer Edinburgh, das neue Athen, gesehen, ist wie berauscht. Kein Wort, kein Bild kann eine Vorstellung geben von der Wunderbarkeit dieses Anblicks; dem Worte müßte die Phantasie auch Farbe, dem Bilde ein Zauber die Möglichkeit der Bewegung geben, so daß man das Gesammtbild nicht in Theilen, sondern soviel möglich als Ganzes in Sinn und Seele fassen könnte.

Nun hätten wir die Hauptpunkte der Stadt betrachtet und wenden uns zur Umgebung. Ueber Calton Hill hinaus gegen Nord erblickst Du die freundliche Hafenstadt Leith mit ihren Schiffen in dem breiten Meerbusen des Forth und hinter ihm die beiden schön geformten Kegelberge, das sind die Lomonds. Ostwärts von Leith sehen wir am Strande den hübschen Ort Portobello, da tummelt sich Alt und Jung in den Wellen, und aus den Badekutschen springen Herren und Damen in das einladende, rauschende Wellenbad. Rings im Osten dehnt sich das blaue Meer, das gerade jetzt bei dem geringen Winde nur wenig auf- und niederwallt, aber doch die schaumgesäumten Wellen eine nach der andern ans Gestade wirft, und da, wo die Küste sich nach Südosten umzubiegen beginnt, hebt sich Baß Rock hervor aus den dunklen Wogen.

Richten wir nunmehr unsern Blick nach Nordwesten, so verfolgen wir weithin den Busen des Forth und den gleichnamigen Fluß, bis am Horizont das Schloß von Stirling hervor-

schimmert, und südlich davon die fruchtbare, wohlbebaute, mit Dörfern und Städten, vielem Wiesengrün und einzelnen Waldgruppen erfüllte Ebene, von welcher sich wiederum mehrere Bergreihen abheben. Die Kette im Westen, der Stadt nicht fern, aus deren Laubbäumen die Sommerhäuser glänzen, sind die Corstorphine Hills, südlicher dort kommen die Pentland Hills vom Flusse Clyde her aus der Gegend von Lannark und strecken sich auf unsern Arthur's Sitz zu, und hier gegen Osten ziehen die öden Lammermoor Hills bis nahe an den Meeresspiegel. In dem tiefsten der Thaleinschnitte aber zieht die Eisenbahn ihre metallenen Fäden, durch welche die beiden einst durch mehrere Tagreisen geschiedenen Hauptstädte Großbritanniens auf die Entfernung von nicht mehr als zwölf Stunden zusammengerückt sind. —

Nachdem wir so das Bild von der Stadt und Umgebung aufgerollt haben, sagen wir dem König Arthur Lebewohl; der Knappe, welcher unser Führer gewesen, bringt uns an der bequemsten Stelle von der obersten Felszinne herunter, und verschwindet dann unerwartet in einer Felsgrotte.

Im Thale zwischen Arthur's Seat und Calton Hill liegt der Holyrood-Palast, das düstere Schloß schottischer Könige, längere Zeit auch der Wohnsitz der Maria Stuart. Den breiten Raum vor dem Schlosse ziert ein schöner Brunnen mit ungemein reicher Steinmetzarbeit; ihn ließ Prinz Albert nach dem Muster eines alten Brunnens in Linlithgow errichten. Gekrönt wird der Brunnen vom schottischen Löwen, der Szepter und Schwert in den Pranken hält; allerhand schalkhafte Figuren in spanischer Tracht, Krieger, Ritterfräulein, Pagen, Landsknechte u. s. w., auch Thiergestalten, wie Hirsche, Löwen, Einhorn, zieren die verschiedenen Etagen der meisterhaft gearbeiteten Fontaine.

Groß und ernst empfangen die Reihen der Bögen und Pfeiler der zerstörten Abtei den Eintretenden. Als Dach wölbt sich des Himmels Blau über den weiten, öden Raum. Noch steht das reichverzierte gothische Portal, welches die letzten schottischen Könige erbaut haben. Der Stil ist halb normännisch, halb gothisch, weil der Bau aus verschiedenen Zeiten datirt. Der heilige David gründete, der Legende nach, Holyrood-Abtei an dem Orte, an welchem er einst beim Jagen in Gefahr war von einem starken Hirsche niedergestoßen zu werden; da schwebte wundersam ein Kreuz vom Himmel auf ihn herab, und als der Hirsch dies sah, erschrak er und entfloh. Zerfallen und ohne Dach ist diese Abtei wegen der Schönheiten ihrer Architektur und der Verkettung mit der Geschichte des untergegangenen schottischen Königshauses von hohem Interesse. Hier ruhen die Gebeine von Jakob II. und Jakob V., von David II. und von Lord Darnley. Hier ist noch heute ein geheiligtes Asyl für alle insolventen Schuldner, und wer sich innerhalb eines Umkreises von 60 Metern von der Abtei befindet, den darf Niemand wegen Schulden verfolgen.

Das Gebäude, unmittelbar an die Abtei anstoßend, hat einen wunderlich eigenthümlichen, etwas unbeholfenen Stil. Vier Eckthürme mit spitzen Dächern, je zwei und zwei zusammen

vorspringend, und vier Flügel schließen einen viereckigen Hof ein, und geben dem Ganzen mehr ein kastellartiges Ansehen, als das eines königlichen Schlosses. Dabei ist die Physiognomie des Innern sonderbar — es ist nicht neu, es ist nicht alt, nicht modern englisch elegant, nicht alterthümlich französisch und schwerfällig; es ist nicht ganz wüst, es ist nicht bewohnt, nicht finster und auch nicht heiter, — kurz, es ist schwer, den eigentlichen Charakter des Ganzen anders zu schildern als durch diese Widersprüche! —

Die sogenannte Große Gallerie enthält die Porträts von einhundert und elf schottischen Königen (die Fabelhaften mit eingeschlossen). Im zweiten Stock des nordwestlichen Thurms und somit dem ältesten von Jakob V. gebauten Theil des Palastes, befindet sich Maria's Empfangszimmer, wo sie die Unterredung mit dem Schwärmer John Knox hatte, sowie ferner ihr Ankleidezimmer und das Schlafzimmer der schönen Queen Mary.



Queen Mary.

In diesem Schlafzimmer steht noch das Bett, in welchem sie geruht, mit blutrothem Seidendamast bedeckt, von grünen Vorhängen beschattet, auch das Kopftuch der unglücklichen Königin liegt noch auf dem Kissen. Daß letzteres aber von keinem nach Raritäten begierigen Sohne Albions „entfernt" werde, dafür sorgt ein hohes, rings um die Bettstelle gezogenes Gitter.

Ueber dem Bett hängt ein Bildniß, nicht das des schönen Darnley, noch das des häßlichen Rizzio, nicht das des Grafen Bothwell, noch das des Herzogs von Norfolk, und doch ein Bild aus ihren Träumen: das Bild — der Königin Elisabeth! Ist das nicht wie ein Dolchstoß in die Leiche?!

„Was ist der Mensch! Was ist das Glück der Erde!
Wie weit ist diese Königin gebracht,
Die mit so stolzen Hoffnungen begann,
Die auf den ältsten Thron der Christenheit
Berufen worden, die in ihrem Sinn
Drei Kronen schon auf's Haupt zu setzen meinte."

Neben dem Schlafzimmer liegt das Kabinet, in welchem Maria mit der Gräfin von Argyle und mit Rizzio an jenem verhängnißvollen Abend des 9. März 1566 saß, bevor

der Sänger und Geheimschreiber nach Darnley's Willen ermordet ward. Nicht weit davon ist der Vorsaal, wo der Mord geschah und wenige, noch sichtbare, dunkle Flecken am Boden gelten als das Blut des Günstlings Rizzio.

Wehmüthige Gedanken überkommen uns beim Anblick dieser Erinnerungen an die unglückliche Königin.

„Ist das ein Schicksal für die Weicherzogne,
Die in der Wiege Königin schon war,
Am üpp'gen Hof der Medicäerin
In jeder Freuden Fülle aufgewachsen!
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
Wenn ihre zarte Jugend sich verging,
Mag sie's mit Gott abthun und ihrem Herzen!"

Genug! Wenden wir uns lieber dem Leben und den heiteren Bildern aus der Gegenwart der schottischen Hauptstadt zu. Wir verlassen den düstern Palast, senden noch einen Blick hinauf zum Calton Hill, einen zweiten zur altehrwürdigen Burg und dann Ade, Schottland, Ade, Du schönes, stolzes Edinburgh:

Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier,
Mein Herz ist im Hochland, im Jagdrevier,
Dort jag' ich das Wild und verfolge das Reh,
Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich geh.
Leb wohl, o Gebirg', du des Nordens Lust,
Wo Biederkeit wohnt in der männlichen Brust.
Wo immer ich wand're, wohin ich entflieh',
Des Hochlands Gebirge vergeß' ich doch nie! —

Richard Oberländer.

Schluß der ersten Abtheilung der Nordland-Fahrten.

Druck von Hundertstund & Pries in Leipzig.

Staatliche Bibliothek Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Broemel, Francis / Hoffmann, Hans / Oberländer, Richard

Nordland-Fahrten

Bd.: 1

Leipzig [1881]

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Geogr.q.10(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11747979-5